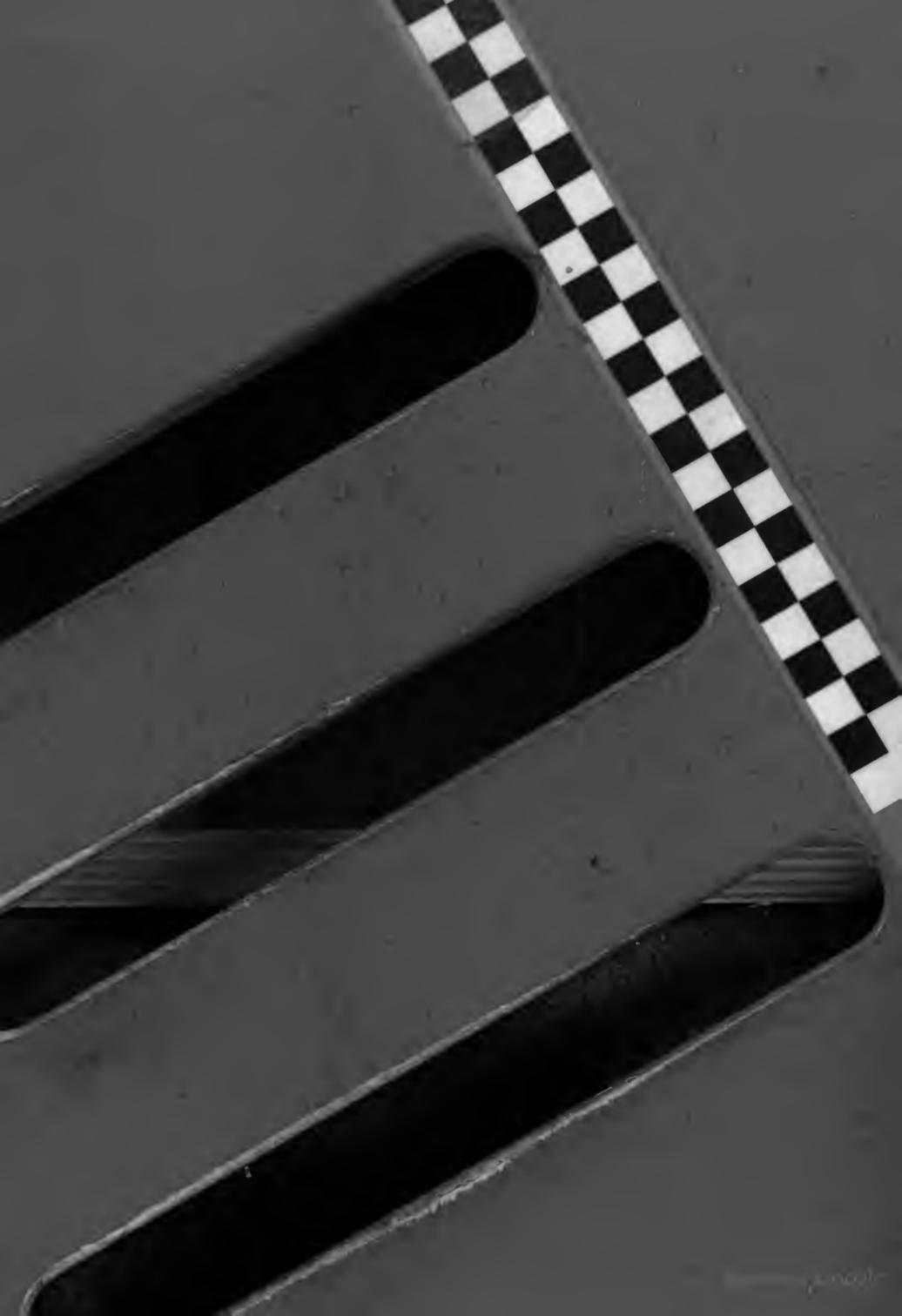
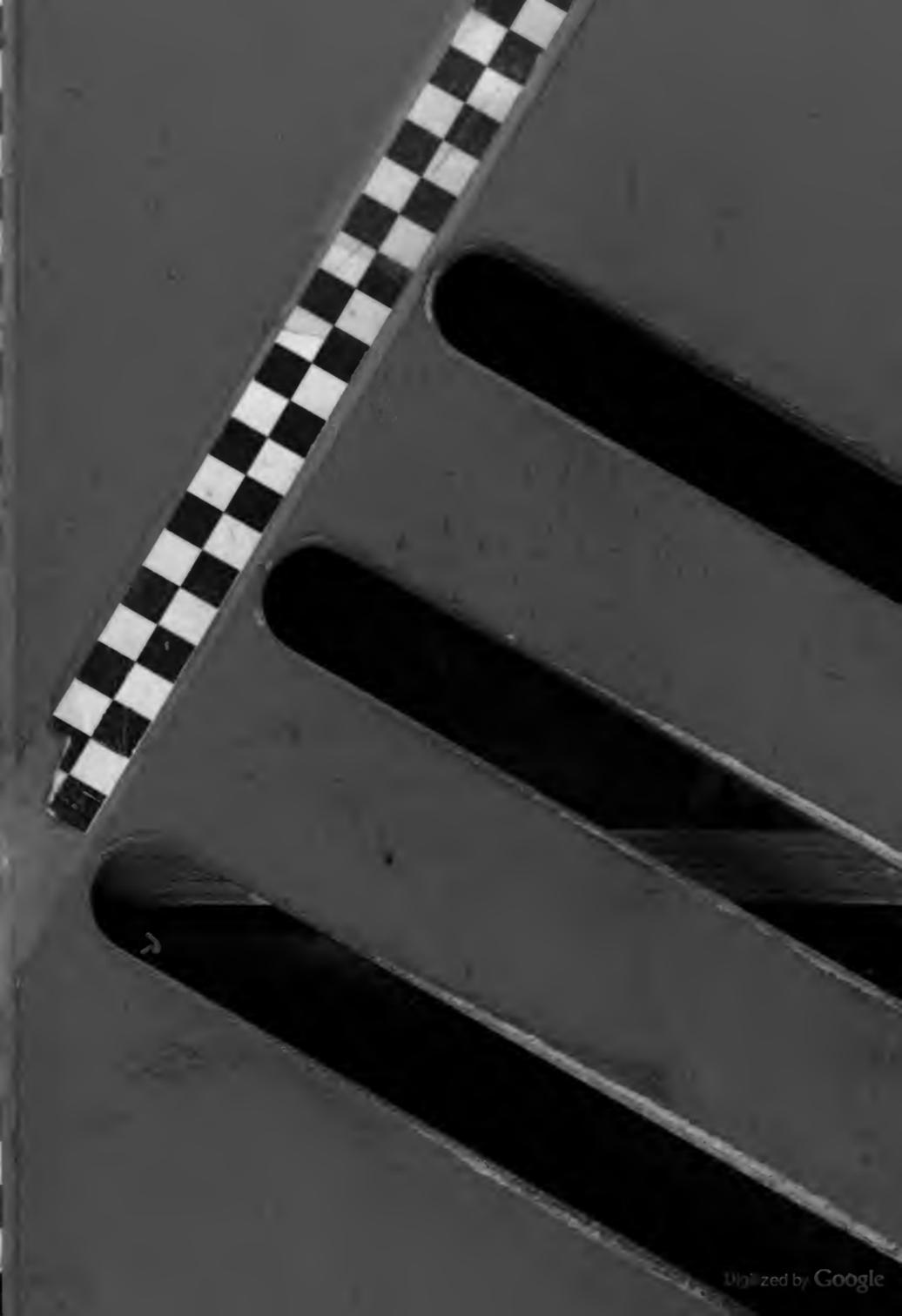


*image
not
available*





A black and white photograph showing a close-up of a mechanical assembly. The assembly features a prominent black and white checkered pattern, likely a scale or a reference marker. The pattern is oriented vertically and diagonally. A small, rectangular label is affixed to the assembly, containing the text "063", "FU", and "v.35" stacked vertically. The background is a plain, light color.

063
FU
v.35



063
FU
v.35

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class

063

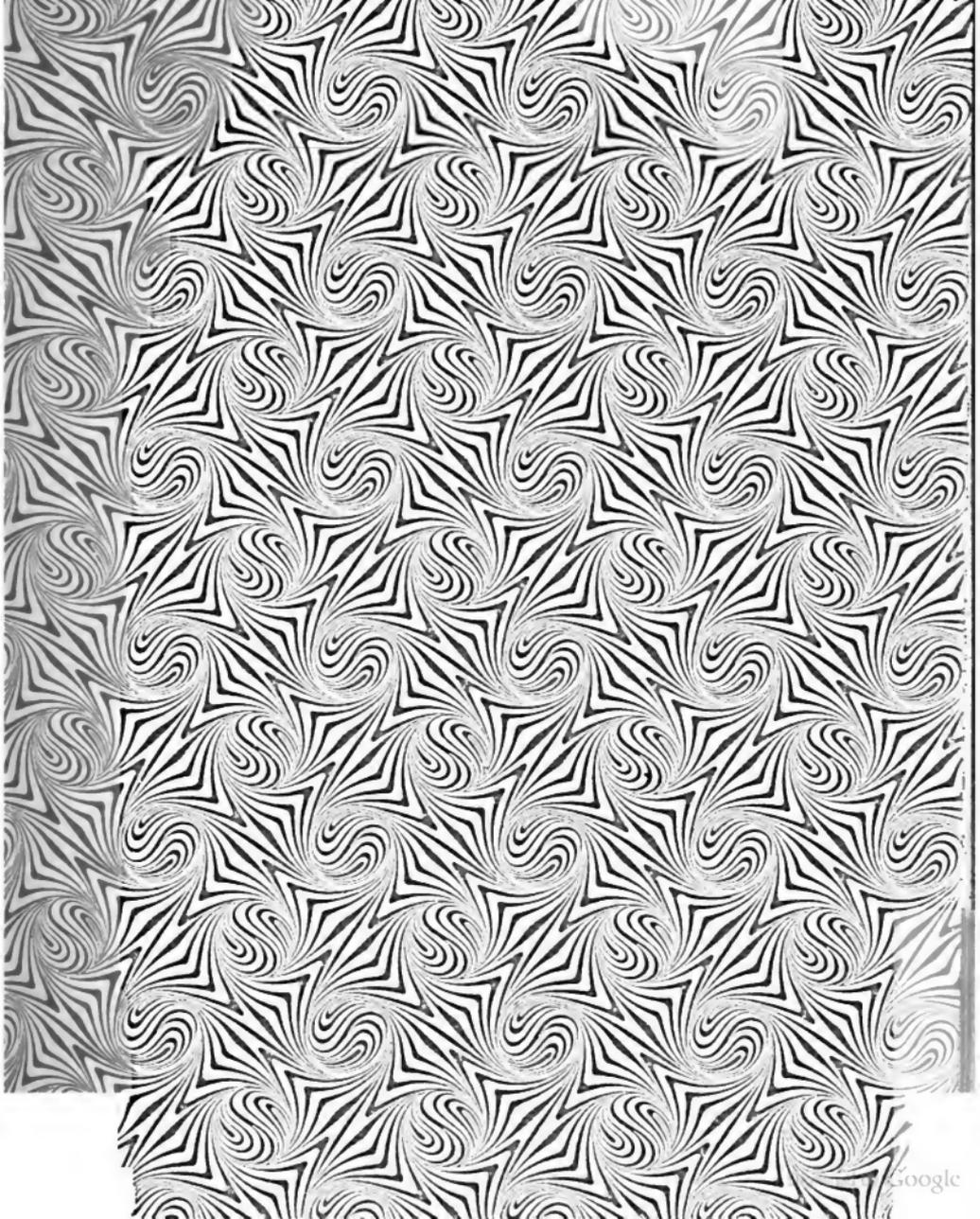
Book

FU

Volume

35

Jan 09-20M





PREISSCHRIFTEN

GEKRÖNT UND HERAUSGEGEBEN

VON DER

FÜRSTLICH JABLONOWSKI'SCHEN GESELLSCHAFT

ZU LEIPZIG.



Nr. XXII DER HISTORISCH-NATIONALÖKONOMISCHEN SECTION.

XXXV. HEINRICH SCHURTZ, DAS AFRIKANISCHE GEWERBE.

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG  VON B. G. TEUBNER

1900.

DAS AFRIKANISCHE GEWERBE

VON

HEINRICH SCHURTZ.



GEKRÖNTE PREISSCHRIFT.



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1900.

063
TIT
V. 35

Eingereicht und preisgekrönt im Jahre 1899

als Lösung der Preisaufgabe:

„Eine eingehende Untersuchung und vergleichende Darstellung des nationalen Gewerbes bei den eingebornen Völkern eines oder mehrerer aussereuropäischer Erdtheile unter besonderer Berücksichtigung der Betriebsformen der Stoffumwandlung und der Absatzweisen der Fabrikate.“

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern	7
1. Allgemeines	7
2. Töpferei	13
3. Flechten, Spinnen, Weben	19
4. Salzsiederei, Gold- und Erzwäscherei	25
II. Orts- und Stammesgewerbe	29
1. Allgemeines	29
2. Gewerbebetrieb unsteter Stämme	38
3. Eisenarbeit als Gewerbe bestimmter Orte und Stämme	45
4. Andre lokalisierte Gewerbe	52
5. Entstehung und Wesen des Stammesgewerbes	57
III. Gewerbe als Beschäftigung Einzelner	66
1. Allgemeines	66
2. Ausbildung und soziale Stellung der Handwerker	71
3. Übersicht der einzelnen Gewerbe	84
IV. Höhere gewerbliche Organisationsformen	96
1. Keime der Organisation	96
2. Hofhandwerker	104
3. Gewerbeaufseher am Hofe	108
V. Absatz gewerblicher Erzeugnisse	115
1. Das Marktwesen	115
2. Handelsbräuche	122
3. Fernhandel und Handelsvölker	127
4. Gewerbliche Produkte als Geld	132
Rückblick	140

Abkürzungen der Litteratur.

- M. D. S. = Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten.
P. M. = Petermanns Mitteilungen. E. = Ergänzungsband.
P. R. G. S. = Proceedings of the Royal Geographical Society, London.
H. H. = Staudinger, Im Herzen der Haufsaländer.
S. S. = Nachtigal, Sahara und Sudan.
Emin = Emin Paschas Reisebriefe und Berichte.
Stuhlmann = Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika.
Junod = Junod, Les Ba Ronga (Bulletin de la société Neuchateloise de Géographie X. 1898).
Dapper = Dapper, Naukeurige Beschrijvinge der Afrikansche Gewesten. 1676.
Bosman = Bosman, Beschrijving van de Guinese Goud-, Tand- en Slave-Kust. 1704.
Caillié = Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou.
Payeur-Didelot = M. Payeur-Didelot i. Bull. de la Soc. de Géographie de l'Est. 1895/96.
Paulitschke = Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas. I. Materielle Kultur.
II. Geistige Kultur.
Barth = Barth, Reisen in Afrika.
Masui = Th. Masui, L'État indépendant du Congo à l'Exposition Bruxelles-Tervueren. 1897.
-

Einleitung.

Wenn es gilt, ein größeres Gebiet der Erde vom Standpunkte der Völkerkunde nach irgend einer Richtung hin zu durchforschen, so ist es kein Zufall, daß sich der Blick unwillkürlich zunächst auf Afrika lenkt. Eine Reihe von Vorzügen findet sich hier vereinigt. Große Teile Afrikas sind erst in neuerer Zeit von Europäern betreten und unmittelbar beeinflusst worden, und die Forscher, die hierbei thätig gewesen sind, stehen meist auf der Höhe der heutigen Wissenschaft; das ist namentlich ein Vorzug gegenüber Polynesien, dessen höchst interessante Zustände in der Hauptsache nach älteren, zum Teil unklaren und wenig verlässlichen Quellen untersucht werden müssen. Afrikas Volksleben bietet ferner außerordentliche Gegensätze der Entwicklung, denn auf dem Boden desselben Erdteils, der einst die ägyptische Kultur erblühen sah, finden wir noch heute klassische Vertreter der unsteten Völker, und neben ihnen Stämme auf den verschiedensten Stufen der Gesittung und der wirtschaftlichen Bethätigung; in diesem Sinne ist das Studium der afrikanischen Verhältnisse aussichtsreicher als das der amerikanischen oder gar der australischen. Endlich ist der massige, geschlossene Bau des afrikanischen Festlandes nicht ohne Bedeutung, denn er gewährt eine gewisse Bürgschaft, daß fremde Einflüsse nicht so leicht den Kern des Volkes und der einheimischen Kultur beeinflussen und umgestalten können, wie das anderwärts der Fall ist.

Aber wer daraufhin ein allgemeines Thema der Völker- oder Wirtschaftsgeschichte auf Grund der afrikanischen Verhältnisse zu behandeln unternimmt, wird die Gefahren zu bedenken haben, mit denen ein allzurashes Verallgemeinern seiner Ergebnisse verbunden sein würde. Das Lob Afrikas als eines vorzüglich günstigen Gebietes vergleichender ethnographischer Studien bedarf denn doch mancher Einschränkung. Zunächst ist zwar die Gestalt des Erdteils äußere Einwirkungen ungünstig, aber die geographische Lage in der Nachbarschaft alter Kulturgebiete hebt diese Eigentümlichkeit teilweise wieder auf. An unmittelbaren tiefen Eingriffen hat es, von Nordostafrika und der Mischzone des Sudan abgesehen, zwar bis nahe zur Gegenwart gefehlt, aber mittelbar sind doch Kulturergebnisse durch den ganzen Erdteil durchgesiebert, sei es von Norden her, sei es von der Seite Arabiens und Indiens. Die Schnelligkeit, mit der sich die amerikanischen Kulturpflanzen Mais, Maniok und Tabak oder von Osten her der Hanf durch Afrika verbreitet haben, zeigt zur Genüge, wie zum mindesten gewisse Kulturgüter, deren Wert leicht verständlich ist, in ihren Wanderungen hier kaum auf überwindliche Schranken

stossen. Weiter ist nicht zu vergessen, daß die Völker Afrikas bei aller Mannigfaltigkeit ihres Wesens doch keineswegs eine vollständige Musterkarte aller Kulturarten zeigen; die Wirtschaftsformen der kalten und selbst der gemäßigten Zone sind auf afrikanischem Boden nicht vertreten, ebenso fehlt fast ganz die insuläre, vorwiegend auf die Ausbeutung der Schätze des Meeres angewiesene Bevölkerung, wie sie für einen großen Teil Polynesiens und des südöstlichen Asiens charakteristisch ist.

Zur Vorsicht mahnt auch die Thatsache, daß trotz mannigfacher Völkermischung doch nur drei Hauptrassen im tropischen Afrika in Betracht kommen, die der dunkeln Neger, der braunen Hamiten und der hellfarbigen Zwergvölker, und daß von diesen wieder die Neger dem afrikanischen Volkstum seine Eigenart verleihen. Nun ist für den Charakter des Negers vor allem ein Mangel an Phantasie und überhaupt geistiger Feinsinnigkeit bezeichnend. Wie die bildende Kunst, der Tanz und die Dichtung der Neger etwas Plumpes, Unfertiges haben im Vergleich mit den Leistungen vieler anderer Naturvölker, so zeigt die Mythologie einen weit roheren Bau als etwa die der Polynesier, und es kann demnach nicht Wunder nehmen, daß auch die Gesellschaft in allen ihren Verzweigungen und Aufgaben selten mit Folgerichtigkeit ausgebaut ist und in ihrer Art oft das gerade Gegenteil des peinlich durchgeführten indischen Familien- und Kastenwesens darstellt. Das Vorwalten des Neger-elementes giebt auch in wirtschaftlicher Beziehung Afrika eine gewisse Uniformität; wo es die Natur des Bodens gestattet, herrscht der Hackbau, in der Steppe aber der Nomadismus, der wohl auf semitische Anregung zurückgeht, und nur die Reste der Zwergvölker stehen meist noch auf der Stufe der reinen Jäger und Sammler.

Es ist also kein Bild der menschlichen Wirtschaft schlechthin, das uns eine Betrachtung des südlichsten der alten Erdteile bietet, sondern ein Bild der afrikanischen Wirtschaft, das immer nur ein Beitrag zu einem Alles umfassenden Gemälde sein kann. Bei einer Untersuchung insbesondere des Gewerbes, das neben Ackerbau und Viehzucht zurücktritt und oft nur in seinen Keimen vorhanden ist, wird der Begriff des Wortes nicht zu eng gefaßt werden dürfen, da sonst zahlreiche Vorstufen und Abzweigungen der Entwicklung aus dem Rahmen der Arbeit herausfallen würden, während doch das Verständnis gerade dieser Dinge unerläßlich ist.

Wer über das Gewerbe primitiver Völker arbeiten will, muß auf den Forschungen und Einteilungsgrundsätzen Karl Büchers¹⁾ fußen, die hier zunächst in aller Kürze anzudeuten sind. Bücher unterscheidet zwei Arten der ökonomischen Bethätigung, die Urproduktion einerseits, das Gewerbe andererseits; beiden gegenüber stehen die Distribution (Handel u. s. w.), das Versicherungswesen und die persönlichen Dienstleistungen. Urproduktion und Gewerbe sind zunächst immer eng verbunden: Wer die Rohstoffe erzeugt, verarbeitet sie auch weiter und verwendet die auf diese Weise entstehenden

1) Karl Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft. Arbeit und Rhythmus. Die Wirtschaft der Naturvölker. Artikel im H. d. St. und Wörterbuch der Volksw.

gewerblichen Produkte in der eigenen Wirtschaft, wobei bereits eine scharfe Trennung der Thätigkeit nach den Geschlechtern besteht. Diese Stufe der Stoffverarbeitung bezeichnet Bücher als Hauswerk. Eine höhere Stufe des Hauswerks entsteht, wenn Überschüsse dieser gewerblichen Thätigkeit gegen andre Produkte ausgetauscht werden; die Entwicklung vollzieht sich meist nicht in der Weise, daß einzelne Personen ein Gewerbe besonders eusig betreiben und die eigenen Stammesgenossen mit dem Überschufs versorgen, sondern in der Form des Stammesgewerbes: Eine ganze sociale Gruppe wendet sich einem bestimmten Gewerbe zu und tritt in ein Tauschverhältnis mit anderen Gruppen. Eine weitere Stufe ist das Lohnwerk. Hier hat der Gewerbetreibende nichts mehr mit der Urproduktion zu thun, sondern besitzt nur sein Handwerkszeug und erhält von dem Urproduzenten die Rohstoffe zur Verarbeitung; er betreibt sein Gewerbe entweder im Umherziehen, indem er bei seinen Auftraggebern vorübergehend Wohnung und Kost erhält (Stör), oder im eigenen Hause (Heimwerk). Beim Handwerk (Preiswerk) endlich besitzt der Gewerbetreibende sämtliche Betriebsmittel und erzeugt Tauschwerte für Konsumenten, die nicht seinem Haushalte angehören.

Von vornherein ist zu bemerken, daß das afrikanische Gewerbe in der Hauptsache als Hauswerk erscheint, aber dabei doch in so differenzierten Formen, daß dieser weite Begriff zu ihrer Charakterisierung nicht hinreicht. Zunächst bedarf schon der Begriff Urproduktion einer genaueren Beleuchtung. Bücher selbst weist darauf hin, daß die Urproduktion der Männer von der der Frauen ganz verschieden ist, daß die Frauen im allgemeinen die pflanzliche Kost besorgen und im Zusammenhange meist denn auch pflanzliche Stoffe mit Vorliebe gewerblich verarbeiten, während die Männer als Jäger und Fischer Rohstoffe tierischen Ursprungs gewinnen und weiter umbilden.²⁾ Die Frau ist dann vielfach zum Anbau von Nutzpflanzen, der Mann zur Viehzucht übergegangen. Aber es ist nicht empfehlenswert, die Grenze zu scharf zu ziehen. Vor allem ist zu bedenken, daß es sich bei der Einteilung der Wirtschaft zuerst um die Beschaffung von Nahrungsmitteln handelt, und daß der Frau aus keinem anderen Grunde das Einsammeln pflanzlicher Nährstoffe zufällt, als weil dies die leichtere und gefahrlosere Arbeit ist; eine Art niedere Jagd betreibt sie daneben auch, indem sie Larven, Muscheln, Eier u. dergl. sammelt, Eidechsen und andere kleine Tiere erlegt u. s. w. Den Mann seinerseits hindert nichts, pflanzliche Stoffe zur Herstellung der Waffen, Boote und Hütten zu verwenden; so gehört die Holztechnik überall zum Thätigkeitskreise der Männer, während Frauen nicht selten Schmucksachen aus tierischen Teilen, Muschelschalen, Federn u. dergl. herstellen. Schon auf dieser Stufe kann es vorkommen, daß das eine Geschlecht als Urproducent eines Stoffes erscheint, den das andere dann weiter verarbeitet. Auf höheren Stufen der Entwicklung ist dieser Vorgang sogar recht häufig, wie aus zahlreichen Beispielen weiter unten zu ersehen ist; so wird die

²⁾ Vergl. darüber auch: Julius Lippert, Kulturgeschichte, und Karl v. d. Steinen, Unter den Völkern Centralbrasilien.

Baumwolle meist von den Frauen angebaut, aber von den Männern verarbeitet, am unteren Sambesi ziehen die Frauen in ihren Gärten die Kalebassen, die dann von den Männern zu Gefäßen umgeformt werden, bei den N' Komis am unteren Ogowe machen die Frauen die Schnüre, aus denen die Männer dann ihre Fischnetze flechten; auch das Stroh, aus dem in so vielen Gebieten die Männer Körbe flechten, stammt wohl oft von den Feldern der Frauen.

Dafs der Urproduceent nicht mit dem gewerblichen Verarbeiter zusammenfällt, kommt in Afrika gar nicht so selten vor, ohne dafs man doch von Handwerk im engeren Sinne sprechen könnte. Namentlich das Eisen geht häufig durch die Hände zweier Arbeiter, des Hüttenmannes, der es aus den Erzen reduciert und in Form von Barren oder rohen Werkzeugen (Hacken, Äxten, Lanzenspitzen) weiter verhandelt, und des Schmiedes, der es weiter zu allerlei Gerät umformt. Diese Art der gewerblichen Produktion ist durch die Einfuhr von Eisen und anderen Metallen aus Europa verstärkt, aber keineswegs erst hervorgerufen worden, wie es namentlich die Verhältnisse des innern Kongobeckens mit seinem ausgedehnten Kupfer- und Eisenhandel beweisen.

Ferner ist das Stammesgewerbe, wie sich zeigen wird, keine ganz einfache und leicht zu deutende Erscheinung. In Afrika ist es oft richtiger, von einem Ortsgewerbe zu sprechen. Ausserordentlich häufig sehen wir das Stammes- oder Ortsgewerbe nicht in seiner klassischen Form derart entwickelt, dafs alle in Betracht kommenden Familien sich ihm widmen, sondern in der Weise, dafs nur einige bestimmte Familien das Gewerbe als ererbte Thätigkeit betreiben, während vielleicht die Masse des Stammes sich dem Feldbau oder anderen gewerblichen Arbeiten widmet.

Das Lohnwerk in seiner reinen Form ist in Afrika nicht häufig nachzuweisen. An und für sich herrscht das Hauswerk in seinen verschiedenen Stufen überall vor und zeigt, wie wir schon gesehen haben, sogar die Neigung, unmittelbar in das Handwerk überzugehen. Ausserdem dürfte es sich empfehlen, bei der Betrachtung des Lohnwerkes nicht aus den Augen zu lassen, dafs die verschiedenen Arten des Gewerbes nicht in gleicher Weise geeignet sind, in die Form des Lohnwerkes überzugehen.

Wo die Urproduktion naturgemäfs sehr eng mit dem Gewerbe verknüpft ist, wie beim Korbmacher oder Mattenflechter, der sich einfach die nötigen Ruten und Halme aus dem nächsten Walde holt, oder auch beim Weber, der die selbstgezogene Baumwolle verarbeitet, kann sich das Lohnwerk schwer entwickeln; wo dagegen die gewerbliche Thätigkeit die Stoffe nur vorübergehend beeinflusst, wie bei der Indigofärberei im Sudan oder beim Verzieren von Kalebassen und Holzgeräten mit Braudmustern, liegt seine Entstehung sehr nahe. Im übrigen erscheint es noch am häufigsten in der Form, dafs der Gewerbetreibende die Ausbesserung von Geräten vorwiegend betreibt; neuerdings giebt namentlich das Ausbessern von Gewehren den afrikanischen Schmieden viel zu thun und scheint stellenweise wirkliche Störarbeit hervorgerufen zu haben.

Eine genauere Betrachtung der afrikanischen Verhältnisse zeigt, daß neben den bisher genannten Entwicklungsformen noch manche andere Einflüsse zu berücksichtigen sind. Das afrikanische Gewerbe in seinen höheren Formen ist nicht verständlich ohne Kenntnis der mystischen Anschauungen, die eng mit dem Gewerbebetrieb verbunden sind, den Wettbewerb einschränken und das Leben und Eigentum des Arbeiters auch dort sichern, wo sein Beruf geringer Achtung genießt. Jedes Gewerbe hat seine Geheimnisse, die in den Augen des Negers von höchster Wichtigkeit sind und innerhalb der Familie oder des Stammes vererbt werden; der Pfuscher, der sie nicht kennt, erreicht mit seiner Arbeit nichts oder hat Krankheit und Tod zu gewärtigen. Diese mystischen Vorstellungen werden, wie sich zeigen wird, zuweilen mit Bewußtsein dazu benützt, ein gewerbliches Monopol zu schaffen; wo in Afrika etwas wie eine Organisation zu finden ist, die einermassen an das Zunftwesen des Mittelalters erinnert, liegt die Wurzel der Erscheinung im Mysticismus, und daraus ergibt sich auch, daß sie nur äußerlich jenen enropäischen Gegenständen ähnlich ist.

Wo größere staatliche Gemeinschaften entstehen, wird auch der Gewerbebetrieb einermassen organisiert, indem entweder Handwerker selbst im Rat der Häuptlinge erscheinen, oder die Oberhäupter gewerbebetreibender Stämme am Hofe als höhere Beamte vertreten sind, oder endlich besondere Gewerbeaufseher bestellt werden; freilich ist die Hauptaufgabe dieser Aufseher die Steuererhebung, erst in zweiter Linie fühlen sie sich als Vertreter ihrer Schutzbefohlenen am Hofe. Im ganzen bleibt es bei diesen Ansätzen, eine Organisation, die von den Handwerkern selbst ausgeht, ist nicht nachzuweisen.

Wo gewerbliche Gruppen dennoch eine Sonderstellung einnehmen, ist das — abgesehen von den eben erwähnten Verbänden auf mystischer Grundlage — fast immer dem Umstande zuzuschreiben, daß ihr Gewerbe verachtet und vom übrigen Volke gemieden ist. Zum Teil hängt das mit dem Hereintragen gewerblicher Thätigkeit von außen her zusammen. Der fremde Handwerker, mag er nun als Sklave oder als freier Einwanderer gekommen sein, gliedert sich erst allmählich, wenn überhaupt, dem Stammesverbande fester an, und selbst in diesem Falle deuten noch mancherlei Spuren auf den früheren Unterschied hin. Wo kulturarme Wandervölker ein Gewerbe bringen, sichert ihnen die allgemeine Mißachtung das Monopol dieses Berufes und hält oft lange Zeit die selbsthaften Bewohner des Landes von seiner Ausübung zurück.

Wenn die Gewerbebetreibenden und mit ihnen die Gewerbe selbst wandern können, so giebt es doch anderseits natürliche Schranken dieser Wanderungen, oder anders ausgedrückt der Betrieb mancher Gewerbe, die sich mit der Verarbeitung bestimmter nur stellenweise vorhandener Rohstoffe beschäftigen, ist in Gebieten nicht möglich oder doch nicht lohnend, wo diese Rohstoffe fehlen. Von den Fischern, den Salzsiedern oder den Goldwäschern, die ohnehin nur bedingt als Gewerbsleute im engeren Sinne bezeichnet werden können, gilt das am meisten; aber auch die Töpferei ist auf das Vorhandensein geeigneten Bodens angewiesen; und die Schmiedekunst im Großen zu betreiben

ist auch nur dort möglich, wo Eisenerze und Brennstoffe in genügender Menge vorhanden sind. Rechnet man hierzu noch die anderen Gründe, die zur Lokalisierung der gewerblichen Thätigkeit drängen, wie die Gunst der Handelswege, die Festigkeit der Tradition und herkömmlichen Übung und die Sicherheit gewisser Örtlichkeiten vor feindlichen Überfällen, so erklärt es sich wohl, warum in Afrika das Gewerbe sich so häufig zur förmlichen Orts- und Stammesindustrie auswächst.

Das Haften der Gewerbe am Boden, ihr enger Zusammenhang mit dem Wesen der Sippen und der Stämme, und endlich die Übertragungen neuer Fertigkeiten von außen her zwingen dazu, beim Studium des afrikanischen Gewerbes die geographischen Bedingungen und Probleme nie ganz aus dem Auge zu verlieren. Das ist freilich eine Forderung, wie sie bei allen nationalökonomischen Arbeiten, die eine ethnographische Grundlage besitzen, mehr oder weniger entschieden gestellt werden muß.

Jede Schilderung afrikanischer Verhältnisse muß endlich einen Umstand berücksichtigen, der die Erkenntnis der ursprünglichen Zustände sehr erschwert: Viele der besten Berichte stammen aus einer Zeit, in der europäische oder arabische Einflüsse sich bereits stark geltend gemacht hatten; diese Einflüsse aber haben nicht wie manche frühere langsam und fast unmerklich gewirkt, sondern mit revolutionärer Kraft durchgegriffen und die früheren Kenntnisse und Sitten oft gründlich zerstört. Vor der Einfuhr europäischer Baumwollstoffe ist die Kleiderindustrie vielfach erloschen, vor den ins Land gebrachten fremden Eisenwaren die einheimische Schmiedekunst und hier und da selbst die Töpferei. In manchen Küstengebieten, wie in Kamerun, ist der alte Gewerbefleiß fast ganz vernichtet und an seine Stelle der Zwischenhandel getreten; bis an den Nyassa hin ist in Südosten die Baumwollweberei vor der europäischen Einfuhr zu Grunde gegangen. Bei manchen Stämmen, wie den Monbuttu, hat weniger der unmittelbare Einfluss des auswärtigen Wettbewerbs zerstörend gewirkt, als der Zerfall der größeren Staaten und die innern Kämpfe, die durch das Vordringen der Fremden veranlaßt wurden. Dafür entstehen freilich auch mancherlei neue Thätigkeiten und besonders nach einer Richtung hin, der des Kunstgewerbes, wirkt die Kauflust der Europäer stellenweise ermutigend: Bei den Kaffern ist die Herstellung schön geschnittener Stücke, an der Loangoküste das Beschnitzen von Elefantenzähnen infolgedessen zum Berufe einzelner begabter Leute geworden. Den stärksten Einfluss aber hat das Eindringen der Europäer auf den Handel geübt, indem zunächst Monopole des Zwischenhandels entstanden und dann wieder zerstört wurden, neue Wertmesser sich herausbildeten und dann wieder dem europäischen Geldsystem weichen mußten. Man möchte angesichts dieser Umwälzungen fast an der Aufgabe verzweifeln, ein Bild des afrikanischen Gewerbes zu geben. Aber wer Züge des Völkerlebens zu schildern unternimmt, wird niemals etwas Gegebenes mit ruhiger Hand zeichnen können, sondern er wird dem ewigen Werden und Vergehen mit demselben aufmerksamen Auge folgen müssen, mit dem er das Keimen, Blühen und Welken einer Pflanze beobachten muß, wenn er in Wahrheit ihr Sein und Wesen erforschen will.

I.

Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern.

I. Allgemeines.

Die Teilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern, wie sie bei den meisten Naturvölkern herrscht, ist nicht ein Ergebnis vernünftiger Erwägungen, sondern hat sich nach und nach aus den besondern Thätigkeiten und Neigungen der Geschlechter herausgebildet und führt, da die weibliche Arbeit zunächst nach Erfindung des Hackbaus einer grösseren Steigerung fähig ist und überdies die natürliche Schwäche des Weibes von den Männern gern in übertriebener Weise ausgebeutet wird, zu sehr ungleicher Belastung. Unter den primitivsten Verhältnissen ist diese Ungleichheit noch nicht sehr groß, im Gegenteil ist hier noch die natürliche Anordnung lebendig, daß der Mann die mühseligere und gefährlichere Jagd ausübt, die Frau dagegen sich mit der leichteren Arbeit des Sammelns pflanzlicher Stoffe beschäftigt. Sobald aber die Frau vom bloßen Sammeln der Früchte und Wurzeln zum Anbau übergeht, legt sie sich eine Last auf, die bald genug schwer auf ihre Schultern drückt, ohne daß der Mann so leicht Miene macht, ihr mit seinen stärkeren Kräften beizustehen; lieber verwendet er Zeit und Kraft, die ihn die leichtere Nahrungsversorgung durch die Arbeit der Weiber gewinnen läßt, zu kriegerischen Unternehmungen oder nutzlosem Zeitvertreib, falls er sich nicht gar dem reinen Müßiggang in die Arme wirft. Gelingt ihm selbst dagegen der Fortschritt zur Viehzucht, so betrachtet er diese verhältnismäßig leichte Thätigkeit zunächst als sein ausschließliches Monopol und wacht eifersüchtig darüber, daß das Weib sich nicht in diese Dinge einmischt. Erst allmählich beginnt die Vernunft und Billigkeit ihrer Stimme Gehör zu verschaffen: der Mann entschließt sich, selbst zur Hacke zu greifen und den Boden zu bearbeiten, und er gestattet nunmehr auch der Frau, bei der Viehzucht hilfreiche Hand zu leisten und namentlich das Geschäft des Melkens, für das ja die Frau unbedingt geeigneter ist als der Mann, an seiner Stelle auszuüben. Mit diesen grundlegenden Thätigkeiten des Nahrungserwerbes aber werden dann auch mancherlei Fertigkeiten, die sich an sie knüpfen oder durch sie hervorgerufen sind, anders unter die Geschlechter verteilt oder fortan von beiden gemeinsam ausgeübt. Man kann die erste, aus dem Nahrungserwerb organisch erwachsende Arbeitsteilung der Kürze wegen die primäre, die zweite, auf vernünftigen Erwägungen beruhende die sekundäre nennen.

In Afrika hat sich diese Umsetzung erst teilweise und in sehr verschiedenem Grade vollzogen. Vielfach ist noch der gesamte Ackerbau ein Geschäft der Frau; anderwärts arbeiten wenigstens männliche Sklaven in den Feldern oder die Männer roden den Urwald, und bei manchen Stämmen haben die freien Männer bereits die Hauptthätigkeit auf sich genommen, so daß dem Weibe nur die eigentlichen hauswirtschaftlichen Arbeiten zufallen, also abgesehen von der Pflege der Kinder die Bereitung der Mahlzeiten mit den dazu nötigen Vorarbeiten, unter denen das Holen von Wasser und Brennholz und das Stampfen und Reiben des Getreides besonders zu nennen sind. Zuweilen wird das Getreidestampfen von den Frauen gemeinsam an bestimmten Stellen des Dorfes vorgenommen, wo große ausgehöhlte Holz- oder Felsblöcke gewissermaßen als „Dorfmühlen“ dienen und Gesang oder Geschwätz die Arbeit erleichtern.¹⁾ Die Küche wird nunmehr ganz der Frau überlassen, und während ursprünglich meist getrennte Wirtschaft herrschte, die Männer ihre Jagdbeute selbst brieten und von den Frauen nur die vegetabilische Zukost erhielten, wandert jetzt alles Genießbare in die Frauenküche, und das Kochen und Braten gilt als Domäne der Weiber. Das ist eine Art der Arbeitsteilung, die hier und da wirklich zu einem Gewerbebetrieb geführt hat, den die Frauen beherrschen, dort nämlich, wo häufig Karawanen oder einzelne Reisende vorüberkommen und gegen Bezahlung Nahrungsmittel verlangen; der Gedanke, einen Kleinhandel mit fertig gekochten Speisen zu eröffnen, liegt verlockend nahe. Eine merkwürdige Übergangsform zu diesem Handel findet sich im Hinterlande von Angola. „Bei dem Tauschverkehr im Lager“ schreibt Büttner²⁾, „bildeten sich auch jene Freundschaften, welche die westafrikanischen Weiber mit den Fremden bei längerer Anwesenheit derselben zu schließen pflegen; sie tragen für die Beköstigung derselben Sorge in der Hoffnung auf ein Geschenk beim Abschied und bei der Rückkehr“. Dasselbe beobachtete Schütt. „Ein solches Verhältnis bei den Luba“, setzt er hinzu³⁾ „hatte durchaus nichts mit Herzensaffecten zu schaffen, es war lediglich ein Kontrakt, nach welchem die Mädchen dort den auserwählten Fremden während seiner Anwesenheit mit Speise und Trank versehen und dafür entsprechende Gegenleistungen an Zeug und Perlen erwarten; eine Verpflichtung also für die Frau, alle von ihr zum Verkauf gebrachten Elswaren nur an den einen Mann zu verkaufen, und für den Mann, solche nur von ihr zu erkaufen.“ Die Angaben H. Muellers⁴⁾ lassen allerdings erkennen, daß hier nicht nur ein Tauschgeschäft stattfindet, sondern eine Art wilder Ehe geschlossen wird. Wie er behauptet, ist die Sitte im Lundareich erst durch den damaligen Muata Yamwo eingeführt worden, der allen Weibern, die auf diese Weise mit fremdem Händlern verkehrten, Strafflosigkeit zusicherte, falls sie ihm eine entsprechende Abgabe zahlten; in Wirklichkeit hat der König wohl nur eine schon vorhandene Sitte als Vorwand zur Besteuerung der Frauen und zur

1) Stanley, Through the dark continent II. S. 82. Graf Schweinitz, Durch Ostafrika in Krieg und Frieden. S. 171. — 2) Büttner, Reisen im Kongolande. S. 144. — 3) Reisen im südwestlichen Becken des Kongo. S. 152. — 4) Mueller b. Wissmann, In Innern Afrikas. S. 98.

mittelbaren Ausbeutung der Fremden benutzt. Diese Form des Geschenkhandels ist anderwärts längst überwunden. Schon zur Zeit Bosmans bezogen die Weiber in Weidali den Markt mit fertig bereiteten Speisen⁵⁾, warme Nahrungsmittel sah Adams auf dem Markt zu Adrah von alten Weibern aus-geboten⁶⁾, und der Kleinverkauf dieser Art scheint heute im westlichen Sudan und den vom Handel stärker berührten Küstengebieten ganz allgemein zu sein. Im Hinterlande von Togo halten die Weiber gekochte Hirseklöße feil, wie Kling berichtet⁷⁾, und von Kete-Kratyi schreibt Klose⁸⁾: „Überall sitzen auf den Strassen Weiber, die fertige Speisen zum Genusse verkaufen, wie gerösteten Mais, Erdnüsse in Honig, sowie Fleischkugeln mit einer fertigen Kräutersauce, Maisbrote, sowie auch europäischen Zucker, der stückenweise verkauft wird, und allerhand sonstige Leckerbissen, die das Herz des Negers erfreuen.“ Duncan fand zu Podefo im nördlichen Dahomeh am Wege einen Markt mit fertig gekochten Speisen für die Reisenden⁹⁾, Garküchen im Marktorte Ja schildert Rohlf¹⁰⁾. Noch entwickelter ist dieser Handel in den Haussaländern. „Der Handel,“ sagt Staudinger¹¹⁾, „mit zubereiteten kleinen Gerichten, als Furra, Bohnenkuchen u. s. w. wird von Weibern aus allen Ständen besorgt. Selbst in vornehmen Familien helfen Frauen den oft sehr mißlichen Kassenverhältnissen des Haushalts auf, indem sie Gerichte kochen oder backen und sie durch ihre Dienerinnen auf den Markt schicken.“ Wie sogar eine Art automatischen Verkaufes sich auf diese Weise entwickeln kann, zeigen die interessanten Angaben Willsons¹²⁾ über Yoruba. „Ich habe oft gesehen,“ berichtet er, „dals auf einer Matte an der Seite der Strafe Portionen von Agidi oder Bohnenbrot oder gekochten Yams oder Akara sorgfältig zum Verkauf ausgelegt waren, während daneben eine zerbrochene Kalebasse zum Empfang der Kaurimuscheln, der Landesmünze, aufgestellt war. Meine Leute pflegten im Vorübergehen zu nehmen, was sie gerade brauchten, und dafür eine Anzahl Kauris in die Kalebasse zu werfen, nicht ohne vorher untereinander den genauen Preis festgestellt zu haben, den sie in der letzten Stadt oder auf dem letzten Marktplatz bezahlt hatten. . . . Obwohl ich unter meinen Trägern Leute hatte, die innerhalb des Weichbildes von Lagos mit der Gewohnheit, sich stillschweigend zu drücken, nicht ganz unvertraut waren, so zahlten sie hier doch niemals zu wenig und nahmen auch nie etwas, dessen Preis sie nicht kannten. Die Eigentümerin der Waren arbeitete vielleicht in ein oder zwei Meilen Entfernung ruhig zu Hause, während ihre Matten für sie das Geschäft an der Strafe besorgten.“

Nicht überall ist freilich das Monopol der Speisebereitung dem weiblichen Geschlechte zugefallen, aber es sind immer ganz besondere Umstände, die Männer den Beruf der Kochkünstler ergreifen lassen. Die Furcht vor Bezauberung und Vergiftung, die alle Neger beherrscht, läßt es den Haupt-

5) Bosman S. 121. — 6) From Cape Palmas to the River Congo (1823) S. 91. — 7) M. D. S. VI. S. 134. — 8) M. D. S. IX. S. 198. — 9) Duncan, Reisen in Westafrika. I. S. 276. — 10) P. M. E. 1872. S. 63. — 11) H. H. S. 614. Vergl. auch Passarge, Adamaua. S. 85. — 12) Millson i. P. R. G. S. 1891. S. 582. Vergl. die Angaben desselben Verfassers in Journal of the Manchester Geograph. Soc. 1891. S. 99.

lingen zuweilen rätlich erscheinen, die Aufsicht über die Küche den Weibern zu nehmen und lieber einem vertrauenswürdigen Mann ihres Gefolges zu übergeben, der dann nicht selten als hoher Würdenträger zum engen Räte des Herrschers gehört. Die Könige der Wahumastaaten hatten Köche, die mit ihnen durch Blutbrüderschaft verbunden waren, während unter dem Volke sich ausschließlich Weiber mit der Küche beschäftigten¹³⁾; unter den höchsten Räten des Königs von Uganda befanden sich der Oberkoch und der Oberbräumeister.¹⁴⁾ Auch in Dahomeh war der Hofkoch einer der angesehensten Beamten.¹⁵⁾ Was den Handel mit gekochten Speisen betrifft, so scheint er nur dort von Männern ausgeübt zu werden, wo der Beruf des Fleischers besteht und mit dem des Garkochs verbunden ist, so in den islamitischen Gebieten am oberen Niger¹⁶⁾ und in Kuka.¹⁷⁾ Der Verkauf des rohen Fleisches liegt wohl stets in den Händen der Männer, soweit es sich um das Fleisch von Großvieh handelt.¹⁸⁾

Eine für Afrika sehr wichtige Verarbeitung des gewonnenen Getreides und mancher anderer Früchte ist ihre Umwandlung in Bier. Auch diese Thätigkeit fällt der Frau zu, obgleich beim Vertilgen der Getränke die Männer allenthalben den Löwenanteil beanspruchen. Da zur Bereitung eines guten Bieres große Sorgfalt nötig ist, erklärt es sich leicht, daß nicht jede Frau befriedigende Erfolge erzielt, während andere, wie die Mombuttukönigin Nenjeua¹⁹⁾, sich eines besonderen Rufes erfreuen. Dennoch kommt es selten zu einem wirklichen Schankbetriebe, wenigstens im mittleren und südlichen Afrika, während allerdings die Baggara-Frauen im östlichen Sudan in besonderen Merissakneipen ihr Getränk absetzen.²⁰⁾ Von den Basari im Hinterlande von Togo erwähnt Graf v. Zech, daß die Frauen auch Bier auf den Markt bringen und oft glänzende Geschäfte machen.²¹⁾ Im westlichen Sudan scheint es noch männliche Bierbrauer zu geben, deren Betrieb mit Schenkwirtschaft verbunden ist.²²⁾ Auch in den Wahumastaaten, die sich überhaupt durch manche gewerbliche Besonderheit auszeichnen, brauen die Männer Bier.²³⁾ Der Paluwein, der sonst meist von den Männern beschafft wird, bildet am unteren Niger einen Handelsgegenstand der Weiber.²⁴⁾

Wenn Kochkunst und Bierbrauerei Thätigkeiten der Frauen sind, die nur ausnahmsweise von Männern ausgeübt werden, so ist dagegen Alles, was mit Viehzucht und Jagd zusammenhängt, zunächst Männerarbeit und wird erst allmählich den Frauen zugänglich. Die Abneigung, den Weibern an der Viehhaltung Anteil zu gewähren, verdichtet sich vielfach zu der abergläubischen Idee, daß die Berührung der Weiber das Vieh krank mache. Besonders das Melken bleibt lange ein Vorrecht der Männer, selbst in den

13) Emin S. 73. — 14) Wilson-Felkin, Uganda I. S. 98. — 15) Laffitte, Le Dahomé S. 89. — 16) Caillié II. S. 176. — 17) S. S. I. S. 681. — 18) So im Somalilande, wo die Weiber nur Hühner- und Gazellenfleisch verkaufen, nach Révoil (Globe Bd. 47. S. 327). — 19) Casati, Zehn Jahre im Aequatoria I. S. 141. — 20) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I. S. 70. — 21) M. D. S. XI. S. 136. — 22) Caillié II. S. 150. — 23) Stuhlmann S. 182. — 24) Lemaire, Africaines. S. 175.

vergleichsweise kultivierten Wahumastaaten²⁵⁾; wie es hier Hofküche giebt, so auch besondere Melker des Königs.²⁶⁾ Bei den südafrikanischen Hirtenstämmen ist das Melken ebenfalls ein Vorrecht der Männer²⁷⁾, und ebenso bei den Viehzüchtern des Nilthales mit alleiniger Ausnahme der Dinka, die auch den Frauen dieses Geschäft gestatten.²⁸⁾ Bei den Bari dürfen die Frauen weder melken noch sich irgendwie mit dem Vieh zu schaffen machen.²⁹⁾ Die Wakikuyu in Ostafrika lassen beide Geschlechter zum Melken zu, während die Wakamba noch zäh an der ursprünglichen Sitte festhalten.³⁰⁾ Eine interessante Übergangsform findet sich bei den Hassanieh-Arabern im östlichen Sudan, wo die Männer die Kühe, die Frauen aber die Ziegen melken.³¹⁾

Für die alte Männerbeschäftigung der Jagd ist das weibliche Geschlecht wenig geeignet³²⁾, eher schon zur weiteren Verarbeitung der Beute, namentlich zum Reinigen und Gerben der Felle, das in Afrika meist noch in den Händen der Männer liegt, wie bei den Barotse³³⁾ und überhaupt in Südafrika, an dem sich aber auch Frauen hier und da beteiligen.³⁴⁾ Wo sich die Lederarbeit zu einem besonderen Berufe umbildet, sind es indessen immer Männer, die sich ihm widmen.

Wichtiger ist die Teilnahme der Frauen an einer andern Beschäftigung, die ursprünglich wohl den Männern vorbehalten war, obwohl darüber keine volle Klarheit zu erlangen ist, an der Fischerei, die übrigens in mehreren Teilen Ost- und Südafrikas, wo man Fischnahrung verschnäht, überhaupt fehlt; so dürfte sie an der Delagoabai, wo männliche Fischer thätig sind, aber auch Weiber den Ackerbau aufgegeben haben, um Krabben zu fischen, erst unter europäischem Einfluß zur Blüte gelangt sein.³⁵⁾ Möglich ist es immerhin, daß der Fang kleiner Flufs- oder Uferfische stellenweise von jeher Sache der Frauen gewesen ist, sodafs also eine primäre Arbeitsteilung die Grofsfischerei den Männern, die Kleinfischerei den Frauen zufallen liefs. Wenigstens ist diese Arbeitsteilung noch jetzt zu beobachten, so in Sansibar³⁶⁾ und besonders in Kamerun, wo die Männer, allerdings meist Sklaven, die Reusen auslegen und Fischfallen errichten, während die Weiber im seichten Wasser mit Handnetzen fischen.³⁷⁾ Ganz in den Händen der Weiber scheint der Fang der Flufsische und -mollusken bei den Manyema zu liegen³⁸⁾, und in einem grofsen Teile des Kongobeckens beteiligen sich die Frauen wenigstens sehr lebhaft an dieser Thätigkeit. An der Äquatorstation beobachtete

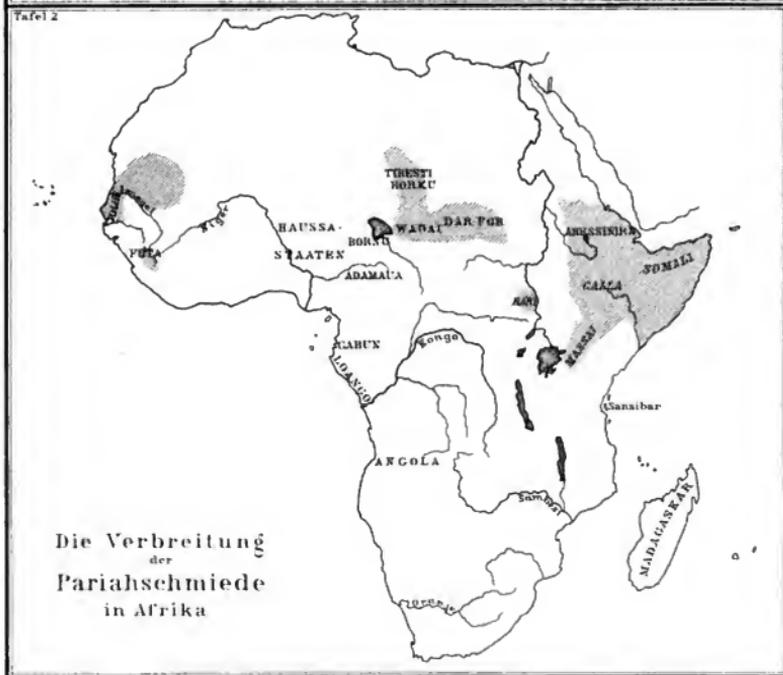
25) Emin S. 237. P. M. 1879. S. 392. — 26) Casati a. a. O. II. S. 17. — 27) Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas. S. 85. 186. — 28) Emin S. 342. — 29) Jephson und Stanley, Emin Pascha. S. 125. — 30) Hildebrandt i. Z. f. E. 1878. S. 376. — 31) Petherick, Egypt, the Soudan and Central Afrika. S. 178. — 32) Höchstens als Treiber finden Frauen und Kinder Verwendung, wie bei den Yaunde (M. D. S. VIII. S. 61). — 33) Bertrand, Au pays des Ba-Rotsi. S. 302. — 34) Die Frauen der Bastards und Nama fertigen Pelzdecken (Schwabe, Mit Schwert und Pflug. S. 412). — 35) Junod, S. 108. — 36) v. d. Decken, Reisen in Ostafrika I. S. 84. — 37) Buchner, Kamerun. S. 39. — 38) Stanley, Through the dark continent II. S. 82. Livingstones letzte Reise II. S. 151.

v. François Fischerinnen³⁹⁾, vom obern Ubanghi bildet deren Lenaire ab⁴⁰⁾, im Monbuttuland ist der Fischfang ganz die Sache der Frauen⁴¹⁾, ebenso nach Westmarck bei den Bateke.⁴²⁾ Auch in Katanga fischen die Weiber, wie Cameron bezeugt.⁴³⁾ Am anschaulichsten schildert Emin die Fischerei der Latukafrauen. „Der Fischfang,“ sagt er⁴⁴⁾, „wird in Latuka an allen dazu geeigneten Stellen mit großer Ausdauer betrieben und zwar gewöhnlich von Frauen. Die dazu gebräuchlichen Netze dienen auch als Bekleidung und werden doppelt und dreifach über einander gerollt und in Form von Schürzen um die Hüften geschlungen. Treffen nun 5—6 Frauen am Wasser zusammen, so werden diese Schürzen losgeknüpft, aneinander gebunden und das Ganze als Zugnetz gebraucht, das gewöhnlich eine ganze Anzahl Fische, oft aber auch ein kleines Krokodil ans Land befördert. Dieses wird meist unter allgemeinem Gelächter mit Stöcken geschlagen und dann wieder ins Wasser geworfen, die Fische dagegen unter die Fischerinnen verteilt.“

Weibliche Fischer fanden sich auch am Gambia, wo sie bei niedrigem Wasser in Körben eine Art Sardellen fingen.⁴⁵⁾ In der Hauptsache freilich scheint in den meisten Gebieten der Fischfang von den Männern ausschließ- lich betrieben zu werden, so an der Loangoküste, wo man Knaben zur Unter- stützung heranzieht⁴⁶⁾, und überhaupt am untern Kongo.⁴⁷⁾

Die Anfertigung von hölzernen Gerätschaften scheint überall den Männern zuzufallen und ist anscheinend von Anfang an von ihnen aus- gebildet worden; es hängt das vielleicht damit zusammen, daß viele Waffen zugleich als Werkzeuge für die Holzverarbeitung gebraucht werden können und in müßigen Stunden tatsächlich so verwendet werden; andre Waffen wieder, deren Anfertigung natürlich den Männern obliegt, bestehen ganz oder teilweise aus Holz, und ihre gewohnheitsmäßige Herstellung befördert die technische Fertigkeit. Selbst die Kalebassen, die in den Gärten der Frauen gezogen werden, formen am untern Sambesi die Männer zu Gefäßen um, ebenso fertigen sie Trinkbecher aus Kokosshalen.⁴⁸⁾ Die Holztechnik der Männer steht den Thonarbeiten der Frauen ergänzend gegenüber. Als Beispiel dieser Art Arbeitsteilung können die Baronga dienen, bei denen alles hölzerne Hausgerät von Männern gefertigt wird, die Frauen dagegen die Töpfe herstellen⁴⁹⁾, ebenso die Bewohner Bondeis, bei denen die gleichen Verhältnisse herrschen.⁵⁰⁾ Auch bei den Makalaka arbeiten die Männer in Holz; die Arbeitsteilung ist überhaupt bei diesem Stamme schon ziemlich zweckmäßig geregelt und mag als Typus einer bessern Form der Verhält- nisse hier angeführt werden. „Dem Manne,“ schreibt Mauch⁵¹⁾, „liegt die

39) v. François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo S. 47. — 40) Le- maire, *Africaines*. S. 240. — 41) Emin S. 222. — 42) T. Westmarck i. Bull. Soc. Geogr. de Lille 1888. S. 295. — 43) Cameron, Quer durch Afrika I. S. 311. — 44) Stuhlmann S. 798. — 45) Ehrmann, Neueste Kunde von Afrika I. S. 335. — 46) Soyaux, *Aus Westafrika* I. S. 155. — 47) Nipperdey i. *Revue Coloniale Internationale* 1887. S. 205. — 48) P. Guyot i. Bull. Soc. Géogr. de l'Est. 1884. S. 611. — 49) Junod. S. 107. — 50) G. Dale i. *Journal Anthropol. Institut*. 25 (1896) S. 204. — 51) P. M. E. 1874. S. 42. Die Makalaka stehen wohl nicht zufällig auf dieser höheren



Pflicht ob, für mehrere Weiber die Hütten im Stand zu halten, Holz zu fällen, Brennholz in Bündel zu sammeln, Schüsseln, Stampfböcke aus Holz herzustellen, Waffen, Messer und Ackergeräte anzufertigen, auf die Jagd zu gehen, wenn er Fleisch essen will oder seinen Weibern neue Kleidungsstücke verschaffen soll, auf den Handel auszugehen, Körbe aus zähen, biegsamen Baumzweigen, Decken und Säcke aus Bastfasern anzufertigen, Wald in Ackerfeld umzugestalten, beim Säen und Ernten zu helfen, zerstörungslustige Paviane aus den Maisfeldern fernzuhalten u. s. w. Den Weibern liegt ob, auf Reinlichkeit und Ordnung innerhalb ihrer Hütten zu halten, Wasser und Holz aus oft bedeutenden Entfernungen herbeizutragen, täglich die zur Nahrung bestimmte Hirse zu waschen, zu trocknen, zu mahlen und zu kochen; ihnen fällt die Hauptarbeit bei Bestellung der Felder zu, sie haben Salz und Bier zu bereiten, und die Erziehung der Kinder ist ihre ausschließliche Aufgabe, darum kümmert sich der Mann ganz und gar nicht.“ Bemerkenswert ist bei dieser Schilderung namentlich, wie sich die Männer an der Feldarbeit und der Beschaffung des Brennholzes zu beteiligen beginnen.

Zum Hauswerk höherer Ordnung haben sich die bisher genannten Beschäftigungen, soweit sie vorwiegend in den Händen der Frauen liegen, kaum entwickelt, aber sie dienen dazu, das Wesen und den Fortgang der Arbeitsteilung zu verstehen. Als Beruf und zuweilen als Gewerbe der Frauen erscheinen dagegen die Töpferei und teilweise die Flechtkunst mit ihren Seitenzweigen, der Spinnerei und Weberei, bis sich auch in diesen Gebieten der Tätigkeit der Mann entschließt, an der Arbeit teilzunehmen oder sich ihr ausschließlich zu widmen.

2. Töpferei.

Die Töpferei scheint überall, soweit sie überhaupt bekannt ist und geübt wird, eine Erfindung des weiblichen Geschlechtes zu sein, das bei der Zubereitung der vegetabilischen Nahrung des kochenden Wassers dringender bedurfte als der Mann bei der Herrichtung seiner Jagdbeute. Die Kunst, mit Hilfe glühender Steine in nicht feuerfesten Gefäßen zu kochen, ist anscheinend älter als die Töpferei und war hier und da noch bis in die neueste Zeit gebräuchlich. In Afrika selbst sind nur sehr geringe Reste nachweisbar. Wie aus der Benutzung mit Lehm gedichteter Körbe und Kürbisschalen sich die Töpferei wahrscheinlich entwickelt hat, ist schon öfter geschildert worden¹⁾ und kann hier um so mehr übergangen werden, als der Vorgang in Afrika wohl in derselben Weise erfolgt ist wie anderswo. Spuren fremden Einflusses zeigt die afrikanische Töpferei nur wenig. Dafs die Kunst ungleich vertreten

Stufe. Wahrscheinlich sind sie die Nachkommen der Bewohner des alten Reiches Monomotapa, das im südafrikanischen Goldgebiete auf den Trümmern der arabischen Herrschaft errichtet wurde. Vergl. darüber meine Geschichte Afrikas in Helmolts Weltgeschichte, Bd. III.

1) Besonders eingehend von K. v. d. Steinen (Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, S. 216).

ist und manchen Stämmen, wie den Fan²⁾, ganz fehlt, liegt wohl hauptsächlich an den natürlichen Verhältnissen des Bodens, der nicht überall brauchbaren Stoff liefert. Bei den häufigen Wanderungen und Verschiebungen kann es überdies geschehen, daß ein Stamm längere Zeit Gebiete bewohnt, in denen die Töpferei aus Mangel an Thon oder Brennstoff unmöglich ist, daß er auf diese Weise die Kunst verlernt, und sie auch dann, wenn ihn das Schicksal wieder in günstigere Gegenden führt, nicht wieder aufnimmt. Hier und da mögen auch gewerbfleißige Orte durch lebhaftere Ausfuhr ihrer vortrefflichen Fabrikate das Topfgewerbe in der Nachbarschaft lahmgelegt haben. Bei den eigentlichen Nomaden endlich tritt die Töpferei naturgemäß zurück, da man den zerbrechlichen Thonwaren die Holzwaren vorzieht. Abgesehen von dieser Ausnahme wird die Töpferei in Afrika zweifellos seit alter Zeit geübt, wie das u. a. die Angaben Camps bezeugen, der in Léopoldville in tieferen Schichten des Bodens Scherben von Thongefäßen fand, und zwar von einer Art, wie sie heute nicht mehr gefertigt werden (vgl. Lemaire, Congo et Belgique S. 126).

Bei weitaus den meisten Stämmen Afrikas hält die Frau noch die Töpferei fest in der Hand und betreibt sie neben ihrer sonstigen Thätigkeit, nicht gerade als eigentliches und einziges Gewerbe, aber doch in der Weise, daß mehr als der eigne Bedarf hergestellt und der Überschuss auf den Markt gebracht oder sonst ausgetauscht und verhandelt wird. Wo geeigneter Rohstoff vorhanden ist, nimmt der Betrieb zuweilen einen beträchtlichen Umfang an. Da die entwickelteren Formen des Gewerbes besser in anderen Zusammenhang besprochen werden, so mögen hier eine Reihe von Zeugnissen genügen, die von weiblichen Töpfern aus den verschiedensten Gegenden des Erdteils berichten.

Die Weiber der Wadoë im Hinterlande von Saadani stellen Thongefäße her, die zum Kochen, Wasserholen und Bierbrauen dienen.³⁾ Bei den Wapokomo am Tana hat insofern schon eine weitere Entwicklung zum Gewerbe im engeren Sinne stattgefunden, als es meist ältere, alleinstehende Frauen sind, die sich der Töpferei widmen.⁴⁾ In Bondei scheinen ebenfalls nicht alle Frauen die Töpferei zu verstehen, sondern die Kunst scheint in manchen Familien erblich zu sein, wie sich aus einem merkwürdigen Berichte Dales über Beschneidungszeremonien ergibt.⁵⁾ Die Herstellung von Thongefäßen liegt ferner auch bei den Wanyamwesi ganz den Frauen ob, die ihre Erzeugnisse mit Hilfe eines schwarzen Pflanzensaftes mit einer sehr einfachen Orna-

2) Leuz, Skizzen aus Westafrika. S. 36. — 3) Stublmann S. 79. — 4) Zeitschrift der Berliner Gesellschaft f. Erdkunde 1877. S. 153. — 5) „If the grandmother has been a *muni* or potter, the relations will take mud and a *pot* of mahede (corn). Then the person who moulds the *chungu* (cooking pot), chews the mahede and sings: 'Kiumbo yen. Kiumbo' (pottery la! la! pottery). The others answer 'Chahonga' (heals). Then the potter sings: 'Kiumbo cha nuvetu na kiseumke heele'. (May the art of pottery which is in our house, prosper). When the *chungu* is finished, the child is smeared all over with earth, on the hands etc., and they say 'Mpeho! Mpeho!' (Gently! Gently!) The next day the child is circumcised.“ G. Dale i. Journ. Anthropol. Instit. 1896. S. 196.

mentik versehen.⁶⁾ Es ist hier vielleicht der Ort, darauf hinzuweisen, daß die Geringfügigkeit künstlerischer Phantasie, die für die Thongefäßkunst nicht nur der Afrikaner charakteristisch ist, zum Teil wohl auf die geringe Kunstbegabung des weiblichen Geschlechts zurückführt, das ja auf keinem Gebiete der freischaffenden Kunst weder im Natur- noch im Kulturzustande sich mit dem männlichen zu messen vermag. Als Töpferinnen nennt ferner Lieder die Frauen der Makua⁷⁾; auf der Nyassa-Insel Lukoma widmen sich ebenfalls die Frauen der Töpferei⁸⁾ und zwar nur in der Trockenzeit, was wohl auch in anderen Gegenden aus naheliegenden Gründen der Fall sein wird.

An der Westküste Afrikas finden wir dieselben Verhältnisse. Die Frauen töpfeln in Yoruba⁹⁾ und in Dahomeh¹⁰⁾, hier allerdings, wie noch zu erwähnen sein wird, nicht mehr ausschließlich in der alten Form des Hausbetriebes. Auch in Liberia ist die Töpferei Sache der Weiber, aber stark im Rückgange, da die massenhafte Einfuhr europäischer eiserner Kochtöpfe den Eifer erlahmen läßt.¹¹⁾ Weibliche Töpfer fand Caillié in Senegambien¹²⁾ und Hecquard in Futa.¹³⁾ Im Hinterlande von Togo blüht das Gewerbe in bestimmten Orten, die in ihrer Nähe Thon und Lehmlager besitzen; in solchen Ortschaften sind fast alle Weiber Töpferinnen, doch findet kein gemeinsamer Betrieb statt und jede Frau brennt ihre Thongefäße für sich.¹⁴⁾ Ausschließlich Frauen als Töpferinnen finden sich weiter in Kalabar¹⁵⁾; an der Küste des Kongogebietes¹⁶⁾ und am untern und mittlern Kongo herrscht ebenfalls die Frauentöpferei, doch lassen vereinzelt Angaben darauf schließen, daß sich hier stellenweise männliche Töpfer finden.¹⁷⁾ Auch bei den Ivinga am Gabun bestanden dieselben Verhältnisse, nur daß hier die europäische Einfuhr schon sehr zerstörend gewirkt hat.¹⁸⁾

Aus dem Innern Afrikas liegen mehrere Angaben vor. Weibliche Töpfer sind bei den Baya im Südosten Adamaus¹⁹⁾ und bei den benachbarten Yaunde²⁰⁾ beobachtet worden; die Frauen der Yaunde arbeiten für den eigenen Hausbedarf und verkaufen ihre Erzeugnisse nur ausnahmsweise. Ferner sind zu erwähnen die Monbuttu am obern Ubangi²¹⁾, die Lur und andere Stämme am Albert Nyanza²²⁾ und die Basiba am Westufer des Viktoriasees.²³⁾ Auch die Weiber der Baluba im südlichen Kongobecken fertigen

6) Stuhlmann S. 79. — 7) Lieder in M. D. S. X. S. 128. — 8) Maples in Scottish Geograph. Magazine 1888. S. 427. — 9) Burton, Abeokuta and the Cameroons Mountains I. S. 164. — 10) Burton, A Mission to Gelele II. S. 171. — 11) Büttikofer, Liberia II. S. 286. — 12) Caillié I. S. 144. — 13) Hecquard, Reise nach Westafrika. S. 242. — 14) Nach mündlichen Angaben des Herrn Missionars Fieß in Bremen. Vergl. auch Peter Hall in Mitth. Geograph. Ges. Jena. VIII. S. 114. — 15) Goldie in Scottish Geogr. Mag. 1885. S. 281. — 16) Lemaire, Africaines. S. 215. — 17) Johnston, Der Kongo. S. 383. Von männlichen Töpfern sprechen Destrain (Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1891. S. 499) und Masui (S. 70), der eine Anekdote über einen Töpfer vom Markte zu Kimpese erzählt. — 18) Lenz, Skizzen aus Westafrika. S. 57. — 19) Clozel, Les Bayas. S. 15. — 20) Zenker in M. D. S. VIII. S. 62. — 21) Schweinfurth in Z. f. E. 1873. S. 8. — 22) Emin S. 138. Stuhlmann S. 587. — 23) Stuhlmann S. 722.

Thongefäße²⁴⁾, und Cameron beobachtet dasselbe in Kisungi.²⁵⁾ Bei den Stämmen am obern Nil scheint die Töpferei ebenfalls noch ganz ein Monopol der Frauen zu sein; bestimmte Zeugnisse liegen vor von den Bongo²⁶⁾, den Djur²⁷⁾, den Bari²⁸⁾, den Schuli²⁹⁾ und den Latuka.³⁰⁾

In Südafrika ist die Töpferei, wo sie geübt wird auch Sache der Frauen; die Angaben Fritschs über Kaffern und Betschuanen lassen das wenigstens vermuten, und mit Sicherheit sind Töpferinnen bei den Malepa, den Basuto und den Bokaha in Transvaal nachzuweisen.³¹⁾ Barrow versichert ganz allgemein, daß bei den Kaffern die Töpferei den Frauen zufällt.³²⁾ Von den Xosakaffern berichtet Kropf, daß es hier Töpferinnen und Korbmacherinnen gebe; das Korbmachen verstünden fast alle Frauen, die Töpferei aber nur einige.³³⁾ Nach Serpa Pinto müssen sich unter den Menschenopfern, die in Bihé zu bestimmten Zeiten dargebracht werden, eine Töpferin und eine Korbflechterin befinden, was darauf schließen läßt, daß auch hier schon eine berufsmäßige Ausübung stattfindet.³⁴⁾ Bei den Barotse töpfern ausschließlich die Frauen.³⁵⁾

Da das Weib einmal mit der Behandlung des Thones vertraut ist, werden ihm auch andere in dieses Gebiet fallende Arbeiten überlassen, so vor allem die Herstellung oder Dichtung der Hauswände, sofern diese aus Lehm errichtet oder damit bekleidet werden. Als eine Vorstufe dieser Thätigkeit kann es gelten, wenn in der Gegend von Tete am untern Sambesi die Körbe von den Männern geflochten, von den Frauen aber mit Lehm gedichtet werden, denn auch die Hauswände bestehen ja meist aus Flechtwerk.³⁶⁾ Bei den Betschuanen und Sulu holen und kneten die Frauen den Thon zum Hausbau, erbauen den Fußboden der Hütte her und verschmieren die aus Flechtwerk erbauten Wände³⁷⁾; dieselbe Thätigkeit entfalten sie bei den Basuto³⁸⁾ und den Barongu.³⁹⁾ Bei den Xosa fertigen die Männer die Latten und stecken sie in die Erde, die Frauen binden sie zusammen und bestreichen das Haus mit einer Mischung von Erde und Kuhdünger.⁴⁰⁾ Aus den Gebieten zwischen Nyassa und Tanganyika berichtet Wallace, daß der Hausbau mit Ausnahme der Lehnarbeit, die von den Frauen besorgt wird, Sache der Männer ist.⁴¹⁾ Die Männer der Lur richten die Hütte auf, aber das Dichten der Wände ist dann die Aufgabe der Frauen.⁴²⁾ Bei den Massai bekleiden Weiber die Tembebauten mit Lehm⁴³⁾, und ebenso schaffen sie bei den Baluba

24) Pogge in Mitteil. der Afrikanischen Gesellschaft IV. S. 252. — 25) Cameron, Quer durch Afrika I. S. 249. — 26) v. Heuglin in K. M. E. 1865. (H. 15.) S. 5. — 27) v. Heuglin in Mitteil. der Afrikanischen Gesellschaft IV. S. 231. — 28) Jephson u. Stanley, Expedition nach Ostafrika, S. 228. — 29) Emin S. 266. — 30) Stuhlmann S. 792. — 31) Schützmann in Verh. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1894. S. 69. — 32) Barrow, Travels in Southern Afrika I. S. 207. — 33) Mitt. d. Geogr. Ges. Jena. X. S. 19. — 34) Serpa Pinto, Wanderung quer durch Afrika I. S. 161. — 35) Bertrand, Au pays des Barotsi. S. 302. — 36) Guyot in Bull. Soc. Géogr. de l'Est. 1884. S. 611. — 37) Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas, S. 139, 186. — 38) Endemann in Z. f. E. 1874. S. 24. — 39) Junod S. 221. — 40) Kropf in Mitt. d. Geogr. Ges. Jena IX. S. 7. Sie fertigen auch den Lehmfußboden, vergl. Jeanneret in Bull. Soc. Neuchâtel, de Geogr. VIII. S. 129. — 41) Geographical Journal XIII. 1899. S. 600. — 42) Stuhlmann S. 513. — 43) Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. S. 172.

den Lehm zum Hausbau herbei.⁴⁴⁾ Völlig als Frauenarbeit scheint der Hüttenbau bei den Herero entwickelt zu sein.⁴⁵⁾

Vereinzelt steht die Nachricht, daß die Frauen der Goldküste auch Figuren aus Thon modellieren⁴⁶⁾; es entspricht diese künstlerische Thätigkeit sonst nicht den Neigungen des weiblichen Geschlechtes. Die aus Thon hergestellten „Fetische“, die nicht selten vorkommen, sind meist äußerst roh gearbeitet und halten keinen Vergleich mit den hölzernen Götter- und Geisterfiguren aus. Daß bei den Betschuanen die Kinder, die in ihren ersten Lebensjahren naturgemäß die Beschäftigungen der Mutter beobachten und nachahmen, sich thönerne Rinderfiguren als Spielzeug fertigen, erwähnt Hartmann.⁴⁷⁾

Wenden wir uns nunmehr zur Töpferei der Männer, die in Afrika ebenfalls vertreten ist, so ist vor allem, noch ehe wir ein geographisches Bild der Verhältnisse zu gewinnen suchen, nach Übergangsformen zu forschen, die die Umwandlung der Frauenthätigkeit in eine solche der Männer verständlich machen; es werden demnach die Fälle besonders wichtig sein, wo das Gewerbe gleichzeitig von Männern und Weibern ausgeübt wird, da sich dann vielleicht ergibt, welcher Zweig der Töpferei dem männlichen Geschlechte so zusagte, daß es seine Abneigung gegen Weiberarbeit zu überwinden vermochte.

Die Verhältnisse in Kamerun, wo beide Geschlechter töpfern und das Anhäufen einer übertrieben großen Menge von Gefäßen in den Häusern üblich ist⁴⁸⁾, geben keinen Aufschluß. Dagegen findet sich in zahlreichen andern Gebieten die lehrreiche Erscheinung, daß zwar die Frauen alles thönerne Haus- und Küchengerät herzustellen pflegen, die Männer aber ihre geliebten Thonpfeifen, aus denen sie den selbst gebauten oder von außen eingeführten Tabak schmauchen, selbst anfertigen; es entspricht ganz dieser Thatsache, daß gerade die Pfeifenköpfe unter allen afrikanischen Thonwaren am kunstreichsten ausgeführt und am phantasievollsten geformt und verziert, zu sein pflegen. So findet sich denn vielfach und vielleicht noch häufiger, als die vorhandenen Zeugnisse vermuten lassen, ein kleines Thonpfeifengewerbe der Männer neben der noch immer in den Händen der Weiber befindlichen Töpferei im eigentlichen Sinne des Wortes. Hier und ⁴⁹⁾ wird ausdrücklich als Besonderheit erwähnt, daß die Frauen auch die Thonpfeifen fertigen, so bei den Lur⁴⁹⁾ und in Aschanti.⁵⁰⁾ In den Händen der Männer liegt dagegen die Pfeifentöpferei bei den Yaunde im Hinterland von Kamerun⁵¹⁾ und zwar sind es die jungen Leute, die sich dieser Beschäftigung widmen.⁵²⁾ Die prachtvollen Pfeifenköpfe der benachbarten Bali⁵²⁾, die namentlich in großer Menge in die deutschen Museen gelangt sind, lassen wenigstens vermuten,

44) Pogge in Mitt. d. Afrik. Gesellsch. IV. S. 252. — 45) Galton, Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. S. 109. — 46) Cruickshank, Ein 18jähriger Aufenthalt an der Goldküste. S. 284. — 47) Verh. der Berliner Ges. f. Anthropologie IX. S. 457. — 48) Buchner, Kamerun. S. 41. — 49) Emin S. 148. — 50) Ramseyer u. Kühne, Vier Jahre in Asante. S. 271. — 51) Zenker in M. D. S. VIII. S. 62. — 52) Vergl. v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde. S. 64.

dafs hier nicht nur Männer die Verfertiger sind, sondern dafs sogar besonders geschickte Persönlichkeiten die Pfeifen berufsmässig herstellen. Auch bei den Latuka im obern Nilgebiet ist die Pfeifentöpferei Sache der Männer.⁵³⁾ In Ostafrika scheinen vielfach dieselben Verhältnisse zu herrschen, so unter den Uferbewohnern des Albert-Nyanza, bei den Basiba am Viktoria See und in ganz Unyamwesi.⁵⁴⁾ In Tete stellen die Weiber nur Kochtöpfe her, die Männer Pfeifen und daneben plumpe Tassen, die sie an die Europäer verhandeln.⁵⁵⁾ Die senegambischen Töpfer scheinen noch mit Vorliebe Pfeifenköpfe zu fertigen, während wahrscheinlich ein Teil des gewöhnlichen Thongeschirrs von den Frauen hergestellt wird.⁵⁶⁾ Vergleichsweise mag angeführt sein, dafs auch bei den Huronen in Nordamerika und ebenso wohl bei den andern Indianerstämmen die Pfeifen von den Männern angefertigt wurden.⁵⁷⁾ Es ist bemerkenswert, wie auch sonst gelegentlich der Tabak die Veranlassung ist, dafs die Männer sich mit Weiberarbeit befassen. Bei den Baronga waren die Tabaksfelder die ersten Landstücke, die von den Männern eigenhändig bebaut wurden, bis sich nach und nach die Herren der Schöpfung dazu verstanden, auch den gewöhnlichen Ackerfeldern ihre Thätigkeit zu widmen.⁵⁸⁾

Durch die Pfeifentöpferei ist eine Brücke geschaffen, die allmählich die Männer zum eigentlichen Töpfergewerbe hinüberleitet, wie das ja in Kamerun und vielleicht auch an der Loangoküste geschehen ist. Dafs die Umbildung gegenwärtig bei den meisten Stämmen noch keinen grossen Fortschritt gemacht hat, erklärt sich aus dem verhältnismässig späten Beginn des Umschwungs, der ja erst damals einsetzen konnte, als nach der Entdeckung Amerikas die Tabakpflanze nach Afrika kam und ihren Triumphzug durch den Erdteil antrat. Wenn wir aber in Afrika Gebiete finden, in denen die Töpferei ausschliesslich von Männern betrieben wird, so dürfen wir wohl von vornherein vermuten, dafs in diesen Fällen nicht erst die Pfeifentöpferei der Männerarbeit Bahn gebrochen hat, sondern dafs hier Kultureinflüsse von ausen hereingetragen worden sind. Diese Vermutung wird fast zur Gewissheit, wenn wir die Lage der betreffenden Gebiete ins Auge fassen. Es handelt sich in der Hauptsache einmal um Teile des von ausen her seit lange beeinflussten Sudans, und zweitens um die Wahumastaaten Uganda und Unyoro im Bereiche der grossen Seen, deren herrschende Bevölkerung, die Wahuma, eng mit den hamitischen Völkern Ostafrikas und insbesondere mit den Galla zusammenhängt. Bei den Galla aber und ihren Nachbarvölkern ist die Töpferei an Gewerbe der Männer, das am eifrigsten in Harrar und Schoa betrieben wird, wo sich ein ausgezeichnete Töpferton findet.⁵⁹⁾

Die von den Wagandatöpfern hergestellten Thonwaren, unter denen sich natürlich ebenfalls Pfeifenköpfe finden, werden wegen ihrer Schönheit und Sauberkeit sehr gerühmt⁶⁰⁾ und sind, da sie in grossen Massen hergestellt werden, ausserordentlich billig.⁶¹⁾ Die Töpferarbeiten der Wanyoro, die eben-

53) Emin S. 228. — 54) Stuhlmann S. 79. 176. 587. 722. — 55) P. Guyot in Bull. Soc. Géogr. de l'Est. 1884. S. 611. — 56) Ehrmann, Neueste Kunde von Afrika I. S. 335. — 57) Parkman, Die Jesuiten in Nordamerika. S. 10. — 58) Junod S. 107. — 59) Paulitschke I. S. 238. — 60) Stuhlmann S. 176. — 61) Ausland 1884. S. 6.

falls ausschließlich von Männern gefertigt werden, können sich mit denen der Waganda nicht messen.⁶²⁾ Nach dem Nilgebiete zu schneidet die Grenze der Männertöpferei ziemlich scharf mit dem zweiten Grade nördlicher Breite und dem Somersetflusse ab.⁶³⁾ Kartographisch dargestellt würde sich die Zone, in der die Töpferei als Gewerbe der Männer betrieben wird, zungenförmig von Abessinien her bis in die nördlichen Wahumastaaten erstrecken.

Im Sudan fehlt eine Abgrenzung dieser Art, vielmehr scheinen sich hier die verschiedenen Zonen ziemlich wirr durcheinander zu schieben. Bis Fessan im Norden dehnt sich hier das Reich der Weibertöpferei aus⁶⁴⁾, dafür aber ist es im Süden mehrfach durchbrochen, so in Bornu, wo der Töpfer (Ngéma) mit seiner Ware als stehende Figur auf den Märkten erscheint⁶⁵⁾, in Garua⁶⁶⁾ und stellenweise im Hinterlande von Senegambien. In den Haufsaländern scheinen dagegen die Frauen meist das Monopol der Töpferei zu behaupten⁶⁷⁾, während in Shendy am Nil das Gewerbe in den Händen der Männer ist.⁶⁸⁾ In Adamaua beteiligen sich meist beide Geschlechter an der Herstellung von Thonwaren⁶⁹⁾, in Futa überwiegt die Frauenarbeit.⁷⁰⁾ Die sporadische Männertöpferei am untern Kongo ist schon erwähnt.

In Ostafrika ist es wohl auch auf den Einfluss der Araber oder der Hamiten zurückzuführen, wenn sich bei den Wambugwe ein besonderer Stand von männlichen Töpfern ausgebildet hat⁷¹⁾; die Werkstätte eines solchen Dorftöpfers, der mit sämtlichen Bewohnern der Siedlung die Flucht ergriffen hatte, konnte Stuhlmann genauer besichtigen.⁷²⁾

Es sind also, um es zu wiederholen, zwei Ursachen, die den Widerwillen der Männer gegen das Weibergewerbe der Töpferei überwinden, einmal die Pfeifentöpferei, die an den verschiedensten Punkten ihren Einfluss geltend macht, aber zu kurze Zeit wirkt, um in die alten Anschauungen gründlich Bresche zu legen, und anderseits das Beispiel des Handwerkerstandes höher kultivierter Völker, das erst in den Randgebieten der nigrischen Welt zu wirken begonnen hat.

3. Flechten, Spinnen, Weben.

Das Flechten biegsamer Zweige oder Halme zu Matten und Körben, Schüsseln und Netzen scheint so recht ein Geschäft der Weiber zu sein, und wer mit logischen Schlüssen statt mit den gegebenen Thatsachen arbeitet, mag, der wird leicht nachweisen können, wie die Frauen beim Einsammeln von Früchten und Knollen zuerst zum Korbflechten gedrängt wurden, oder wie sie, anfangs vielleicht aus Spielerei, das wirre Gras oder Stroh der Lagerstätte zu zierlichen Matten umzuformen begannen, bis sie dann zu höherer

62) Emin in P. M. 1879. S. 392. — 63) Emin S. 266. — 64) Rohlf's in P. M. E. 1872. (34.) S. 57. — 65) S. S. I. S. 675. — 66) Passarge, Adamaua. S. 86. — 67) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 57. — 68) Burckhardt, Reisen in Nubien. S. 402. — 69) Passarge, Adamaua. S. 488. — 70) M. E. Noviot in Bull. Soc. Géogr. d'Anvers 1886. S. 221. Männliche Töpfer in Baulé erwähnt Pobéquin in Bull. Soc. Géogr. Paris 1897. S. 244. — 71) Baumann, Durch Massailand. S. 184. — 72) Stuhlmann S. 631.

Technik und endlich zur Kunst der Weberei gelangten. Die thatsächlichen Verhältnisse, wenigstens soweit wir sie in Afrika beobachten können, deuten nicht auf eine so einfache Entwicklung hin. An sich hat ja der Mann, der sich mit Jagd und Fischfang beschäftigt, vielleicht ebensoviele Grund als die Frau, sich Gefäße, Körbe und Netze zu fertigen, und er hat überdies, was sehr in Betracht kommt, im allgemeinen mehr Zeit, kleine technische Geschicklichkeiten zu erfinden und auszubilden, als das mit Arbeiten meist überlastete Weib. Welchem Geschlechte nun thatsächlich die Erfindung der Flechtkunst zu danken ist, läßt sich mit Hilfe des afrikanischen Materials nicht nachweisen, eher erhalten wir den Eindruck, daß zunächst von einer Arbeitsteilung zwischen beiden Geschlechtern auf diesem Gebiete nicht die Rede gewesen ist, und daß sich, wenn wir jetzt doch vielfach eine solche Arbeitsteilung erblicken, die Verhältnisse erst nachträglich und in lokal verschiedener Weise in diesem Sinne entwickelt haben.

Jedenfalls gebührt den Männern ein großer Anteil an der gesamten gewerblichen Thätigkeit, deren Ausgangspunkt die Flechtkunst ist. Abgesehen vom Fischfang, der ja in der Hauptsache Männerarbeit und überall eng mit dem Flechten von Netzen, Reußen und Körben verbunden ist, scheint der Bau der Häuser, der ebenfalls meist von den Männern mit oder ohne Beihilfe der Frauen ausgeführt wird, das stärkere Geschlecht zur Ausbildung der Flechtkunst gedrängt zu haben, da im größten Teile Afrikas die Häuser aus Zweigen oder Halmen geflochten werden.¹⁾ Auch dort, wo die Weiber die Hauptarbeit beim Bau zu leisten haben, ist das feinere Flechten doch immer Sache der Männer. Bei den Amaxosa schafft der Mann zunächst nur die stärkeren Hölzer zum Bau herbei und hilft auch vielleicht bei ihrer Aufrichtung. „Die ganze übrige Arbeit,“ sagt Fritsch²⁾, „d. h. das Fertigmachen des korbartigen Gerüsts der Hütte, das Ausfüllen der Zwischenräume mit Strohlechtwerk, die Anlage des Lehmfußbodens und der napfförmigen Feuerstelle mit niedriger Umwallung von Lehm wird der Frau zugeschoben. Nur die Thür der Hütte, ein flacher Deckel von Korbgeflecht, wird wiederum von dem Manne angefertigt, weil das kunstgemäße Flechten überhaupt dem männlichen Geschlechte zukommt.“ Auch bei den Barouga erscheinen die Männer als Thürflechter.³⁾ Die Sitte, der Frau fast die gesamte Bauhätigkeit zu überlassen, scheint allgemein südwärts vom Sambesi zu herrschen⁴⁾, obwohl z. B. bei den Basuto in Transvaal die Arbeit der Männer schon stärker hervortritt, da von ihnen auch der Dachstuhl erbaut und gedeckt wird.⁵⁾ Im übrigen Afrika ist es dagegen nur die Vertrautheit der Weiber mit der Lehnarbeit, die sie als wichtige Teilnehmer an Hausbau erscheinen läßt, und vielfach haben sie überhaupt nichts damit zu thun. „Männer und Frauen,“ sagt Pogge von den Baluba⁶⁾, „teilen sich bei dem Bau eines Hauses derart in die Arbeit, daß erstere das Holz dazu fällen und

1) Vergl. darüber H. Frobenius, Afrikanische Bautypen. — 2) Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas. S. 87. — 3) Junod S. 221. — 4) Holub, Von der Capstadt ins Land der Masebukulombe II. S. 178. — 5) Endemann i. Z. f. E. 1874. S. 25. Ebenso bei den Barouga (Junod S. 219). — 6) Pogge i. Mitt. d. Afrikan. Gesellsch. IV. S. 252.

für die Zwecke des Baues bearbeiten und schliesslich auch das Dach aufsetzen, während die Frauen den Lehm zum Bau herbeitragen, womit die aus Schilf bestehenden Wände innen und ausen beworfen werden.“ In Uganda ist der Bau der Häuser ausschliesslich Männersache⁷⁾, ebenso bei den Wasiba⁸⁾ und den Lur.⁹⁾ Mit Vorliebe wird der Hausbau als gemeinsame Arbeit aller Männer ausgeführt, wie bei den Baya¹⁰⁾ und besonders im nordöstlichen Afrika, wo allerdings auch die Frauen wieder herangezogen werden. „Der Hausbau,“ sagt Paulitschke¹¹⁾ von den Galla, „geschieht bei ihnen gemeinschaftlich, das ist unter Mitwirkung aller Nachbarn, ja selbst zugereister Fremder. Die Männer bauen die Wände, die Frauen unterstützt von Männern gleichzeitig ganz separat das Dach.“ Wo sich ein Gewerbe aus dem Hausbau gebildet hat, wie bei den M'bochis am untern Alima¹²⁾ oder vielfach im Sudan, liegt es ausschliesslich in den Händen von Männern. Dachflechter im Haufsalande erwähnt Staudinger.¹³⁾

Was nun die feinere Flechtkunst anbelangt, die die Herstellung von allerlei Hausgerät zum Zwecke hat, so scheint der Anteil des männlichen Geschlechtes zu überwiegen, namentlich bei der Korbflechterei, während sich der Anfertigung von Matten die Frauen mindestens ebenso emsig widmen wie die Männer. Dabei ist in vielen Fällen eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern mehr oder weniger streng durchgeführt, ob sie aber primärer oder sekundärer Art ist, läßt sich schwer entscheiden. Dafs sich Männer und Weiber unterschiedslos am Flechten beteiligen, kommt noch am häufigsten in Südafrika vor, so bei den Hottentotten, wo aber die Frauenarbeit überwiegt¹⁴⁾, oder bei den Basuto in Transvaal.¹⁵⁾ Eine andre Zone dieser Art scheint in der Umgebung der Nilquellen zu liegen. Bei den Latuka im obern Nilgebiet scheinen die Ehegatten gemeinsam der Flechtarbeit obzuliegen und die Ergebnisse an benachbarte Stämme zu verhandeln¹⁶⁾; auch die Monbuttu betreiben die Flechtkunst ohne Unterschied der Geschlechter¹⁷⁾, und bei den Lur machen zwar meist die Männer Körbe, aber die Frauen sind von dieser Arbeit nicht ausgeschlossen.¹⁸⁾ In Ussiba endlich wird die Korbmacherei unterschiedslos von beiden Geschlechtern, aber nicht als bestimmter Beruf geübt, und in Ussukuma beteiligen sich ebenfalls Männer und Frauen zugleich an der Flechtarbeit.¹⁹⁾

Am oberen Sambesi ist dagegen die Arbeitsteilung durchgeführt, allerdings nicht überall in gleicher Weise. „Während es bei den anderen Ganguella-Stämmen“, schreibt Serpa Pinto²⁰⁾, „Sitte ist, dafs die Frauen die Körbe, die Männer die Matten anfertigen, ist in Kanzamba das Umgekehrte der Gebrauch.“ Weibliche Korbflechter, die *Cypræagrass* für ihre Arbeiten benutzen,

7) Emin i. P. M. 1879. S. 392. — 8) Hermann i. M. D. S. VII. S. 57. — 9) Emin S. 148. — 10) Clozel, Les Bayas. S. 16. — 11) Paulitschke I. S. 128. — 12) Payeur-Didelot II. S. 217. — 13) H. H. S. 599. — 14) Kolbens Reise an das Vorgebürge der guten Hoffnung. S. 512. — 15) Endemann i. Z. f. E. 1874. S. 24. — 16) Stuhlmann S. 792. — 17) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II. S. 95. Z. f. E. 1873. S. 8. — 18) Stuhlmann S. 514. — 19) Kollmann, Der Nordwesten unsrer ostafrikanischen Kolonie. S. 71. 118. — 20) Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika I. S. 273.

finden sich auch bei den Kaffern.²¹⁾ In Uganda, wo die Männer im übrigen ungemein zahlreiche Gewerbe betreiben, ist gerade das Korbflechten eine Thätigkeit der Weiber.²²⁾ Im ganzen treten Männer als Korbmacher viel häufiger auf wie als Mattenflechter. Als besonders geschickte Korbmacher werden die Männer der Matabele gerühmt, die sich im Marutseereich niedergelassen hatten²³⁾; bei den Baronga im Gebiete der Delagoabei ist das Korbflechten ausschließlich den Männern vorbehalten²⁴⁾, ebenso bei den Makalaka.²⁵⁾ In Unyamwesi flechten die Männer aus Gras Körbe und Matten.²⁶⁾ Auch im Sudan scheint die Korbmacherei allgemein vom männlichen Geschlecht ausgeübt zu werden, allerdings mit Ausnahme von Bambuk, wo das Flechten von Matten, Körben und Mützen ganz in den Händen der Weiber liegt²⁷⁾, ebenso ist bei den Schir am obern Nil alles Flechten, auch das der Körbe, Frauenarbeit und fast eine kleine Industrie zu nennen.²⁸⁾ Da die Hühnerzucht meist den Frauen zugehört, ist es sehr natürlich, dafs sie am untern Kongo die Hühnerkörbe flechten und dadurch wohl überhaupt zur Korbmacherei veranlaßt werden.²⁹⁾ Bei den N'Komis an der Küste von Gabun bleibt alle Flechtarbeit den Frauen überlassen.³⁰⁾

Mattenflechten als Männerarbeit kommt in der Hauptsache nur in den kultivierteren Gebieten Afrikas vor, wo es dann in den Städten meist zum wirklichen Berufe geworden ist, so zu Garo-n-Bautschi im Haufsalande³¹⁾, in Kuka³²⁾, in den Handelsorten des Togolandes³³⁾ und in Adamaua.³⁴⁾ Auch bei den Galla finden sich gewerbsmäßige Flechter.³⁵⁾ Ein ausschließliches Gewerbe der Männer ist aber auch in diesen Teilen Afrikas das Mattenflechten nicht überall, wie das eben erwähnte Beispiel Bambuks und ältere Nachrichten aus Senegambien³⁶⁾ beweisen; selbst in Mursuk werden Matten, Stricke und Säcke von den Frauen gefertigt³⁷⁾, und auch in Abessinien herrschen ähnliche Verhältnisse.³⁸⁾ In Sansibar und auch bei den Somali flechten ebenfalls die Weiber Matten.³⁹⁾ Über das weniger von der Kultur beeinflusste Afrika fehlen leider genauere Angaben fast ganz, doch werden z. B. bei den Mpongwe am Gabun die Matten von den Weibern hergestellt.⁴⁰⁾ Aus Madagaskar wird berichtet, dafs dort das Mattenflechten und selbst die Korbmacherei Sache der Frauen ist.⁴¹⁾ Von männlichen Mattenflechtern und Korbmachern meldet dagegen Wallace von den Stämmen im Nordwesten des Nyassa-Sees.⁴²⁾

21) Barrow, Travels in Southern Afrika I. S. 204. — 22) Stuhlmann S. 182. — 23) Holub, Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches. S. 87. — 24) Junod S. 226. — 25) Mauch i. P. M. E. 1874. S. 42. — 26) Stuhlmann S. 79. — 27) Golberry, Reise durch das westliche Afrika. S. 253. — 28) Marno, Reise in die ägyptische Aequatorialprovinz. S. 50. — 29) Johnston, Der Kongo. S. 383. — 30) A. Foret i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1898. S. 322. Auch Fäden und Schnüre werden hier von den Frauen verfertigt. — 31) Rohlfs i. P. M. E. 1872. S. 57. — 32) S. S. I. S. 623. — 33) Klose i. M. D. S. IX. S. 205. — 34) Passarge, Adamaua. S. 468. 488. — 35) Paulitschke I. S. 136. — 36) Ebrmann, Neueste Kunde von Afrika I. S. 335. — 37) S. S. I. S. 457. Rohlfs i. P. M. E. 1872. S. 57. — 38) v. Heuglin, Reise nach Abessinien. S. 249. — 39) v. d. Decken, Reisen in Ostafrika II. S. 298. 326. — 40) Burton, Two trips to Gorilla land I. S. 154. — 41) Sibree, Madagaskar. S. 218. 294. — 42) Geographical Journal XIII. S. 601.

Im ganzen darf man sagen, dafs in der Flechtkunst ebenso wie in vielen andern Fertigkeiten eine Arbeitsteilung angestrebt wird, und dafs auch dort, wo beide Geschlechter die Thätigkeit ausüben, eine gewisse Neigung vorhanden ist, wenigstens den einen oder den andern Zweig des Gewerbes einem der beiden Geschlechter vorzubehalten. Der Grund liegt wohl in jener doppelten Wirtschaft⁴³⁾, die das Leben der meisten Naturvölker charakterisiert oder doch in ihren Nachklängen bei ihnen noch wirksam ist, und die sich unter den Negern in ausgeprägter Form z. B. noch bei den Songo findet⁴⁴⁾, und überhaupt am untern Kongo, wo das Vermögen des Mannes vollständig von dem der Frau getrennt ist und der Gatte selbst die Hühner und Eier bezahlen mufs, die ihm sein Weib liefert.⁴⁵⁾

Aus der Betrachtung der Flechtkunst ergibt sich schon, dafs wahrscheinlich auch ihre höhere Entwicklungsstufe, die Weberei, bald in den Händen des einen, bald in denen des andern Geschlechts ruhen wird, und es läfst sich, da gerade das feine Flechten oft den Männern zukommt, sogar vermuten, dafs auch bei der Weberei das männliche Geschlecht stärker beteiligt sein wird als das weibliche. Durch die Thatsachen wird diese Voraussetzung im ganzen bestätigt, obwohl immerhin eine Reihe von Fällen nachzuweisen ist, in denen die Frauen entweder die Weberei ausschliesslich ausüben oder sich doch an ihr beteiligen. Bei den Bakuba herrscht die besondere Art der Arbeitsteilung, dafs die Männer die groben, die Frauen die feineren Stoffe aus Raphiafasern fertigen.⁴⁶⁾ Wo Baumwolle gebaut wird, liegt den Frauen in der Regel die Vorarbeit des Spinnens ob, was sich wohl genügend aus dem Umstande erklärt, dafs der Baumwollbau wie aller andre Feldbau zum grössten Teil Weiberarbeit ist, und dafs sich ihm die erste Zurechtung des Rohmaterials entsprechend anschliesst.⁴⁷⁾ In Adamaua spinnen freilich auch die Männer⁴⁸⁾, ebenso bei den Wafipa⁴⁹⁾ und bei den Stämmen zwischen Ubangi und Schari⁵⁰⁾, aber in Kuka sah Nachtigal⁵¹⁾ und in Garou-Bautschi Rohlf's⁵²⁾ nur die Weiber spinnen, und ebenso spinnen bei den Mandingos die Weiber, während die Männer weben.⁵³⁾ Dasselbe wird aus Sierra Leone berichtet.⁵⁴⁾ In den Haufsaländern ist das Spinnen eine beliebte Nebenbeschäftigung der Hökerinnen.⁵⁵⁾ Auch bei den Galla ist das Bereiten der Baumwolle Sache der Frauen.⁵⁶⁾ Im Togoland spinnen die Frauen die Baumwolle, die dann von den Männern verwebt wird⁵⁷⁾, in

43) Vergl. darüber Bücher, Die Wirtschaft der Naturvölker. S. 23. Entstehung der Volkswirtschaft. S. 36. Lippert, Kulturgeschichte II. — 44) Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo. S. 40. — 45) Lemaire, *Africaines*. S. 215. 227. — 46) Wissmann, Wolf und Mueller, Im Innern Afrikas. S. 243. — 47) a. a. O. S. 118. — 48) Passarge, Adamaua. S. 42. — 49) L. A. Wallace in *Geographical Journal* XIII. S. 613. — 50) Gentil i. *Compt. rend. Société Géogr. Paris* 1898. S. 432. — 51) S. S. I. S. 623. — 52) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 57. — 53) Anderson, *Narrative of a Journey to Musardu*. S. 56. 79. Skizze der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer in W. und N.-Afrika. S. 211. — 54) J. Matthews, *Reise nach Sierra Leone*. S. 101. 110. — 55) H. H. S. 580. — 56) Paulitschke I. S. 237. — 57) M. D. S. VI. S. 271. Hornberger in P. M. 1867. S. 51. Durch mündliche Angaben des Herrn Missionars Fiess bestätigt.

Liberia ist das Pflanzen, Ernten und Spinnen der Baumwolle die Aufgabe der Weiber, das Weben die der Männer⁵⁸⁾, und auch in Senegambien und am oberen Niger fällt das Spinnen den Frauen zu.⁵⁹⁾ Ähnliche Verhältnisse herrschen in Yoruba, wo sich die Weiber der gesamten Bearbeitung der Rohbaumwolle unterziehen.⁶⁰⁾ Am Tanganjika dagegen besorgen die Frauen nur das Anspflücken der Samenkapseln und die Männer spinnen selbst das Garn, das sie für ihre Gewebe brauchen.⁶¹⁾ In Wadai scheinen die Männer sogar die gesamte Bearbeitung der Baumwolle zu übernehmen. „Der Hausherr,“ schreibt Nachtigal aus dem Dorfe Surbo⁶²⁾, „war eigentlich ein Schriftgelehrter, beschäftigte sich aber mit der Bearbeitung von Baumwolle, wie denn überhaupt die Männer in Wadai auf dem öffentlichen Platze sowohl als in ihren Wohnungen fast stets Baumwolle spindeln, Teqäqi weben oder die rohe Baumwolle bis zum Spindeln vorbereiten. Hierzu bearbeiten sie dieselbe zunächst auf zwei Holzwalzen, die in einem Rahmen befestigt sind, sodafs die Samenkörner der Baumwolle zurückbleiben. Nachher wird sie mittels eines Bogens, den eine Hand hält, durch die andere auf der mäfsig angezogenen und zurückschnellenden Sehne zerzupft.“ Auch findet sich in jedem Dorfe ein Schattendach, „unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spindelnd, webend und nähend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet“.

Falls der Webstuhl eine afrikanische Erfindung ist, was allerdings sehr zweifelhaft erscheint, dann dürfte er von den Männern erdacht worden sein, die ihn, wie gesagt, im grössten Teile seines Verbreitungsgebietes ausschliesslich handhaben. Wer freilich hoffen würde, aus einer kartographischen Darstellung der Gebiete der Männer- und Frauenweberei ein klares Bild der jetzigen Zustände und damit auch einen Schlüssel zu der Frage zu gewinnen, wie der Webstuhl sich in Afrika verbreitet haben mag, dem stände eine Enttäuschung bevor. Dasselbe unregelmäfsige und launenhaft wechselnde Vorkommen, das die Arbeitsteilung in der Flechtarbeit charakterisierte, tritt auch hier zu Tage, und das Wirken äufserer Einflüsse läfst sich auf diesem Wege kaum nachweisen. Von der nordafrikanischen Mischzone ist zu erwähnen, dafs die Wollweberei bei den eigentlichen Nomadenstämmen, wie bei den Mauren im Norden Senegambiens⁶³⁾ und bei den Wanderhirten im Senaar⁶⁴⁾ ganz den Frauen zufällt. Die Kameelhaardecken der Issa-Somali werden von Frauen gewebt.⁶⁵⁾ Auch in Kamerun weben die Frauen⁶⁶⁾ und vielfach in Senegambien.⁶⁷⁾ Bemerkenswert ist die Notiz Landers, dafs die Frauen des Sultans von Seg-Seg im Hausalande sich mit Spinnen und Weben beschäftigen.⁶⁸⁾

58) Büttikofer, Liberia II. S. 282. — 59) Caillié I. S. 36. 446. II. S. 209. —

60) R. u. J. Lander, Reise zur Erforschung des Nigers I. S. 80. 95. — 61) Cameron, Quer durch Afrika I. S. 238. — 62) S. S. II. S. 146. 244. — 63) Caillié I. S. 154. Golberry, Reise durch das westliche Afrika. S. 184. — 64) v. Harnier i. P. M. 1861. S. 133. — 65) E. de Poinceis i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1898. S. 437. — 66) Denham u. Clapperton, Reisen und Entdeckungen. S. 125. — 67) Ehrmann, Neueste Kunde von Afrika I. S. 335. — 68) Lander, Records of Clappertons last expedition to Afrika I. S. 143.

In dem industriellen Iddah am untern Niger scheinen die Weiber ebenfalls der Weberei obzuliegen⁶⁹⁾, ebenso an der Loangoküste und in der Gegend der Kongomündung.⁷⁰⁾ Daneben finden sich große Gebiete, in denen das Weben Männerarbeit ist, aber vereinzelt auch von Weberinnen berichtet wird, wie Sierra Leone⁷¹⁾, die Goldküste⁷²⁾ und Togoland, wo Kling in Djeraakam große Webstühle bemerkte, die von Frauen gehandhabt wurden.⁷³⁾ Auf Madagaskar scheint die Weberei ausschließlich von Frauen betrieben zu werden.⁷⁴⁾

Eng verbunden mit der Weberei ist im Sudan vielfach die Färberei, die hier meist als ein von Männern ausgeübtes Gewerbe erscheint und zwar, wie das die Natur des Gewerbes mit sich bringt, vorwiegend in der Form des Lohnwerks. Stellenweise aber fällt doch das Färben den Frauen zu, so in Yoruba, wo die Männer weben und schneiden, die Frauen aber das Färben der Stoffe übernehmen.⁷⁵⁾ In derselben Weise ist die Arbeit bei den Mandingo verteilt⁷⁶⁾, Caillié erwähnt weibliche Färber im senegambischen Hinterlande⁷⁷⁾, und auch in Futa fand Noirot die Färberei in der Hauptsache von Frauen ausgeübt.⁷⁸⁾

4. Salzsiederei, Gold- und Erzwäscherei.

Wer es nicht ohnehin wüßte, daß die Hauptmasse der Bewohner Afrikas vorwiegend von Vegetabilien lebt, würde es aus der Wichtigkeit ermessen können, die dem Salze und seinen Fundstellen im Dasein der Neger zukommt. Wo immer eine salzhaltige Quelle fließt oder salziger Boden ausgelaugt werden kann, da entsteht ein gewerbefleißiges Treiben, und oft sind ganze Stämme damit beschäftigt, Salzvorräte für sich und die benachbarten Völker zu gewinnen. Wo aber die unentbehrliche Würze selten oder unerschwinglich ist und der Handel sie nicht ins Land führt, da versteht man es, durch Auslaugen von Pflanzenasche und andern Substanzen einen notdürftigen Ersatz zu schaffen.¹⁾

Von der Salzsiederei als Stammesgewerbe soll an dieser Stelle nicht die Rede sein; es handelt sich nur um die Frage, inwiefern sich das weibliche Geschlecht an der Salzsiederei beteiligt, von der doch wohl anzunehmen ist, daß die Frauen sie erfunden haben, da die reizlose vegetabilische Kost der Weiber eher zur Salzbereitung drängen mußte als die Fleischkost der Männer. Giebt es doch heute noch Völker, die das Salz, da sie fast ausschließlich von Fleischkost leben, weder kennen noch schätzen. Wo die Frauen sich eine

69) Lemaire, *Africaines*. S. 215. — 70) Johnston, *Der Kongo*. S. 383. — 71) P. R. G. S. 1892. S. 436. — 72) Monrad, *Gemälde der Küste von Guinea*. S. 260. — 73) M. D. S. VI. S. 114. — 74) Sibree, *Madagaskar*. S. 218. — 75) Burton, *Abeokuta and the Cameroons Mountains* I. S. 163. — 76) Mungo Parks zweite Reise. S. 37. Anderson, *Narrative of a Journey to Musardu*. S. 56. — 77) Caillié I. S. 36. II. S. 67. — 78) Bull. Soc. Géogr. d'Anvers, 1886. S. 222.

1) So bei den Heidenstämmen Adamaus (vgl. Passarge, *Adamaus*. S. 470) und sonst vielfach.

verhältnismäßig unabhängige Stellung bewahrt haben und eigne Wirtschaft führen, scheint ihnen in der That die Salzbereitung ausschließlich zuzufallen, so bei den Makua in Ostafrika. „Neben dem Ackerbau,“ sagt Lieder²⁾, „bildet die Salzgewinnung und die damit verbundene Töpferei die Hauptbeschäftigung der Weiber.“ Wie diese Verbindung von Töpferei und Salzmachen zu verstehen ist, lehrt eine Angabe Livingstones³⁾, der von den Manyema berichtet: „Haushälterische Frauen brennen häufig ihre neuen Thontöpfe in einem Feuer, das sie durch Anzünden eines Haufens Graswurzeln entfacht haben; am nächsten Morgen ziehen sie Salz aus der Asche und treffen auf diese Weise zwei Fliegen mit einem Schlage.“ Auch in Unyanwesi, wo man im allgemeinen eingeführtes Salz verwendet, wissen die Frauen sich im Notfalle Salz aus Pflanzenasche herzustellen.⁴⁾ Salzmacherinnen sah ferner Caillié im nördlichen Senegambien an der Arbeit.⁵⁾

In der Hauptsache freilich scheint das Arbeitsmonopol der Frauen auf diesem Gebiete durchbrochen zu sein oder sich doch nur noch auf die Herstellung der Surrogate des echten Kochsalzes zu beziehen, da überall, wo natürliches Salz in größerer Menge vorhanden ist, der ganze Stamm sich seiner Gewinnung widmet, wobei dann die schwerere Arbeit den Männern zufällt, falls die Frauen überhaupt noch teilnehmen. So kommt es, daß auch der Salzhandel wohl nirgends ein Privileg der Weiber ist; die Behauptung Richardsons⁶⁾, daß in den Oasen der Sahara der Salzhandel von den Frauen betrieben wird, steht vereinzelt.

Eine gewisse Verwandtschaft mit der Produktion des Kochsalzes hat die Gewinnung andrer mineralischer Stoffe, des Goldes und gewisser Eisenerze, aus dem Sande der Flüsse und sonstigen sedimentären Ablagerungen. Wenn hierbei die Frauen mit Vorliebe zum Waschen des Goldes oder Erzes herangezogen werden, so handelt es sich in diesem Falle sicher um eine nachträgliche zweckmäßige Arbeitsteilung, da nichts dafür spricht, daß die Frauen die Gold- und Erzwäscherei erfunden haben. Am ersten ließe sich das noch von der Goldgewinnung annehmen, aber wenn auch die Angabe Ratzels⁷⁾, daß nirgends im nigritischen Afrika Gold zu Schmuck oder Kunstwerken verarbeitet wird, wenigstens für die Goldküste nicht ganz zutrifft⁸⁾, so genügt sie doch um nachzuweisen, daß nicht das Bedürfnis nach Schmuck, sondern äußerer Einfluß die Goldwäscherei angeregt hat. Die Eisenbereitung ist ganz Sache der Männer, das Schlämmen des Erzes also unbedingt ein den Frauen übertragener Teil ursprünglicher Männerarbeit.

Von Goldwäschereien kann natürlich nur in den Gebieten die Rede sein, die nennenswerte Mengen von Gold liefern, also im westlichen Sudau mit dem dazu gehörigen Küstenlande und im südöstlichen Afrika, im alten Reiche Monomotapa, und in der That finden wir in beiden Landstrichen Weiber beim Goldwaschen beschäftigt. In Bambuk scheinen die beiden Geschlechter sich

2) Lieder in M. D. S. X. S. 128. — 3) Livingstones letzte Reise II. S. 125. —

4) Reichard in Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin 1889. S. 320. —

5) Caillié I. S. 242. — 6) Sendung nach Central-Afrika. S. 219. — 7) Völkerkunde II.

S. 76. — 8) Bosman S. 123.

in zweckentsprechender Weise in die Arbeit geteilt zu haben; bei der Ausbeutung der berühmten Goldminen des Landes, die zu bearbeiten Jedem frei steht, graben die Männer die goldhaltige Erde aus, die dann von den Frauen geschlämmt und gewaschen wird.⁹⁾ Zuweilen scheinen allerdings auch Frauen selbständig zu arbeiten und sich auf diese Weise ein Vermögen zu sammeln.¹⁰⁾ Ähnliche Zustände herrschen seit langer Zeit an der Goldküste¹¹⁾; auch hier waschen die Weiber, z. B. in Akem¹²⁾, aber nicht ausschließlich, da auch Männer nicht selten als Goldsucher von der Küste nach dem Innern gehen.¹³⁾ Die Goldminen von Mamakono in Futa-Djallon werden in der Weise ausgebeutet, daß die Frauen den Goldsand waschen, während die Männer goldhaltige Felsen zerschlagen und auf diese Weise mit größerer Mühe eine verhältnismäßig geringfügigere Ausbeute erzielen.¹⁴⁾ Im südöstlichen Afrika ist die Goldgewinnung durch Eingeborne, die ehemals sehr bedeutend gewesen sein muß, in neuerer Zeit sehr zurückgegangen, aber wo sie noch blüht, sind ebenfalls Weiber beim Goldwaschen beschäftigt. Kerr sah zu Schibinga im nördlichen Matabeleland die Sklavinnen des Häuptlings Sakami bei dieser Arbeit, ohne daß ihnen anscheinend Männer behülflich waren.¹⁵⁾

Daß an den Punkten, wo Eisenerz durch Schlämmen eisenhaltigen Sandes gewonnen werden muß, die Frauen auch zu dieser Arbeit gern verwendet werden, ist eine schöne, aber offenbar selbständig entstandene Parallele zur Goldwäscherei der Weiber. Es handelt sich in diesem Falle besonders um einige ostafrikanische Gebiete der Eisenindustrie, so vor allem um die Landschaft Pare, wo Baumann das Erzwaschen beobachtete. „Eine Person,“ schreibt er¹⁶⁾, „meist ein Weib oder ein Knabe, steigt in den eisenschwammigen, meist etwa knietiefen Bach und legt etwas von dem schwarzen Lehm an eine geneigte Uferstelle. Hierauf wird mit den Händen reichlich Wasser darüber gegossen, bis die leichteren Sandteile weggeschwemmt werden und der schwere, natürlich noch sehr unreine Eisenstaub am Boden liegen bleibt. Dieser wird dann getrocknet und vorerst in Bananenblätter verpackt aufbewahrt.“ Auch das Ausschmelzen des Eisens wird hier in der Hauptsache von Frauen verrichtet, die unter Oberleitung eines Schmiedes stehen, die Männer haben also einen weiteren Teil ihrer Thätigkeit den Frauen übertragen. Beim Schmiedevolk der Wa-Jtumba sind ebenfalls beide Geschlechter am Gewerbe beteiligt. Als Last¹⁷⁾ eine ihrer Siedlungen besuchte, waren alle Männer weggegangen, um Holzkohlen für die Schmelzarbeit zu brennen, die Frauen dagegen lagen emsig der Erzwäscherei ob. „Es war da ein weibliches Oberhaupt und einige zwanzig Weiber unter ihrer Leitung, von denen einige das Erz gruben, andre es wuschen, reinigten und worfelten.“ In Ugueno ist es nicht anders.

9) Hecquard, Reise nach West-Afrika. S. 273. Bull. Soc. Géogr. Paris 1897. S. 250. Allen and Thomson, Expedition to the river Niger I. S. 136. Sammlung merkwürdiger Reisen I. S. 125. 164. — 10) Golberry, Reise durch das nordwestliche Afrika. S. 235. — 11) Bosman S. 81. — 12) Hay in Globus. Bd. 31. S. 158. — 13) Duncan, Reisen in Westafrika I. S. 172. — 14) Bayol i. Revue Maritime et Coloniale 1887. S. 278. — 15) Scottish Geograph. Magazine 1886. S. 391. — 16) Baumann, Usambara. S. 232. — 17) P. R. G. S. 1888. S. 590.

„Das Erzsuchen,“ schreibt Hans Meyer¹⁸⁾, „ist Frauenarbeit, das Schmelzen, Schmieden und alle weitere Bearbeitung ist Sache der Männer.“ Auch in Usanga sah v. d. Decken Frauen mit der Erzwäscherei beschäftigt¹⁹⁾, während am oberen Kongo nach A. Merlon das Schlämmen des Eisenerzes den Kindern zufällt.²⁰⁾ Am oberen Ogowe sind es Weiber und Kinder gemeinschaftlich, die das Erz in den Bächen aufsuchen und schlämmen.²¹⁾

18) Ostafrikanische Gletscherfahrten. S. 195. — 19) Reisen in Ostafrika II. S. 19. — 20) Bull. Soc. Roy. Belge de Géographie 1887. S. 713. — 21) L. Guiral, Le Congo Français. S. 164.

II.

Orts- und Stammesgewerbe.

I. Allgemeines.

Es würde vielleicht der natürlichen Entwicklung mehr entsprechen, wenn nach der Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib die Entstehung bestimmter Gewerbe innerhalb der Stämme geschildert würde. In der That liegt es ja sehr nahe, daß sich bald die besonders Geschickten einer bestimmten gewerblichen Thätigkeit widmen, daß sie für die Erzeugnisse ihrer Kunst die nötigen Nahrungs- und Genußmittel von ihren Volksgenossen eintauschen und so allmählich einen Teil der Arbeit ausschließlicly betreiben. Ist doch selbst bei den unsteten Australiern ein Anfang solcher Verhältnisse zu beobachten! „Die Australneger,“ sagt Lumpholtz¹⁾, „sind im ganzen recht geschickt mit ihren Händen, doch ist ihre Begabung natürlich sehr verschiedenartig. Der eine zeichnet sich z. B. als Korbmacher aus, der andere macht die besten Fischernetze, Waffen u. s. w.“ Dennoch hat sich bei den Eingebornen Neuhollands kein Handwerkerstand entwickelt, und der Handel nach außen hin, der ziemlich lebhaft betrieben wird, umfaßt in der Regel nur ein bestimmtes Produkt, das der Stamm als solcher gewinnt oder herstellt und in den Verkehr bringt, und gegen das er wieder ganz bestimmte Dinge von andern Stämmen eintauscht.²⁾ In Guyana stehen die Indianerstämme in ähnlichen herkömmlichen Handelsbeziehungen³⁾, ohne wirkliche Handwerker innerhalb ihrer Verbände zu besitzen. Wenn wir also in Afrika das Stammes- und das Einzelgewerbe vielfach neben einander finden, so lassen die eben genannten Beispiele vermuten, das Karl Büchners Theorie die richtige ist und die Herstellung gewerblicher Erzeugnisse durch Stammesbetrieb älter ist oder doch einer ursprünglichen Entwicklungsstufe entspricht als der Einzelbetrieb.

Wenn das auf den ersten Blick seltsam und unnatürlich erscheint, so liegt vielleicht die Ursache des Mißverständnisses wieder in dem bedenklichen Ausdruck „Arbeitsteilung.“ In Wahrheit ist wie bei dem Entstehen bestimmter weiblicher Beschäftigungsweige auch hier zunächst nicht die Rede von allgemeinem, allen Völkern eines größeren Gebietes bekannten Berufen, die

1) Unter Menschenfressern. S. 383. — 2) Brough Smyth, The Aborigines of Victoria I. S. 182. — 3) Im Thurn, Among the Indians of Guyana S. 271.

nun besonderen Stämmen übertragen werden, oder von Produkten, die auf jeden Fall hergestellt werden müssen, sondern es handelt sich meist um die Herausbildung einer neuen Thätigkeit, die durch die Gunst der Umstände veranlaßt wird. Eisenschmelzerei, Salzgewinnung und Töpferei, die an bestimmte Bodenverhältnisse gebunden sind, lassen das Bild der Entwicklung am deutlichsten erkennen. Zunächst wird man nur so viel erzeugt haben, als für die eigenen Bedürfnisse hinreichte, bis dann die wachsende Nachfrage benachbarter Stämme zu lebhafterer Thätigkeit antrieb. Diese Nachbarvölker sahen sich dann gezwungen, auch ihrerseits ein Tauschprodukt zu fertigen, um überhaupt Handel treiben zu können und nicht von der Umsetzung der Güter ausgeschlossen zu bleiben. Unter den Eingebornen Guyanas ist ein einziger Stamm ohne besondere Industrie und deshalb verachtet und in übler Lage.⁴⁾

Es scheint, daß sich auf diese Weise die Untergruppen größerer Stämme oder der Bewohner eines Staates zu förmlichen Handwerkerkasten umbilden und eine entwickelte gewerbliche Arbeitsteilung durchführen können. Was Holub von den Stämmen des Marutereiches berichtet, läßt eine derartige Entwicklung klar erkennen. „Viele Stämme,“ sagt er⁵⁾, „haben sich seit undenklicher Zeit einer bestimmten Beschäftigung gewidmet und arbeiten, sei es als Kanoc- oder Ruder-, als Lanzen- oder Bootverfertiger, als Fischer u. s. w., sind also Zünfte geworden und führen diesbezügliche Namen, die sich nach und nach zu Stammesnamen herangebildet haben. Wenn die Leute auch Marutse sind, so besitzt doch jeder dieser Zweigstämme schon seine bestimmten Vorrechte und Abgaben, die ihn von den andern Bruderstämmen unterscheiden. Wir haben hier ein Beispiel, wie sich ein Volk in verschiedene Zweige auflöst und wie mit der Zeit selbst das Bewußtsein der Einheit verschwindet ... Welche praktische Bedeutung diese Stammeinteilung hat, zeigen verschiedene Thatsachen, so daß die königlichen Nachkommen zur Erziehung an verschiedene Zweigstämme des Marutsevolkes gegeben, diese zu ihrem Lieblingsstamme machen, deren Wohnsitze für ihre engere Heimat erklären, andererseits wieder der Umstand, daß die verschiedenen Volkszweige, ihre Blutsverwandtschaft verleugnend, einander offen befehlen und abschlachten.“ Spuren einer derartigen gewerblichen Sonderung finden sich merkwürdiger Weise auch bei den Hottentotten, die uns sonst als typische Viehzüchter entgegenreten. Unter den Stammesnamen der Korana, die teilweise auf Totemismus oder reine Spitznamen zurückführen, finden sich auch die Bezeichnungen „Schneider“ und „Gerber“.⁶⁾

Die westlichen Fulbe zählen unter ihren Unterabteilungen wirkliche Handwerkerstämme, wie Barth berichtet.⁷⁾ Nach der Sage⁸⁾ sind diese Unterstämme der Fulbe Abkömmlinge einer Anzahl von Brüdern. Von dem jüngsten und klügsten stammt die vornehmste Abteilung der Diavandus, von dem ältesten

4) a. a. O. S. 273. — 5) Holub, Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe I. S. 354. — 6) Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas. S. 367. P. M. 1858. S. 53. — 7) Barth IV. S. 147. — 8) Raffeneil, Nouveau voyage dans le pays des nègres II. S. 297. ■

die der Torodos (Richter oder Gelehrten), von den übrigen die der Bailos (Eisenarbeiter), der Tiapatos (Krieger und Jäger), der Koliabes (Jäger) und der Tiubalus (Fischer). Zum Teil mögen Kreuzungen mit fremden Volkselementen die Entstehung dieser Zweigstämme begünstigt haben; übrigens gelten alle Fulbe, soweit sie nicht reine Hirten sind, als geschickte Handwerker. Auch die Jolof in Senegambien haben ihre Handwerkerkasten, denen übrigens im Gegensatz zu den Edlen meist eine gewisse Anrühigkeit anklebt, nämlich die Tug oder Schmiede, die Oudan oder Lederarbeiter, die Moul oder Fischer und die Gämell oder Musiker und Sänger, die mit den Griots identisch zu sein scheinen.⁹⁾

Es trägt sehr zur Klärung der Frage bei, wenn wir einen Blick auf einige Formen der Urproduktion werfen, die meist mit einer gewissen Weiterverarbeitung der Stoffe verbunden sind, indem z. B. der Fischer seinen Fang räuchert oder trocknet, auf Stäbchen spießt u. dgl., der Salzmacher das gewonnene Salz reinigt, zu Kuchen formt, oder in Körbchen verpackt. Der Ausdruck „Gewerbe“ für diese Thätigkeiten ist also nicht ganz zu verwerfen. Am leichtesten und häufigsten ist wohl die Fischerei zum Stammes- oder Ortsgewerbe geworden, mit Ausnahme der Gebiete natürlich, wo man Fische überhaupt nicht ißt, wie im Kafferlande.¹⁰⁾ Fast überall werden den Stämmen, die im Besitz fischreicher Gewässer oder günstig gelegener Strecken des Meeresufers sind, andre benachbart sein, die dieser Vorteile entbehren und gern zu Tausch und Handel bereit sind, oder es entstehen wenigstens an passenden Stellen besondere, ausschließlich von Fischern bewohnte Dörfer. Ein merkwürdiges Doppeldorf dieser Art erwähnt Dapper von der Goldküste. „Anemabo,“ schreibt er¹¹⁾, „zerfällt in zwei Teile, deren einer von Fischern des Mijnstammes, der andre von solchen des Fantistammes bewohnt ist, die für ihren Fang an den Brasso des Ortes wöchentlich eine geringe Abgabe zahlen.“ In Afrika haben sich Fischervölker oder Siedelungen so häufig und überall in so ähnlicher Weise entwickelt, dafs eine eingehende Darstellung der verschiedenen einzelnen Fälle hier wohl unterbleiben kann.¹²⁾ Überall finden sich Fischerstämme, die sich ausschliesslich oder doch vorwiegend ihrer besondern Thätigkeit widmen und alle Vegetabilien, die sie zur Nahrung benötigen, so wie alle sonstigen Handelswaren von den Nachbarstämmen gegen Fische eintauschen. In diesem Verhältnis standen z. B. die Bewohner der Pirateninseln an der Guineaküste zu den Festlandstämmen¹³⁾, und die Fischer an der Goldküste zu den Binnenländern.¹⁴⁾ Die Bogos am obern Niger treiben ausschliesslich Fischerei und Schiffahrt.¹⁵⁾ Eigentliche Fischerstämme sind ferner die Djikun am Binuë, deren Siedelungen auf Flufsinseln liegen¹⁶⁾, und die Wenya oder Wagenya an beiden Ufern des Lualaba bei Nyangwe¹⁷⁾, die

9) Wilson, West-Afrika. S. 49. — 10) Vergl. Barrow, Travels in Süd-Afrika I. S. 211. — 11) Dapper II. S. 79. — 12) Allen and Thompson, Expedition to the River Niger II. S. 283. — 13) H. u. J. Lauder, Reise zur Erforschung des Nigers II. S. 17. — 14) Duncan, Reisen in Westafrika I. S. 55. 74. — 15) Baudry i. Bull. de la société de géographie commerciale 1897. S. 341. — 16) Passarge, Adamaua. S. 355. — 17) Stanley, Through the dark continent II. S. 123.

als Nebenberuf auch das Übersetzen der Reisenden über den Strom betreiben.¹⁸⁾ Auch die Budduma auf den Inseln des Tsad, die mit Fischen und Natron handeln, kann man hierher rechnen¹⁹⁾, ferner die Bevölkerung am Südende des Albert-Sees, die Fischfang und Salzmacherei betreibt.²⁰⁾ Am Schirwa-See fand man Dörfer der von den Wayao bedrängten Wanyanja, deren Bewohner sich demselben Doppelgewerbe widmeten.²¹⁾

Die letzten Beispiele zeigen schon die Verbindung der Fischerei mit einem Gewerbe, das vielleicht in noch höherem Grade die Ausnützung natürlicher Vorteile durch einen ganzen Stamm oder die Bewohner bestimmter Orte begünstigt und in Afrika, wie schon erwähnt von ganz besonderer Bedeutung ist. Thatsächlich tritt neben jener häuslichen Salzsiederei, die meist in den Händen der Frauen ist, das Salzmachen an zahlreichen Punkten Afrikas als ein Gewerbe auf, das die Arbeitskraft ganzer Stämme oder Dorfgemeinden ausschließlich oder doch größtenteils in Anspruch nimmt. Dafs freilich die Beschränkung auf diese einzige Thätigkeit nicht immer freiwillig zu sein braucht, beweist das Beispiel der Bewohner der salzreichen Oasen Kauar und Bilma in der Sahara. Die Nachbarstämme zwingen sie, jeden Anbau von Nahrungsstoffen zu unterlassen und nötigen sie auf diese Weise, ihre ganze Arbeit der Salzproduktion zu widmen, da nur im Austausch gegen Salz Lebensmittel zu haben sind. „In ganz Kauar,“ schreibt Rohlf's²²⁾, „bauen die Bewohner weder Gemüse noch Getreide, weil die von Air kommenden Tuareg ihnen dies nicht erlauben. Diese bringen ihnen nämlich alljährlich Getreide vom Sudan zu, für welches sie Salz einhandeln, das die Kauar-Bewohner aus ihrem Sebcha heransarbeiten müssen, und wenn sie selbst Getreide zögen, würden sie das Salz nicht für die Tuareg bearbeiten können. Das einzige, was ihnen diese Herren der Wüste zu bauen erlauben, ist Klee, der als Tauschmittel getrocknet in kleine Bündel gebunden wird und den Kameelen, Pferden und Ziegen ein vortreffliches Futter abgiebt.“ Nachtigal bestätigt diesen Bericht und fügt hinzu, dafs die Tuareg auf diese Weise den Salzhandel nahezu monopolisieren.²³⁾ Da in Bilma das meiste Salz gewonnen wurde, duldeten überdies die Bewohner Kauars (der im engeren Sinne so genannten Siedelung) nicht, dafs die dortigen Einwohner Kameelsättel fertigten und dadurch die Handelskarawanen der Tuareg ganz von Kauar, wo man hauptsächlich diese Sättel producierte, nach Bilma ablenkten. Rohlf's war Zeuge, wie ein Aufgebot der entrüsteten Männer von Kauar nach Bilma zog und dort die auf Vorrat gefertigten Kameelsättel verbrannte.²⁴⁾ „Die Bilmaer,“ erklärte der Anführer des Strafzuges, „haben Salz zum Austauschen und brauchen nicht in unsern Handelszweig einzugreifen.“

In übrigen Afrika sind die „Salzdörfer“ und die Salz produzierenden Stämme oder Stammesabteilungen zahlreich vertreten. Eine vollständige Aufzählung würde im Grunde auf eine Darstellung des Vorkommens ab-

18) Wissmann, Unter deutscher Flagge. S. 174. — 19) Rohlf's i. P. M. E. 1868. S. 74. — 20) Stuhlmann S. 580. — 21) P. R. G. S. 1888. S. 28. — 22) Rohlf's i. P. M. E. 1868. S. 22. — 23) S. S. I. S. 536. — 24) Rohlf's a. a. O. S. 39.

bauwürdigen Kochsalzes und salzhaltiger Quellen hinauslaufen und zu weit vom Thema abführen. Ausnahmsweise bildet übrigens auch das Herstellen von Aschensalz ein Stammesgewerbe, so nach F. Thonner bei den Mobali. Über die Salzorte im obern Nigergelände giebt Binger²⁵⁾, über die im Hausalande Staudinger²⁶⁾ genauere Auskunft; das meiste Salz, das die Hausfaataen konsumieren, scheint im Sumpflande am Binuë und besonders zu Awayö in Bautsch gewonnen zu werden²⁷⁾, während zugleich von Asben her große Mengen in die nördlichen Distrikte gelangen.²⁸⁾ Den Salzort Kibiro im Seegebiet schildert Emin²⁹⁾, ein größeres Gebiet mit salzbereitenden Dörfern am Ituri durchzog Stuhlmann.³⁰⁾ Auch am Tanganjika giebt es Dörfer von Salzmachern, die mit ihren Produkten das ganze Seegestade versorgen.³¹⁾ Im Kongogebiet ist zwar das Auskochen von Salz aus Pflanzenasche allgemein üblich³²⁾, aber es fehlt daneben nicht an Dörfern berufsmäßiger Salzmacher, deren eines der Ort Myutu am Mongalla ist³³⁾, während ein anderes von Werner am oberen Kongo besucht wurde.³⁴⁾ Einen Mittelpunkt der Salzmacherei und des Salzhandels bildet auch das Flussthal des Tschobe bei Mosusas Dorf im Sambesibecken³⁵⁾, und an der Loangoküste wird Seesalz berufsmäßig von einem Teile der Bavisil gewonnen.³⁶⁾ Die Zahl dieser Beispiele ließe sich noch außerordentlich vermehren. Hier und da scheinen auch aus Städten von Salzmachern größere Handelsorte entstanden zu sein, was einigermassen an das Anflühen Venedigs erinnern würde. Nach Adams Vermutung sind Bonny und Kalabar derartige „Salzstädte“ am Meere, die später durch Sklavenhandel groß geworden sind und ihren Charakter entsprechend verändert haben.³⁷⁾

Eine andere Ausnutzung natürlicher Gegebenheiten ist der Fährbetrieb über fließende Gewässer, der oft von Dorfgemeinden und ganzen Stämmen als Monopol festgehalten und nach Kräften ausgebeutet wird. Er wäre nicht denkbar ohne den lebhaften afrikanischen Handelsverkehr, der ja auch den Beruf des Trägers geschaffen und manche Stämme dazu veranlaßt hat, einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeitskraft in dieser Art den durchziehenden Karawanen zur Verfügung zu stellen. Diese Vorkommnisse verdienen immerhin Erwähnung, da es sich hier um Parallelen zu den Stammesgewerben handelt und außerdem zwar nicht um Gewerthätigkeit selbst, aber doch um die Vermittelung des Vertriebes durch persönliche Dienstleistung. Neben der günstigen Lage des Landes kommt bei derartigen Anpassungen auch der natürliche Charakter des Volkes sehr in Betracht; so haben sich unter den Stämmen Ostafrikas die Wanyamwesi als besonders geeignete Träger erwiesen, während das Fehlen brauchbarer Volkselemente an der westafrikani-

25) Binger i. Bull. de la société de géogr. commerc. XII. S. 81. — 26) H. H. S. 412. — 27) Baikie i. Zeitschr. f. allgemeine Erdkunde 14. S. 126. — 28) H. H. S. 616. — 29) Emin S. 171. — 30) Stuhlmann S. 447. — 31) Code Hore i. P. R. G. S. 1882. S. 7. — 32) Baumann i. Revue Coloniale Intern. S. 231. — 33) P. R. G. S. 1889. S. 345. — 34) Werner, A visit to Stanley's rear guard. S. 138. — 35) Livingstone, Missionsreisen. S. 261. — 36) Güssfeldt i. Zeitschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde, Berlin 10. S. 151. — 37) J. Adams, From Cape Palmas to the River Congo. S. 131.

sehen Küste das Eindringen europäischer Forschungsreisender lange Zeit gehemmt hat. Zuweilen hat erst der Zwang den Arbeitstrieb erweckt, wie am untern Kongo. „Der fortwährende Karawanenverkehr,“ sagt darüber Banmann³⁸⁾, „und der Mangel jeglichen Transportmittels hat bei mehreren Stämmen im Gebiete der Livingstone-Fälle den Trägertransport auf eine verhältnismäßig hohe Stufe gebracht. Alle Karawanenträger sind echte Bakongo und entstammen den Gebieten zwischen Lukunga und dem Stanley-Pool. Früher, wo anschießlich schwarze Händler ihre Leibeigenen als Lasttiere verwendeten, sahen die Träger in der ihnen aufgebürdeten, furchtbar harten Arbeit wohl nur einen verhassten Zwang. Derzeit jedoch, wo der Kongostaat, Missionen und andre Unternehmungen zahlreiche Kräfte benötigen, wird der Kongoträger zu einer vielumworbenen Person. Träger zu sein, ist heute ein fürmlisches Gewerbe, in welchem die Bakongo wahrhaft unübertrefflich sind.“ Hier ist es also erst der europäische Einfluß, der die Entwicklung vollendet hat, aber es ist immerhin die Form des Stammesbetriebes erhalten geblieben. In den Halbkulturreichen der Hausa hat sich dagegen eine wirkliche Trägerklasse herausgebildet, die in ihrer Art schon einigermaßen den europäischen Dienstmännern oder Lastträgern entspricht.³⁹⁾

Wie sich eine wirkliche Gewerbtätigkeit aus natürlichen Vorzügen eines Ortes entwickeln kann, wie aber auch gewissermaßen als Gegenstücke und Ergänzungen Industrien ohne derartige gegebene Grundlagen entstehen müssen, wenn erst ein Austausch der Erzeugnisse angebahnt ist, läßt sich leicht verstehen und wird weiterhin durch Beispiele im einzelnen erläutert werden. Diese Arten von Stammesgewerben, auch die an zweiter Stelle genannten, haben immer etwas Bodenständiges, lokal Begrenztes; es kann sogar vorkommen, daß ein Stamm aus einer günstigen Örtlichkeit vertrieben wird und seine gewerbliche Beschäftigung notgedrungen aufgibt, während nuncmehr die Sieger den lohnenden Betrieb übernehmen. Den lokalisierten Stammesgewerben gegenüber steht die Thätigkeit unsteter Völker, die nicht an den Ort gebunden ist und ihrer Eigenart wegen eine besondere Behandlung verdient. Aber es giebt daneben noch eine dritte Art von Stammesbetrieb, die nicht wie die bisher erwähnten selbständig aus primitiven Zuständen herans erwächst, sondern nur dort auftritt, wo Zonen höherer und niedrer Kultur sich begrenzen; man kann die Stammesgruppen, die in diesem Falle gewerblich thätig sind, als Handwerkerkolonien bezeichnen.

Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, die nicht auf Afrika beschränkt ist, sondern überall als eine Form bewußten Kulturfortschritts auftritt oder doch sich unmittelbar aus der Wechselwirkung der Kulturgegensätze herausbildet. Die Versuche, fremde Intelligenz und Werkthätigkeit durch freiwillige oder erzwungene Einwanderung der Intelligenzen und Werkthätigen selber, die man kolonienweise im Lande ansiedelt, auf die eignen Unterthanen zu übertragen, sind vielleicht am systematischsten von Peter d. Gr. angestellt worden, aber im Laufe der Geschichte überhaupt keine

38) Baumann a. a. O. S. 226. — 39) Passarge, Adamana. S. 65.

seltene Erscheinung. Wie man in diesem Sinne auch den Zufall, der Flüchtlinge aus höher kultivierten Staaten ins Land führt, mit Geschick benutzen kann, zeigt das Verhalten des Großen Kurfürsten gegenüber den französischen Protestanten. Auch dort aber, wo keine Fürstenmacht die Einwanderung begünstigt, führt häufig die Aussicht auf besseren Gewinn außer Kaufleuten auch Handwerker aus höher kultivierten Gebieten in weniger fortgeschrittene Länder. Dadurch wird nun leicht eine neue Art von Stammesgewerbe erzeugt. Nehmen wir an, daß irgend ein Volk, das in seiner Heimat Ackerbauer und alle Arten von Gewerbetreibenden umfaßt, in irgend ein fremdes Land nur Angehörige eines bestimmten Berufes, z. B. Weber oder Schmiede, entsendet, so entsteht in dem neuen Wohnplatze eine Kolonie von Handwerkern gleichen Stammes, die den Eingebornen zugleich als Stammes- und als Berufsgenossen in geschlossener Gruppe gegenüberstehen.

In manchen halbkultivierten Ländern Afrikas ist in diesem Sinne das Handwerk noch fast ganz in den Händen der Fremden, so in Abessinien, wo die Gold- und Silberarbeiter meist eingewanderte Inder und Armenier sind, während die Töpferei, die Maurer- und Zimmermannsarbeit fast ausschließlich von Juden betrieben werden.⁴⁰⁾ Juden als Handwerker erscheinen auch in Marokko⁴¹⁾, besonders aber in Tafilet, wo sie als Mattenmacher, Schuster und Schmiede thätig sind.⁴²⁾ In Sansibar werden die Handwerke ebenfalls in der Hauptsache von eingewanderten Fremden betrieben, namentlich von Hindus und christlichen Goanesen.⁴³⁾ Diese Zustände sind übrigens nicht erst im afrikanischen Kolonisationsgebiet der Araber entstanden, sondern bestehen zum Teil auch in der Heimat dieses Volkes, denn in Yemen z. B. wird der Beruf der Goldarbeiter von Juden und Banianen ausgeübt⁴⁴⁾, und in Medina setzt sich die Handwerkerklasse fast ganz aus eingewanderten Ägyptern zusammen.⁴⁵⁾ Im Sudan dagegen treten die Araber selbst als Handwerker kolonienweise auf, so in Kao als Schuhmacher und Lederarbeiter⁴⁶⁾, und auch an der Somaliküste sind arabische Handwerker zu finden.⁴⁷⁾

Der Sudan ist außerdem der Schauplatz großartiger, mit Bewußtsein durchgeführter Verpflanzungen. Seit alter Zeit ist Bornu das kultivierteste Gebiet des Sudan, und seine herrschende Rasse, die der Kanuri, zeichnet sich durch Bildung und Gewerthätigkeit vorteilhaft besonders vor den Bewohnern der östlichen Nachbarländer aus. Die Herrscher Bagirmis und Wadais haben infolgedessen immer danach gestrebt, Kanurihandwerker in ihre Staaten zu ziehen und mit ihrer Hilfe gewerthätige Kolonien zu begründen, die als Muster für die eignen Unterthanen dienen sollten. Das ist besonders in Bagirmi mit solichem Erfolge geschehen, daß von hier aus die Kultur in üm-

40) v. Henglin, Reise nach Abessinien. S. 249. — 41) Lenz, Timbuktu I. S. 167. — 42) Caillie III. S. 88. — 43) Weiss, Reise n. d. Kilima-Ndjarogebiet. S. 5. Wilson-Felkin, Uganda I. S. 7. Kolonialblatt 1895. S. 441. Boshart, Zehn Jahre afrikan. Lebens. S. 208. — 44) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 216. — 45) Burton, Pilgrimage to el Medinah and Meccah II. S. 9. — 46) Barth II. S. 160. — 47) Paulitschke I. S. 235.

licher Weise nach Wadai weitergetragen werden konnte. „Sie haben,“ sagt Nachtigal von den Einwohnern Bagirmi⁴⁸⁾, „die Webe- und Färbekunst, sowie die Sattlerei hier und da von den Kanuri und Makari gelernt, in deren Händen auch noch jetzt diese Gewerbe in Bagirmi vorzugsweise sind, und in denselben an einigen Punkten solche Fortschritte gemacht, daß z. B. die aus Massenja stammenden Sklaven in Kuka ganz besonders als Weber geschätzt waren. Daß König Ali von Wadai nach glücklich beendigtem Feldzuge viele Tausende von Bagirmi-Leuten in der ausgesprochenen Absicht in sein Land überführte, seine eigenen Unterthanen im Ackerbau, den genannten Handwerken, im Bau von Erdhäusern und dergl. zu fördern, beweist, daß jene in diesen Beziehungen einen guten Ruf hatten und ihren östlichen Nachbarn überlegen waren.“ Die Bagirmi-Handwerker waren zu Nachtigals Zeit noch zahlreich in Wadai vorhanden⁴⁹⁾, wo außerdem Makari, die in der Herstellung von Thonhäusern geübt waren, als Baumeister geschätzt wurden.⁵⁰⁾

Im westlichen Sudan sind zwangsweise Überführungen von Handwerkern seltener vorgekommen, dafür ist dort die freiwillige Einwanderung aus kultivierteren in weniger fortgeschrittene Gebiete ganz allgemein. Dabei ist eine sehr merkwürdige Erscheinung zu beobachten. Das Volk der Hausfa, das man wohl als das wichtigste Kulturelement des Gebietes bezeichnen kann, überläßt in seinem eignen Lande die Handarbeit meist anderen, während es in den Nachbarländern massenhaft gewerbliche Kolonien bildet. „Die Hausfa,“ sagt Staudinger von den Bewohnern der eigentlichen Hausfastaaten⁵¹⁾, „beschäftigen sich am liebsten mit dem Handel; Ackerbau betreiben sie nur nebensächlich oder lassen ihn vielmehr durch ihre Heidensklaven besorgen, die Viehzucht liegt in den Händen der Fulbe. Einige Industriezweige werden wohl von den Hausfa besorgt, aber größeren Fleiß und Regsamkeit zeigten auf diesem Gebiete die Fulbemischtämme. Augenblicklich besteht die Lieblingsbeschäftigung der eigentlichen Hausfa im Bummeln oder Schachern.“ Es scheint nun, daß sich die Hausfa auf ihren Handelszügen, wenn sie sich zur Niederlassung auf fremdem Boden entschließen, gern wieder dem einträglichen Berufe des Handwerkers zuwenden, ohne dabei freilich den Handel aufzugeben. Die Thätigkeit der Hausfahandwerker im Hinterlande von Togo erwähnt Mischlich⁵²⁾, und Klose⁵³⁾ berichtet aus demselben Gebiete: „Was die Hausfas anbetrifft, so besitzen dieselben in Togo bei den großen Plätzen, wie in Lome und Klein-Popo, kleine Kolonien, welche meistens das Fleischerhandwerk betreiben. Die größte dieser Hausfakolonien befindet sich in Kete . . . Ackerbau und Jagd pflegen sie in Kete fast gar nicht, sondern liegen mit großem Eifer und Intelligenz dem Handel ob. Vereinzelt finden sich in Kete gewerbetreibende Hausfa, wie Schmiede, hauptsächlich aber auch Lederfabrikanten sowie Sattler, welche in diesem Gewerbe ganz Hervorragendes leisten.“ Wie in Adamaua Kanuri und Hausfa neben einander als Handwerker auftreten,

48) S. S. II. S. 669. — 49) S. S. III. S. 84. — 50) S. S. II. S. 5333. — 51) H. H. S. 579. — 52) M. D. S. X. S. 83. — 53) M. D. S. IX. S. 295.

hat Passarge geschildert.⁵⁴⁾ In Bornu scheinen die Haufsakolonien hauptsächlich Weberei zu treiben.⁵⁵⁾

Weiter im Westen sind die Mandingo in ganz ähnlicher Weise als Handwerkerkaste in die Nachbargebiete eingedrungen und haben sich besonders in Senegambien als Lederarbeiter verbreitet.⁵⁶⁾ In Britisch-Gambia liegt nach Bonvalet die einzige Landesindustrie, die Verfertigung von Baumwollstoffen, hauptsächlich in den Händen der Mandingo.⁵⁷⁾ Als Goldschmiede haben in Senegambien auch die Jolof ihre Grenzen vielfach überschritten.⁵⁸⁾

Die südlichsten Gebiete Afrikas, die noch eine von Norden her beeinflusste ansehnliche Kultur besitzen, die Wahumastaaten Uganda und Unyoro, bilden ebenfalls ein Ausstrahlungscentrum nicht nur von Handelswaren, sondern auch von gewerbthätigen Leuten. Von den Wassiba-Sultanen bei Bukoba berichtet wenigstens Graf Schweinitz ausdrücklich, das sie eine ganze Kolonie von Uganda-Handwerkern an ihrem Hofe unterhielten.⁵⁹⁾ Dafür werden wieder in Uganda selbst die musikalisch begabten Wasoga als Musiker ins Land gezogen.⁶⁰⁾ Ugandaschmiede kommen gelegentlich nach Unyoro, um Gewehre auszubessern⁶¹⁾, aber auch Schmiede der Wanyoro und Wakondjo ziehen in die benachbarten Gebiete, allerdings ohne sich dort dauernd niederzulassen; Stuhlmann sah sie im Dorfe Ipembe, dessen Einwohner die Schmiedekunst nicht verstehen, sich das nötige Eisen selbst aus Raseneisenerz herstellen.⁶²⁾

Auch unter den Herero ist auf ähnliche Weise eine gewerbliche Kaste fremden Stammes entstanden. „Seit uralter Zeit,“ berichtet Böttner⁶³⁾, „wurde die Schmiedearbeit bei den Herero von wandernden Schmieden anderer Stämme, besonders aus den weiter nördlich wohnenden ackerbaureisenden sogenannten Ovambovölkern besorgt. Diese Schmiede, meist in kleinen Parteien zusammenarbeitend, wandern gewöhnlich einige Jahre lang bei den Herero-Hauptlingen umher, bis sie sich so viel Vieh verdient haben, das es sich lohnt, damit nach der Heimat zurückzukehren. Zuweilen sind es auch politische Flüchtlinge, welche irgendetwas den Zorn oder die Eifersucht der kleinen Despoten erregt haben, welche im Ovamboland herrschen, die sich nun gezwungen sehen, dem Vaterlande solange den Rücken zu kehren, bis ein Wechsel in der Herrschaft eingetreten ist, und die nun als Schmiede mit einer Arbeit, die mehr Geschicklichkeit als Anstrengung erfordert, sich ihren Unterhalt zu verschaffen suchen. Diese Ovamboschmiede brachten sich früher das Eisen, das sie in Damaraland verarbeiten wollten, aus ihrem Vaterlande mit.“

Diese wandernden Handwerker der Herero bilden insofern eine besondere Gruppe, als sie von einem sefshaften Leben zum unstillen Wandern übergehen, aber als Ziel die abermalige feste Ansiedlung in der ursprünglichen Heimat im Auge haben. Sie können uns zu den dauernd unstillen Stämmen hinüberleiten, die sich in Afrika vielfach bestimmten Gewerben zugewendet haben.

54) Kolonialzeitung 1896. S. 122. — 55) F. de Béhagle i. Bull. Soc. Géogr. de Lille 1893. S. 348. — 56) Hewett, European Settlements on the W. Coast of Afrika. S. 264. — 57) Bull. Soc. Géogr. de Lille 1898. S. 340. — 58) a. a. O. S. 264. — 59) Durch Ostafrika. S. 129. — 60) Wilson-Felkin, Uganda I. S. 68. — 61) Emin i. P. M. 1879. S. 221. — 62) Stuhlmann S. 627. — 63) Ausland 1884. S. 524.

2. Gewerbebetrieb unsteter Stämme.

Wo kulturarme Stämme mit Völkern höherer Gesittung dauernd in Verbindung kommen und das gleiche Gebiet mit ihnen zu teilen haben, da bleibt ihnen anscheinend nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Sie müssen entweder sich den Höherstehenden anpassen und durch Teilnahme an der Kulturarbeit ihr Daseinsrecht beweisen, oder sie müssen zu Grunde gehen. Selbst Völker, die aus eigener Kraft schon Tüchtiges vollbracht hatten, haben sich mit dem Kulturzwang nicht abzufinden vermocht und sind von der Erde verschwunden oder fristen in kümmerlichen Resten, gewissermaßen künstlich von der Kultur eingekapselt, ein wenig beneidenswertes Dasein.

Da ist es nun auffällig, daß bei diesem Lebenskampfe doch nicht alle primitiven Stämme dem Schicksal verfallen, emporgehoben und dadurch dem eignen Wesen entfremdet, oder vernichtet zu werden. Es giebt Völker, die sich nicht ergeben und doch nicht sterben. Man sollte meinen, daß zu dieser Gruppe vor allem solche Stämme gehören müßten, die ein gewisses eignes Kulturleben entwickelt haben, das zwar den höheren Formen nicht ebenbürtig ist, aber seinen Besitzern doch einen festen Rückhalt giebt; aber seltsamer Weise sind es nicht diese, sondern gerade die kulturärmsten, unsteten, vom Sammeln und der Jagd lebenden Völckchen, die sich oft mit Zähigkeit innerhalb der Kulturländer behaupten und sich nur ganz notdürftig, soweit es schlechterdings nicht zu vermeiden ist, den neuen Bedingungen anpassen. Diese geringfügige Anpassung aber erfolgt fast immer in der Weise, daß ein leichtes Gewerbe neben der bisherigen Sammelthätigkeit und niederen Jagd betrieben und zuweilen, da andre nunmehr dieses Gewerbe scheuen, förmlich monopolisiert wird.

In Europa haben wir in den Zigeunern noch ein musterhaftes Beispiel dieser Völker. Ihre Verwandten in Indien lassen noch deutlicher wie die europäischen Zigeuner erkennen, daß wir es hier mit einem unsteten Jägerstamme zu thun haben, der ursprünglich mit Australnegern und Buschmännern in seiner Lebensweise auf einer Stufe gestanden haben mag und gegenwärtig, ohne der Kultur innerlich auch nur einen Schritt entgegenzukommen, durch Gaukeleien und etwas Gewerbthätigkeit seine Nahrungsquellen vermehrt hat. Die arische Sprache ist offenbar nur angenommen und beweist für die Abstammung nichts. So steht das Zigenertum wie ein Rest der Urzeit in der Kulturwelt Indiens und Europas, unbiegsam und doch unzerstörbar, von der Kultur in seiner Art Nutzen ziehend, ohne sie anzuerkennen; der Zigeuner hat etwas mit dem Sperling gemein, der fröhlich und unabhängig im Getöse der Großstadt sein Wesen treibt, während die größeren und edleren Tiere dem Blei des Jägers erlegen sind oder in schwerer Dienstbarkeit sich in den Strafen mühen.

Auf afrikanischem Boden fehlt es an ähnlichen Erscheinungen nicht; mögen die Gegensätze auch nicht so grell hervortreten, so heben sich für den schärferen Blick vielfach die unsteten Pariahvölker, wie wir sie ihrer mißachteten Stellung wegen kurz bezeichnen dürfen, von den seßhaften Acker-

bauern- oder den nomadischen Viehzüchtern ab, und wie in Europa die Zigeuner durch Pferdehandel, Schmieden, Wahrsagerei und andre Künste neben Betteln und Stehlen ihr Leben fristen, so haben auch die Pariahstämme Afrikas meist irgend ein Gewerbe ergriffen, ja sie ersetzen stellenweise vollkommen die fehlende Handwerkerklasse und sind bei aller Unabhängigkeit doch ein unentbehrlicher Bestandteil des Volksganzen bestimmter Gebiete geworden.

Zu dem ursprünglichen Lebenserwerb aller unsteten Völker gehört die Jagd, und so ist es erklärlich, daß sie in wildreichen Gegenden gern an dieser Beschäftigung festgehalten und sie nahezu monopolisiert haben, um so mehr, als sie durch keinerlei Speiseverbote und sonstige Skrupel an einer gründlichen Ausnutzung alles erlegten Wildes gehindert werden; es ist das allerdings noch kein Gewerbebetrieb im engern Sinne, aber die Erscheinung trägt sehr zum Verständnis der weitem Entwicklung bei. Die Zwergvölker des afrikanischen Urwaldes sind auf diese Weise mit den Ackerbauern ihres Gebietes in eine Art Lebensgemeinschaft getreten, indem sie ihre Jagdbeute zum Teil gegen Vegetabilien austauschen, ohne übrigens ein dauerndes festes Verhältnis mit den sesshaften Stämmen einzugehen.¹⁾ Es ist sehr charakteristisch, daß de Brazza die Akoas am Ogowe, die zu diesen unsteten Jägern des Urwaldes gehören, als „schwarze Zigeuner“ bezeichnet. In der Regel mögen dort, wo Ackerbauer und unstete Jäger zusammen leben, die ersteren in das Gebiet der letzteren kolonisierend eingedrungen sein, aber die Beweglichkeit der Jagdstämme macht es ihnen auch möglich, sich in Landstriche, die schon von andern besiedelt sind, nachträglich einzuschieben, wie das ja auch die Zigeuner in Europa gethan haben. Die Bakalai am Ogowe scheinen sich in dieser Weise zwischen die sesshaften Stämme zu drängen.²⁾

Unstete Völker, die sich zu einer Art Jägerkaste umgebildet haben, finden sich auch außerhalb des afrikanischen Urwaldes, in Ostafrika unter den Hirtenstämmen anscheinend schon seit alter Zeit, denn Strabo berichtet, daß die Elefantenesser und -jäger von den Wanderhirten „Unreine“ genannt wurden.³⁾ Zu den Wataturu gehört noch heute ein Pariahstamm, der sich hauptsächlich von Jagd und Fischfang nährt, während die Wataturu selbst Viehzüchter sind.⁴⁾ Unter den südlichen Galla treten die Waboni als Elefantenjäger auf; sie sind nach dem Ausdruck Ferrandis für die Galla dasselbe, was für uns die Zigeuner sind⁵⁾ und spielen also eine ähnliche Rolle wie die Walungulo desselben Gebietes, die Wakefield ebenfalls die „Zigeuner Ostafrikas“ nennt.⁶⁾ An sie schliessen sich würdig die Wandorobbo des Massailandes an, die als unterthänige Jäger zwischen den Siedelungen der nomadischen Massai leben.⁷⁾ Wahrscheinlich sind auch die Fischer und Nilpferdjäger von Dongola, die eine besondere „Kaste“ bilden⁸⁾, ein ursprüng-

1) Stanley, Im dunkelsten Afrika II. S. 92. — 2) M. Barrat in Bull. de la Soc. de Géographie, Paris 1898. S. 173. — 3) B. 16. 772. — 4) Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. S. 168. — 5) Paulitschke I. S. 31. — 6) Footprints in Eastern Africa S. 76. — 7) Fischer in Mitt. d. Geograph. Gesellschaft in Hamburg 1882—83. S. 46. — 8) Rüppell, Reisen in Nubien. S. 49. Hartmann, Die Völker Afrikas. S. 284.

lich unstetes, mit der übrigen Bevölkerung durch Lebensgemeinschaft verbundenes Volk.

Aber der Jagdberuf und das Sammeln wilder Vegetabilien genügen in dichter besiedelten Gebieten nicht, die Wanderstämme trotz ihrer außerordentlichen Anspruchslosigkeit zu ernähren. Wohl oder übel müssen sie den kultivierten Mitbewohnern des Landes irgend etwas bieten, damit von der vorhandenen Nahrungsmenge ihnen eine Kleinigkeit zufliest, sie müssen sich ihr Brot zu verdienen suchen. Das ist eine harte Aufgabe! Mit wunderbarer Gewandtheit haben es alle Wandervölkchen in Indien, in Afrika und in Europa versucht, wenigstens das Bequemste zu ergreifen und bunten Schein statt nützlicher Arbeit zu geben. Sie werden entweder Tänzer, Possenreißer, Gaukler und Musikanten, oder sie spekulieren mit Erfolg auf den Aberglauben der Ansässigen, die den unsteten Gesellen gern allerlei geheime Kräfte und Kenntnisse zutrauen, und treten als Zauberer, Wahrsager und Wunderdoktoren auf. In dieser Weise gewinnen z. B. die Witschwesi, die als Sänger und Zauberer in den Wahumastaaten umherziehen, ihren Unterhalt⁹⁾; in Senegambien wieder sind die Griots, die als Musiker, Lob Sänger und Redner auftreten, ein wichtiger Bestandteil der Bevölkerung, aber doch, wie alle Pariahstämme, in gewisser Weise misachtet.¹⁰⁾ Andererseits gelten sie als unverletzlich, ein Zug, der bei vielen Stämmen wiederkehrt und sie befähigt, in Kriegszeiten als Boten, Unterhändler, Herolde und selbst als Händler aufzutreten.¹¹⁾ Im übrigen aber fallen den unsteten Wanderern ganz von selbst die Arbeiten zu, die nicht sowohl schwierig als aus irgend einem Grunde dem gesitteteren Teile der Bevölkerung widerlich sind, also namentlich alles, was mit Aas zu thun hat, die Wasenmeisterei und im Zusammenhange damit auch schon wirkliche Gewerbe, die Gerberei und die Lederarbeit. Ein Mustervölkchen dieser Art sind die Uatto Abessiniens. „Im allgemeinen,“ sagt Cecchi¹²⁾, „werden die Uatto sehr misachtet, da sie alle möglichen Berufe ausüben vom Gerber bis zum Todtengräber, vom Gefängniswärter bis zum Henker. Niemand aber wagt sie anzuführen, weil sie als große Zauberer betrachtet werden, deren Fluch Unglück bringt. Sie leben gewöhnlich in Wäldern und machen sich, in Ermangelung von Häusern, in Bäumen Höhlen. Außer dem Affenfleisch essen sie das Fleisch vom Flussspferd, Krokodil und allen anderen sonst für unrein gehaltenen Tieren.“

Die Gerberei der Uatto, die übrigens auch als Musikanten auftreten¹³⁾, führt uns zum eigentlichen Gewerbebetrieb hinüber, an dem sich manche Pariahstämme lebhaft beteiligen. Hier findet nun eine eigentümliche Wechselwirkung statt. Wie die verachteten Pariahs mit Vorliebe unsaubere oder

9) Emin i. P. M. 1879. S. 182. — 10) Vergl. über Griots u. a. Dapper I. S. 408. Dölter, Ueber die Capverden nach dem Rio Grande. S. 195. Monteil, De St. Louis à Tripoli. S. 77. 92. 100. Mollien, Reise in das Innere von Afrika. S. 68. 166. 173. Hecquard, Reise nach Westafrika. S. 85. 162. 192. Labat, Nouvelle relation de l'Afrique occidentale. S. 330. Reade, Savage Africa. S. 358. — 11) Zweifel u. Moustier i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1881. S. 126. — 12) Fünf Jahre in Afrika. S. 330. — 13) Paulitschke S. 33.

zweifelhafte Berufe ergreifen, so bringen sie andererseits jedes sonst unbedenkliche Gewerbe, dem sie sich gewohnheitsmäßig widmen, schon dadurch in Verruf und gewinnen auf diese Weise leicht ein gewisses Monopol. Das Schmiedegewerbe, auf das noch mehrfach in anderem Zusammenhange zurückzukommen sein wird, erscheint besonders häufig unter den Beschäftigungen der Pariahvölker, selbst stellenweise unter denen der waldbewohnenden Zweige, wie wenigstens Gaillard von den Babongas oder Okoas am obern Sangha behauptet¹⁴⁾; auch die europäischen Zigeuner schmieden, und dem ist es wohl zuzuschreiben, daß in Deutschland, wo doch in älterer Zeit die Edlen die Schmiedekunst betrieben und auch später an der eigentlichen Eisenarbeit kein Makel haftete, die Kalt- und Kupferschmiede im Mittelalter unehrlich und fast rechtlos waren, daß man sie als Ismaeliter bezeichnete und annahm, Josef sei von seinen Brüdern an sie verkauft worden.¹⁵⁾ Freilich erklärt sich aus dem Gewerbebetrieb der unsteten Stämme nicht überall die schiefe sociale Stellung der Schmiede, und zuweilen darf man zweifeln, ob nicht ein Stamm erst deshalb, weil er sich der Schmiedekunst gewidmet hat, in Verachtung gefallen ist. Die Elkmono z. B., die den Massai die Waffen liefern und von diesen verachtet werden¹⁶⁾, gelten doch als echte Angehörige des Massaivolkes, sind also möglicherweise kein Wanderstamm, der sich erst nachträglich den hamitischen Hirten angeschlossen hat, sondern ein herabgekommener Zweig der Massai. Dafür spricht wohl auch, daß die benachbarten Watunru früher ebenfalls eine Schmiedekaste besaßen, die Gidamudiga, die aber nicht als Pariahvolk betrachtet wurde.¹⁷⁾

Übrigens haben gerade die Massai noch andre gewerbtreibende Stämme in ihrem Gebiete, namentlich das schon erwähnte Jägervolk der Wandorobbo, das nicht ganz einheitlichen Ursprungs zu sein scheint und den Massai auch Thontöpfe und Schilde liefert.¹⁸⁾ Weiterhin in Urundi lebt ein echter Urstamm im Lande zerstreut, die Watwa oder Batwa. Sie scheinen stark gemischte Verwandte der Pygmäen zu sein, sind wie diese mit Bogen und Pfeil bewaffnet und lebten früher ausschließlich von der Jagd, sind aber neuerdings zu gewerbmäßigem Betrieb der Töpferei übergegangen¹⁹⁾; es ist das ein ganz vorzügliches Beispiel der Umbildung eines unsteten Jägervolkes zu einem gewerbthätigen Stamm, das eine genauere Betrachtung verdient. Baumann sagt über sie: „Sie leben in kleinen Niederlassungen mit sehr schlechten Grashütten, benutzen im Gegensatz zu den Warundi, die stets auch Speere führen, ausschließlich Bogen und Pfeile und lebten ursprünglich von der Jagd. Mit der Zunahme der Bevölkerung nahm jedoch das Ertragnis derselben ab, doch wandten sich die Watwa keineswegs dem Ackerbau, sondern der Töpferei

14) Bull. Soc. Géogr. Paris 1893. S. 228. — 15) W. Wackernagel in Zeitschr. f. deutsches Alterthum IX. S. 545. — 16) Baumann, Durch Massailand. S. 158. 161. 168. 172. Thomson, Durch Massailand. S. 379. — 17) Baumann a. a. O. S. 172. — 18) Baumann a. a. O. S. 161. 168. Thomson a. a. O. S. 400. Krapf, Reisen in Ostafrika II. S. 272. Fischer a. a. O. S. 46. Paulitschke S. 32. — 19) Baumann a. a. O. S. 215. Mrs. French Sheldon nennt als zwergartigen Jägerstamm der Massai die Wa-rombutta (Journ. Anthropol. Instit. 21. S. 380).

zu. Mit einem Stück Kalebasse als einzigem Gerät und einem Schnurende zum Anbringen der Ornamente fertigten sie ungemein geschmackvolle Töpfe und Krüge an, welche sie an die Ackerbauer verkauften. Sie werden sehr verachtet und gelten als Pariahstamm. Kein Mrundi würde aus demselben Gefäß wie ein Mtwā trinken, auch sollen Heiraten nicht vorkommen.“ Diese Angaben werden in willkommener Weise durch die Berichte Ramsays und des Paters Van den Biesen ergänzt.²⁰⁾ Danach sind die Batwa in Urundi und Ruanda sehr zahlreich und gelten für die Urbewohner des Landes. Das Verschwinden der Wälder und damit der Jagdtiere hat sie gezwungen, neue Erwerbsquellen zu suchen, deren wichtigste die Töpferei ist; dafs sie stellenweise auch ein wenig Ackerbau betreiben, bezeugt Van den Biesen ausdrücklich. Sie erscheinen mit ihren Töpfen jeden Morgen auf dem Marktplatz, sind aber auch sonst gewerblich thätig: Sie flechten Matten und Körbe, fertigen Bogen, höhlen Bäume zu Kähnen aus und sind im Innern von Urundi auch die Schmiede des Landes. Diese mannigfaltige Thätigkeit deutet weniger auf Freude an der Arbeit hin, als auf jenes unsichere Umhertasten nach irgend einer Existenzmöglichkeit, das für die unsteten Stämme bezeichnend ist. Wie unwohl sich das Völkchen im Grunde dabei fühlt, wird durch das gedrückte und scheue Wesen der Leute, das freilich zugleich der allgemeinen Mißsachtung zuzuschreiben ist, genügend angedeutet. Diese Mißsachtung fällt übrigens keineswegs mit Mißhandlung zusammen, denn auch die Batwa ziehen Nutzen von jener abergläubischen Scheu, mit der die Ackerbauer unstete Stämme zu betrachten pflegen; sie treten als Zauberer auf, ermitteln Diebe und fertigen Amulette an. Auch in jeder andern Hinsicht können die Batwa als typisches Zigeunervolk gelten. In ihren Speisen sind sie durchaus nicht wählerisch, ganz im Gegensatz zu den Warundi, die zahlreiche Speiseverbote besitzen; sie sind berühmt als Musiker und Tänzer, in ihrer Kleidung und dem Bau ihrer Hütten dagegen äußerst nachlässig. Ihr unstetes Wesen spricht sich darin aus, dafs sie mit Leichtigkeit ihren Wohnsitz wechseln; ein Bekehrungsversuch Van den Biesens genügte z. B., um ein ganzes Dorf sofort veröden zu lassen.

Einen eigenartigen Übergangstypus scheinen die Pariah schmiede darzustellen, von denen G. Kolb eine Familie in der Nähe des Kenia traf. Die Leute stammten aus der Landschaft Ligonó im Massailand, wo nach ihrer Behauptung alle Einwohner Schmiede sind. Obwohl sie also dort einen festen Mittelpunkt haben, ist der Wandertrieb in ihnen nicht erloschen, denn die jungen Leute ziehen mit Weib und Kind in die Fremde, wo sie immer eine besondere Kaste bleiben. Ob es sich hier um die oben erwähnten Elkmono handelt oder um ein besonderes Völkchen, ist aus den Angaben der Reisenden nicht klar zu ersehen.

Unter den Somali findet sich der typische Schmiedestamm der Tomal oder Tumulod über das ganze Land verbreitet.²¹⁾ Es handelt sich hier aller-

20) Ramsay i. Verh. d. Gesellsch. f. Erdkunde, Berlin 1898, S. 317. P. Van den Biesen im Afrika-Boten 1898 u. Kolonialzeitung 1899, S. 40 ff. — 21) Paulitschke S. 31.

dings schwerlich um einen einheitlichen Stamm, sondern um ein neues Volksgebilde, das sich unter dem Einfluß gleichartiger Beschäftigung und sozialer Mifsachtung aus den Angehörigen ursprünglicher Pariahvölkchen (Achdam) und herabgekommenen Leuten aller Art entwickelt hat. „Sie bilden,“ sagt Haggemacher²²⁾ von ihnen, „eine aus allen Stämmen des Landes und Sklaven aus allen Nachbarländern zusammengesetzte ethnische Mischung, die zugleich den Charakter einer Zunft, nämlich der Schmiedezunft angenommen hat. Dieselben dienen teils, weil sie schwere Arbeit verrichten, zum Spotte, da hier nur unnützes Herumlungern den Freien ziert, teils auch, weil sie Ehen mit den übrigen Achdam abschlossen. Übrigens sind sie fleißige und geschickte Arbeiter; sie sind dem Stamme, mit welchem sie zusammen leben, tributpflichtig und stehen unter der Gerichtsbarkeit desselben. Kein freier Somali betritt das Haus eines Schmiedes, auch begrüßt er ihn nie mit einem Händedruck. Auch würde kein freier Somali, und wäre er noch so arm, seine Tochter an einen Schmied verheiraten, oder mit Töchtern dieser Kaste die Ehe eingehen. Der Stamm der Tumulod ist über das ganze Somaliland verbreitet; alle sind Schmiede, man kennt kein Beispiel, daß ein Tumul sein Handwerk aufgegeben und einen andern Beruf ergriffen hätte.“ Dieser letzten Bemerkung ist allerdings hinzuzufügen, daß die Tumulod nach Pease²³⁾ auch als Schuhmacher, nach Leigh²⁴⁾ als Elfenbeinschnitzer thätig sind. In Berbera bewohnen sie ein besonderes Quartier.²⁵⁾

Die echten unsteten Pariahs, mit denen die Tumulod also nur mittelbar zusammenhängen, sind daneben im Somalilande zahlreich vertreten. Zu ihnen gehört der Jägerstamm der Rani oder Midgan, der als Nebengewerbe die Abdeckerei und Chirurgie betreibt und allgemein verachtet und genieden wird²⁶⁾; auch als Händler ziehen die Midgan, die trotz der Verachtung überall geduldet und nie verletzt werden, im Lande umher.²⁷⁾ Sie dürften Reste einer echt afrikanischen Urbevölkerung sein, während die unsteten Jebir oder Jiber, die als Possenreißer, Zauberer und Wahrsager, aber auch als Gerber, Sattler, Gebetteteppich- und Talismantäschchenmacher umherziehen, von Arabien gekommen sein sollen.²⁸⁾ In Gullaland mögen die Warabäse in diese Gruppe gehören, ein den echten Galla unterthäniges Völkchen, das angeblich von Schmieden abstammt und auch Zauberkünste betreibt.²⁹⁾ Das Seengebiet hat dann noch die unsteten Derr aufzuweisen³⁰⁾, die gegenwärtig, indem sie Jagd und Schmiedekunst neben einander betreiben, ähnlich den Watwa eine interessante Übergangsform darstellen.

Ein klassisches Zigeunervolk taucht noch weit im Westen, in Senegambien, auf, wo wir bereits die Griots als unsteten und bei aller Beliebtheit mifsachteten Bestandteil der Bewohnerschaft kennen lernten; es sind die Laobés

22) P. M. E. 1876. (47.) S. 25. — 23) Scottish Geograph. Magaz. 1898. S. 63. — 24) Bull. of the Geogr. Soc. of California 1893. S. 27. — 25) P. M. 1896. S. 224. — 26) Haggemacher a. a. O. S. 26. Pease a. a. O. S. 63. Paulitschke I. S. 30. — 27) Baudi di Vesme i. Boll. Soc. Geogr. Italiana 1893. S. 199. — 28) Haggemacher a. a. O. S. 26. Vergl. auch Boll. de la Soc. Geogr. Italiana 1891, S. 273, wo ihre lästige Bettelei besonders erwähnt wird. — 29) Paulitschke I. S. 29. — 30) Emin S. 339.

(Lawbes), die in ihren Gewohnheiten und Sitten alle Merkmale eines primitiven Volkes zeigen und sich nur dadurch, daß sie Holzgeräte fertigen und verhandeln und allerlei kleine Dienste verrichten, den Forderungen ihrer kultivierten Nachbarn einigermaßen angepaßt haben.³¹⁾ Am eingehendsten hat sie neuerdings J. de Crozals beschrieben. „Erwähnenswert,“ sagt er³²⁾, „sind die Laobés, eine besondere Rasse, die sich in ganz Nigritien findet, die „Zigeuner Afrikas“, die auf gut Glück ohne soziale Ordnung dahinleben. Überall verachtet man sie und duldet sie doch; sie sind gewerbtätig, arbeiten in hartem Holze und stellen die Kalebassen her, aus denen die Eingeborenen den Kuskus speisen. Sie fertigen die Stößel und die Mörser an und eine Menge Gegenstände ähnlicher Art. Diese Leute beschäftigen sich auch mit dem Handel und man sieht sie überall als uner müdliche Lastträger und skrupellose Händler thätig. Es ist eine Ausnahme, die bei den Eingeborenen großes Erstaunen hervorruft, daß in der Provinz Pakao Laobés zu Ackerbauern geworden sind und eine Menge Vieh züchten. Man sieht sie von Stadt zu Stadt auf ihren Eseln dahinziehen, die mit ihren Gerätschaften beladen sind. Wenn sie lagern, errichten sie Hütten aus Zweigen. Sie lassen sich gewöhnlich am Rande eines Waldes nieder und erkaufen sich von den Häuptlingen das Aufenthaltsrecht. . . . Diese Leute sind wie von einer Mauer umschlossen; sie heiraten nur unter sich, und selbst ein gefangener Muselman würde es für eine Entwürdigung halten, eine ihrer Töchter zur Frau zu nehmen. Sie bekennen sich zu keiner bestimmten Religion und treiben die Wahrsagerei gewerbsmäßig.“ Nach Hecquard³³⁾ beschäftigen sich die Laobés auch mit der Schmiederei und Schuhmacherei; bemerkenswert ist, daß der Reisende im Dorfe Kankasu (Quellgebiet des Geba) eine besondere Schmiedekaste fand, deren Angehörige nur unter einander oder mit den Laobés Heiraten schlossen, die also wohl entweder selbst sefshaft gewordene Laobés waren, oder ehemalige Sklaven, die wegen ihres Gewerbes den Pariahn gleichgestellt wurden. Sie galten überdies als Zauberer.

Wenn sich die wirklich genauen und zuverlässigen Berichte über Afrika mehren, werden wir vielleicht noch eine ganze Anzahl gewerbtätiger Pariahstämme kennen lernen, oder doch Spuren, die auf ihr früheres Vorhandensein hinweisen. Schlechthin jedes Pariahvolk als einen ursprünglich unsteten, im Körper eines Kulturvolkes schmarotzenden Wildstamm anzusehen ist dagegen nicht anzuraten, da auf das Entstehen gewerblicher Gruppen aus Sklaven und Freigelassenen auch in Afrika Mancherlei hinweist. Dabei ist der Handels- und Wandertrieb der meisten Afrikaner zu bedenken, der manchen an sich sefhaften Völkern einen unsteten Charakterzug verleiht; wenn die in fremden Ländern umherziehenden Händler dann auf ihren Rastorten noch ein kleines Gewerbe, wie etwa Mattenflechten, nebenbei betreiben, um sich

31) Mollien, Reise in das Innere von Afrika. S. 84. Hecquard, Reise in Westafrika. S. 90. Raffeneil, Nouveau voyage dans le pays des nègres II. S. 311. Globus 58. S. 253. d'Eichthal, Histoire et origine des Foulabs. S. 63. — 32) Revue de Géographie 1882. S. 336. — 33) Hecquard a. a. O. S. 90. 143.

ohne grofse Kosten durchzuschlagen³⁴⁾, dann sind Verhältnisse geschaffen, die an die der Pariahstämme erinnern, ohne ihnen doch wirklich zu entsprechen. Eine Prüfung von Fall zu Fall ist also durchaus notwendig.³⁵⁾

3. Eisenarbeit als Gewerbe bestimmter Orte und Stämme.

Würde es sich hier um eine Beschreibung der Eisenarbeit vom technischen Gesichtspunkte aus handeln, so müfste zwischen zwei Thätigkeiten scharf unterschieden werden, zwischen dem Ausbringen des Eisens aus seinen Erzen einerseits, der Verarbeitung des Metalles zu Waffen und Geräten andererseits. Da wir nur die sozialen Verhältnisse ins Auge zu fassen haben, können beide Arten der Thätigkeit neben einander behandelt werden, zumal sie ja heute noch oft in denselben Händen liegen. Immerhin ist es wohlgethan, wenigstens in aller Kürze die Unterschiede der beiden Arbeitsweisen ins Auge zu fassen. Eisenerz wird fast nirgends auf gröfsere Entfernungen hin vertauscht und verhandelt¹⁾, der Hohofenbetrieb, wenn wir ihn so nennen wollen, ist also fest an die Scholle gebunden; wo kein Eisenerz in genügender Menge und Beschaffenheit vorhanden ist, oder wo keine Holzkohle beschafft werden kann, ist von ihm nicht die Rede. Wenn trotzdem in Afrika nur bedingungsweise von wirklichen Erz- oder Hüttendistrikten gesprochen werden kann, wenn fast allenthalben Eisen an Ort und Stelle gewonnen wird, so liegt das an der weiten Verbreitung der Eisenerze, die in Form des Braun- oder des Roteisensteines in unerschöpflicher Fülle vorhanden sind und keinem gröfsern Gebiete ganz fehlen. So ist zwar die Hüttenarbeit vielfach lokal begrenzt oder wird von bestimmten Stämmen ausgeübt²⁾, aber grofse Gegensätze und vollkommene wirtschaftliche Abhängigkeit entstehen auf diese Weise kaum. Allerdings werden durch bequeme Handelsverbindungen die Gegensätze oft verschärft, indem erzeiche Orte gröfsere Gebiete mit Eisenwaren überschwemmen und die Industrie in ihrer Umgebung, die unter weniger günstigen Bedingungen arbeiten mufs, lahm legen.

Wo die Schmiedekunst nicht eng mit dem Hohofenbetrieb verbunden ist, sondern das Eisen erst eingehandelt wird, ist natürlich viel weniger Grund zur Entstehung von Orts- und Stammesindustriem vorhanden. Dafs sie sich

34) Vergl. darüber Binger i. Bull. de la Société de Géographie commerc. de Paris XII. S. 83. — 35) Vergl. hierzu auch meine Abhandlung „Wirtschaftliche Symbiose“ in der Zeitschr. f. Socialwissenschaft 1898. S. 899—908.

1) Zu erwähnen ist die Angabe Greshoffs (Tijdschr. k. Nederl. Aardrijkskund. Genootschap 1895, S. 695), dafs den Yakoma ihr Eisenerz in Booten auf dem Ubangi zugeführt wird. Es sind, wie sich aus dem Berichte de Marinels (Bull. Soc. R. Belge de Géogr. 1893, S. 24) ergibt, nur einige Stämme des Yakomagebietes, wie die A-Bodos und A-Biras, die ihr Erz auf diese Weise von andern, hauptsächlich den Gembelés erhalten. Von den Batekes erwähnt L. Guiral (Le Congo Français S. 161), dafs sie ihr Roheisen in Form von Cylindern oder dicken Nägeln von den Obambas und Baknyas erhalten. Sie kaufen auch zuweilen fertige Speere von den Stämmen an oberen Ogowe. — 2) Ein Mittelpunkt der Eisenerzeugung ist z. B. der Ort Fama im Gebiet von Katsena (Wallace i. Geograph. Journal 1896. S. 214).

dennoch vielfach herausbilden, hat seinen Grund mehr in der Arbeitsteilung, wie sie durch den Handel hervorgerufen wird, als in örtlichen Verhältnissen. In neuerer Zeit kommt ein großer Teil des Eisens bereits aus Europa, namentlich in der Form von Eisendraht, und europäischem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß jetzt Kupfer und Messing in größerer Menge verarbeitet werden. Übrigens wurden schon vorher in Afrika Kupferlager ausgebeutet, so die berühmten Minen von Katanga. Im Sudan ist die Goldschmiedekunst teils mit der Eisenschmiederei vereinigt, teils als besonderer Beruf entwickelt; in den Haufsaataaten scheint auch Zinn bergmännisch gewonnen zu werden.

In alten größeren geographischen Provinzen, wo sich durch natürliche Verhältnisse oder Handelsverkehr lokalisierte Gewerthätigkeiten entwickelt haben, entstehen Mittelpunkte von zweierlei Art, nämlich solche der überwiegenden Erzeugung und solche des ausschließlichen Verbrauchs eines bestimmten Produkts, während daneben Gebiete zu finden sind, die sich selbst genügen und das Produkt weder von außen einführen noch an andre abgeben. Die hauptsächlich erzeugenden Gebiete könnte man als positive oder Produktionszentren, die nur verbrauchenden als negative oder Konsumtionszentren, die übrigen als indifferent oder als Bezirke des reinen Hauswerks bezeichnen. Diese Unterscheidung ist, wenn man die Stammesindustriellen der Neger recht verstehen will, sehr zu beachten. Um jedes negative Zentrum liegen Gebiete, aus denen es sich versorgt³⁾, um jedes positive solche, in die der Überschufs der Erzeugnisse einfließt. Nur im letzteren Fall aber braucht eine wirkliche entwickelte Stammesindustrie zu bestehen, während im ersteren häufig nur eine geringe Steigerung der Thätigkeit in sonst indifferenten Strichen rings um das negative Zentrum nötig ist, um dem Bedürfnis zu genügen. Zuweilen erzeugt ein Stamm einen Teil seiner Eisengeräte selbst und bezieht nur gewisse Arten von außen, wie die Wadoë, die eiserne Schaufeln und andre Geräte selbst herstellen, aber die Waffen einführen.⁴⁾ Überhaupt verhält sich das allenthalben verbreitete Schmiedegewerbe zu den eigentlichen Stammesindustriellen ungefähr so wie das Herstellen von Salz aus Pflanzenasche, das überall bekannt ist, zur Erzeugung wirklichen Kochsalzes aus natürlichen Fundstellen, d. h. beide Arten ergänzen einander entweder oder schließen sich an, je nach den natürlichen und den Verkehrsverhältnissen der verschiedenen Gebiete.

Ein typisches Schmiedevolk sind die Balongo in Usindya. Ihre Dörfer sind an den zahlreichen Schmiedewerkstätten sofort kenntlich⁵⁾ und liegen, wie es scheint, zerstreut unter denen der andern Bewohner des Landes.⁶⁾ In der Landschaft Mweri bei Muanza bilden sie die Hauptmasse der Bevölkerung; bei jedem Hüttenkomplex stehen hier einige offene Hütten, die als Schmiedewerkstätten dienen.⁷⁾ Als Graf Götzen einen ihrer Orte besuchte,

3) Als Beispiel eines negativen Zentrums kann das Land Schidima am mittleren Sambesi gelten, das keine Eisenarbeiter besitzt und seine Eisenwaren teils aus Ususuro, teils aus Senga bezieht (Pacheco i. Bull. de la Soc. de Géogr. de l'Est. 1888. S. 30. --

4) Stuhlmann S. 37. — 5) Graf Götzen, Durch Afrika von Ost nach West. S. 110.

6) Stuhlmann S. 117. — 7) Schlobach i. Kolonialblatt 1898. S. 238.

waren die Männer gerade ausgegangen, um Eisenerz zu holen, und kehrten am Abend jeder mit einer Doppellast rötlichen Eisensteins zurück. In einigen Dörfern wird feiner Eisen- und Messingdraht gefertigt, eine Kunst, die nicht Jeder versteht⁸⁾, das Hauptzeugnis aber sind eiserne Hacken, die weithin verhandelt werden und stellenweise das Geld vertreten. Ein tüchtiger Schmied kann an einem Tage zehn Hackenblätter anfertigen⁹⁾; jährlich sollen 30000 Stück fertig gestellt werden.¹⁰⁾ Es scheint, daß die Schmiede auch hausierend ihre Produkte im Lande vertreiben.¹¹⁾

Einen andern sehr merkwürdigen Schmiedestamm, die Wa-Jtumba in Usagari, hat I. T. Last genauer geschildert.¹²⁾ Leider ist durch Sklavenraubzüge das nicht sehr zahlreiche Volk auf eine geringe Kopffzahl herabgegangen. „Von den Übriggebliebenen,“ schreibt Last, „sind die Männer hochgewachsene Burschen mit guten Muskeln. Das ist wahrscheinlich die Folge der mühsamen Arbeit beim Ziehen des Blasebalgs und dem Hämmern des Eisens mit schweren Steinen. In ihrer äußern Erscheinung ähneln sie sehr den rufigen Hüttenleuten und Schmieden unsres eignen Landes, und wie bei uns zu Hause der Handwerker und Mechaniker im Allgemeinen eine schnellere Auffassung, klareres Denken und schlagfertigeren Witz besitzt als der Ackerbauer, so sind auch diese Wa-Jtumba-Schmiede und Eisenschmelzer allen umwohnenden, landbebauenden Stämmen an Scharfsinn, Erfindungskraft und Witz weit überlegen. Diese Leute sind fast ausschließlich mit Eisenarbeit beschäftigt, d. h. mit Eisenschmelzen und der Verarbeitung des Metalls zu Hacken. Der erste Prozeß besteht im Graben und Reinigen des Erzes, was gewöhnlich von den Weibern besorgt wird. . . . Der Ort, wo das Mudapu (Erz) gefunden wird, gilt im allgemeinen als das Eigentum des Districtshäuptlings, der ihn mit seinen eignen Leuten bearbeitet. Das Erz wird gegen das gleiche Gewicht gereinigten Korns verkauft. Manche Käufer kommen aus einer Entfernung von 20 Meilen und mehr, nehmen es mit nach Hause, und die Weiber reinigen es hier durch Schwingen nochmals, worauf es für den Schmelzofen fertig ist.“ Die zum Reduzieren des Erzes nötige Holzkohle wird von den Männern beschafft, ebenso besorgen sie das Ausschmelzen des Eisens. Die eigentliche Schmiedearbeit ist dann in der Regel die Sache des Dorfhäuptlings, der also innerhalb seines Stammes wieder eine entwickeltere Form des Handwerkertums in sich verkörpert.

Die Wakavirondo am Viktoria-See rühmt Thomson als gute Eisenschmiede, die das Erz aus eignen Gruben gewinnen, und deren Geschickteste im Orte Samia zu finden sind.¹³⁾ Hobley bestätigt diese Angaben und fügt noch hinzu, daß in Samia besonders Hacken gefertigt werden, die hier ebenfalls zugleich als Geld dienen.¹⁴⁾ Die Hacken dagegen, die Fischer am Ostufer des Viktoria-Nyauza als Geld kursieren sah, stammten aus Magu in Ussukuma.¹⁵⁾ Als Schmiede berühmt sind ferner die Wadschagga am Kilimandscharo, die

8) Stuhlmann S. 317. — 9) Schlobach a. a. O. S. 238. — 10) Brand i. P. M. 1897. S. 78. — 11) Stanley, Wie ich Livingstone fand. II. S. 169. — 12) P. R. G. S. 1883. S. 586. — 13) Thomson, Durch Massailand. S. 440. — 14) Geograph Journal 1898. S. 370. — 15) P. M. 1895. S. 5.

Eisenwaren in beträchtlicher Menge ausführen.¹⁶⁾ Im obern Nilthale sind die Djur zu nennen, die mit den viehzüchtenden Denka in einer Art Lebensgemeinschaft stehen und von diesen deshalb als Grenznachbarn geduldet werden.¹⁷⁾ Schweinfurth hat sie genauer geschildert¹⁸⁾ und auch Junker rühmt ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Eisens.¹⁹⁾ Wahrscheinlich waren auch die Dörfer, die v. Heuglin durchwanderte²⁰⁾ und deren Bewohner Schmiederei trieben und zugleich etwas Getreide bauten, Siedelungen der Djur. Das wichtigste Nebengewerbe des Volks scheint aber nicht der Ackerbau, sondern die Fischerei zu sein.²¹⁾ Ein Schmiededorf bei den Bari erwähnt Baker.²²⁾

Über einen Bezirk zwischen Tanganjika- und Nyassa-See, dessen Bewohner sich mit Eisenarbeit und daneben mit Feldbau beschäftigen, berichtet Stewart²³⁾, und Schmiededörfer der Makua im Hinterlande von Mozambique hat O'Neill geschildert²⁴⁾; die daselbst angefertigten Hacken werden bis zur Küste verhandelt und unterbieten den europäischen Wettbewerb. Ob die weiter nördlich auf beiden Seiten des Rowuma mündenden Wakua ursprünglich identisch mit den Makua sind, kann hier nicht untersucht werden, aber jedenfalls zeichnen sich auch die Wakua als Schmiede aus. „Die Geschicklichkeit,“ sagt v. Behr²⁵⁾, „ist natürlich nicht bei allen Schmieden die gleiche, und es giebt auch im Wakualande wie bei den Wayao einzelne Ortschaften, deren Eisenerzeugnisse sich eines ganz besonderen Rufes erfreuen und weit über die Grenzen des Landes hinaus verhandelt werden.“ Es treten hier also aus dem Gebiete eines schneidenden, aber nach aufsen hin in dieser Richtung wirtschaftlich indifferenten Stammes positive Mittelpunkte gewerblicher Arbeit heraus, deren Konsumenten zum Teil in erheblicher Entfernung wohnen.

Am Gabun und im Ogowegebiet zeichnen sich verschiedene Stämme als Eisenarbeiter aus, so die Obos am obern Ogowe, die das Roheisen für das ganze umliegende Land liefern und als Schmiede sehr Tüchtiges leisten.²⁶⁾ Lenz erwähnt die Osaka als die besten Schmiede im Hinterlande von Gabun und giebt eine Schilderung des Volkes, die eine wörtliche Wiedergabe schon deshalb verdient, weil sie die Bedeutung der Gewerbtätigkeit für das politische und wirtschaftliche Dasein kleiner Stämme beweist und einen anziehenden Einblick in die Art und Weise giebt, wie ein Mittelpunkt der Eisenarbeit seinen Einfluß weithin bemerkbar macht. Lenz schreibt²⁷⁾: „Die Osaka, deren wenig umfangreiches Gebiet sich einige Meilen östlich vom Loloflufs zwischen den Fan und der Oschebo-Adumabevölkerung befindet, ist eines jener zahlreichen kleinen Negervölker, wie sie sich im Stromgebiet des Ogowe so vielfach finden. Durch den Zerfall und die Zerstückelung größerer Negerreiche, durch eine schon seit langer Zeit anhaltende Wanderung der Neger-

16) Kaiser i. Mitt. d. Geogr. commerc. Ges. St. Gallen 1898. S. 20. — 17) Pethe-
rick, Egypt, the Sudan etc. S. 394. — 18) Schweinfurth, Artes Africanæ. S. 2. —
19) Reisen in Afrika II. S. 107. — 20) P. M. E. 10. S. 159. — 21) Hartmann, Die Nil-
länder. S. 152. — 22) Baker, Ismailia I. S. 238. — 23) P. R. G. S. 1881. S. 269. —
24) P. R. G. S. 1882. S. 201. — 25) M. D. S. VI. S. 82. — 26) Payeur-Didelot II.
S. 33. — 27) Mitt. d. Geogr. Gesellsch. in Wien 1878. S. 476.

völker in der Richtung von Ost nach West haben sich allmählich eine Anzahl kleiner Staaten entwickelt, die oft nur ein paar Hundert Bewohner zählen, aber durch eigne Sprache und besondere Gebräuche charakterisiert sind.

„Die Osaka verteilen sich auf fünf oder sechs Dörfer, von denen jedes 60—100 Hütten zählt: sie sind also gegenüber ihren numerisch so hervorragenden Nachbarn, wie Fan und Oschebo-Aduma, zu einer sehr passiven Rolle in der Geschichte des Landes verurteilt; trotzdem aber scheinen die Osaka nicht ganz ohne Bedeutung zu sein, denn ich fand bei ihnen zahlreiche Fremde vor, den verschiedensten Stämmen angehörig, oft aus recht weit entfernten Gegenden. Die Osaka sind nämlich anerkanntermassen die besten Schmiede, und alle umwohnenden Stämme, Oschebo-Aduma, Akelle, Awanschi und selbst Fan kaufen daselbst einen großen Teil ihrer Jagd- und Kriegswaffen, obgleich gerade das letztgenannte Volk selbst recht vortrefflich das Schmiedehandwerk versteht. Von den Oschebo-Aduma kommen dann die Osaka-Eisenwaren zu den Okande und den auf den Inseln innerhalb der Ogowe-Stromschnellen wohnenden Apinschi und Okota herab, die ihrerseits wenig von der Bearbeitung des Eisens verstehen, deren einzige Beschäftigung überhaupt nur Sklavenhandel ist. Von da kamen derartige Waffen durch die Ininga und Galloa bis zur Meeresküste, und ich habe daselbst manches Messer erhalten, das tief aus dem Innern kommt, ohne dals ich damals eine Ahnung von der Existenz der Osaka hatte.

„Als Kaufpreis für die Waffen zahlen die Oschebo-Aduma gewöhnlich Palmöl und Erdnüsse, die Fan dagegen, welche die besten Jäger unter all diesen verschiedenen Stämmen sind, tauschen die Speere und schwertartigen Messer gegen getrocknetes und geräuchertes Fleisch ein, und zwar meistens von Antilopen, Wildschweinen, Stachelschweinen, Waldratten, Affen u. s. w. So fand ich denn in den Osakadörfern überall ein reges Leben, und wie das beim Zusammenkommen von so verschiedenen Stämmen nicht anders sein kann, waren Streitigkeiten, die oft einen großen Umfang annahmen, ungewein häufig.

„Überall sah ich die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, und zwar aus den roten thonigen Eisenstein-Concretionen, die überall in der alles bedeckenden Lehmdecke stecken (Laterit). . . . Gegenwärtig wird nicht mehr alles Eisen von den Osaka selbst dargestellt, sondern es kommt durch den Sklavenhandel viel von der Küste her in's Innere.“

Aus dem südlichen Afrika erwähnt Junod Schmiededörfer der Baronga.²⁸⁾ Im Maschonaland wird Eisen nur am Berge Wedza gewonnen und verarbeitet, weshalb die Einwohner des Landes Reisen dahin unternehmen, um Eisensachen zu kaufen oder ausbessern zu lassen.²⁹⁾ Unter den Betschuanen sind einige Stämme als gute Schmiede bekannt, namentlich die Banyeti, die den Makololo das Eisen lieferten.³⁰⁾ Die Ganguella, die eigne Minen bearbeiten,

28) Junod S. 238. — 29) Eckersley i. Geograph. Journal 1895. S. 40. — 30) Waitz, Anthropologie II. S. 385.

fertigen eine Menge von Eisenwaren, die sie an andre Stämme verhandeln.³¹⁾ Das Damaraland bildet dagegen eher ein negatives Gebiet, da viele Eisenwaren, namentlich die beliebten eisernen Schmuckperlen, teils von den Ovambo, teils von den Bergdamara stammen.³²⁾ Es findet, wie schon erwähnt, weniger eine Einfuhr fertiger Eisenwaren, als eine Zuwanderung von Schmiedern der benachbarten Stämme statt. Wandernde Ovamboschmiede, die nach dem Damaralande zogen und an jedem Abend ihre kleine Werkstätte aufschlugen, hat Möller geschildert.³³⁾ Auch Galton³⁴⁾ begegnete einer Truppe von 24 Ovambos, die einen unternehmend aussehenden jungen Mann als Führer hatten und auf einer Handlungsreise zu den Herero begriffen waren. Sie waren mit Bogen, Pfeilen, Speer und Dolchmesser bewaffnet, um den Nacken hatten sie zahlreiche, zum Verkauf bestimmte Halsbänder geschlungen und jeder trug eine Stange über der Schulter, an der kleine Körbe mit Eisenwaren und Mundvorrat hingen. Die Schar teilte sich dann in kleinere Gruppen und durchzog so handeltreibend das Land, um sich dann wahrscheinlich vor dem Rückmarsch wieder zu vereinigen. Diese Art des Vertriebes ist in Afrika selten, da hier der Marktverkehr vorherrscht.

Im Kongogebiet fehlen die Schmiededörfer und -stämme nicht. Briart erwähnt ein solches Dorf, das sich in Urua als Mittelpunkt starker Produktion innerhalb einer Gegend befindet, deren sämtliche Bewohner der Eisenarbeit kundig sind. „Unweit der Hauptstadt Monangoya.“ schreibt er³⁵⁾, „ist ein großes Dorf von Schmiedern bewohnt, die truppenweise in großen Hütten von 10 m Seitenlänge arbeiten. Ihr Beruf gilt für ehrenhaft. . . Sie liefern die Hacken für die ganze Gegend. In der Nähe giebt es berühmte Eisenschmelzöfen.“ Bei den Balolo wird die Eisenindustrie fast nur in den größeren Siedlungen betrieben.³⁶⁾ Schütt besuchte ein Dorf der Kioko, dessen Bewohner sich, wie er etwas summarisch erklärt, von Raub und Eisenindustrie ernährten³⁷⁾, und Pogge erwähnt, daß überhaupt die in das Lundareich eingewanderten Kioko sich mit Vorliebe dem Schmiedehandwerke widmen.³⁸⁾ Wissmann, der dies bestätigt, zog durch eines ihrer Dörfer, wo besonders Pfeile und kleine Äxte gefertigt wurden; andre Kioko betreiben im Lundareiche als Specialität das Anbessern von Gewehren.³⁹⁾ Am obern Ubangi sind es die Yakoma, die für das ganze Gebiet Messer und Speere, sowie Eisengeld liefern und durch ihre starke Produktion die Erzeugung bei andern Stämmen herabgedrückt haben⁴⁰⁾; die Sakaras z. B. besitzen wohl Eisenerz, das allerdings nicht sehr reich ist, und verstehen auch es zu behandeln, aber sie ziehen es vor, fast ihren ganzen Eisenbedarf von den Yakomas zu entnehmen und diesen dafür Sesam, getrocknetes

31) Serpa Pinto's Wanderung I. S. 120. — 32) Gürich, Deutsch-Südwest-Afrika. S. 116. — 33) Ymer 1898. S. 67. — 34) Galton, Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. S. 103. — 35) Lemaire, Au Congo. S. 46. — 36) v. François, Tschuapa und Lolongo. S. 172. — 37) Reisen im südlichen Becken des Congo. S. 128. — 38) Im Reiche des Muata-Jambo. S. 238. — 39) Im Innero Afrikas. S. 59 u. 62. Auch bei den Baluba giebt es Mittelpunkte der Eisenerzeugung und -verbreitung. (Vergl. S. 210.) — 40) Greshoff a. a. O. S. 683.

Elephantenfleisch u. dgl. zu liefern. Die Yakoma selbst wieder beziehen ihre Holzkohle, die sie als Uferbewohner nicht selbst brennen können oder wollen, gegen Eisen oder Fische von den Bongos.⁴¹⁾ Auf die Lokalisierung der Gewerbe im Kongobecken, die sich auf die Eisenarbeit erstreckt, ist später noch zurückzukommen.

An der Guineaküste ist die Arbeitsteilung im Orts- und Stammesgewerbe teilweise weit vorgeschritten, und zwar wieder in der Weise, daß die einfachsten Formen der Schmiedekunst im ganzen Lande betrieben werden, verschiedene Orte aber einzelne Besonderheiten ausgebildet haben. „In jedem größeren Orte des dichtbevölkerten Landes,“ sagt Herold vom Togogebiete⁴²⁾, „findet sich mindestens eine Schmiede, wo die Eingebornen ihre Ackergeräte, Hacken und Haumesser, Gewehre u. s. w. ausbessern lassen. An einigen Orten werden Schmuckgegenstände, an andern Schwerter und Dolche geschmiedet. . . . Der Ort Nyanbo am Agugebirge ist wegen seiner guten Schmieden weithin bekannt, und die Eingebornen bringen aus weit entfernten Gegenden ihre reparaturbedürftigen Flinten dorthin. Inmitten zahlreicher Schmieden und der Musik vieler Hämmer fühlt man dort garnicht, daß man sich in einem wilden Lande befindet. . . . Große Messerschmieden befinden sich — wie Hauptmann Kling berichtet — auch in Atakpame.“ Einen andern Schmiedeort erwähnt ebenfalls Kling. „Im Tschambi,“ sagt er⁴³⁾, „existiert eine ziemlich entwickelte Eisenindustrie mit vielen Schmelzöfen und war während der Nacht ohne Aufhören das Geräusch des Blasebalgs und das Hämmern der Schmiede zu hören.“ Auch weit im Innern, in Adamaua, giebt es Stämme mit hervorragender Eisenindustrie, so die Duru, Batta, Dama und Lakka.⁴⁴⁾ Im Westen ist Kong der Mittelpunkt eines großartigen Handels mit Eisenwaren, die von bestimmten Stämmen gefertigt werden.⁴⁵⁾

Im afrikanischen Osthorn scheint die Waffenschmiederei vielfach lokalisiert zu sein, wenn Paulitschke Recht hat.⁴⁶⁾ Es herrschen dort Verhältnisse, die schon an die Zustände bei Kulturvölkern erinnern, bei denen ja die Lokalisierung der Gewerbe durchaus nicht fehlt, sondern nur vollkommener und weniger einseitig durchgebildet ist wie bei den primitiven Stämmen Afrikas.

Zum Schlusse sind die Spuren ehemaliger Gewerbthätigkeit zu erwähnen, die sich in manchen Völkernamen finden. Einiges über diesen Punkt ist schon früher bemerkt; das einzige noch erwähnenswerte Beispiel dieser Art ist der Stamm der Haddad oder Dana in Kanem, der durch manche Gewohnheiten, besonders den Gebrauch vergifteter Pfeile, an die unsteten Völker erinnert. Der arabische Name Haddad ist die Übersetzung des einheimischen Namens *Àzoâ* (Schmiede), aber weder treibt der Stamm noch diese Beschäftigung, noch steht er, wie sonst die Schmiede des ganzen Gebietes, in Mifs-

41) Le Marinel i. Bull. Soc. R. Belge de Géogr. 1893. S. 24. 25. Thonner (Im afrikan. Urwald S. 72) nennt die Banza als Verfertiger der Wurfmesser die bis zum Kongo verbreitet sind. — 42) M. D. S. VI. S. 272. — 43) M. D. S. VI. S. 129. — 44) Passarge, Adamaua. S. 470. — 45) Binger i. Bull. de la société de géogr. commerc. XII. S. 87. — 46) Paulitschke I. S. 111.

achtung.⁴⁷⁾ Immerhin mag sich in dem Namen die letzte Spur eines alten Stammesgewerbes erhalten haben.

4. Andre lokalisierte Gewerbe.

Wenn die Eisenarbeit auch das wichtigste Gewerbe ist, das sich zur Orts- und Stammesbeschäftigung ausgebildet hat, so ist es doch nicht das einzige; aber es ist bezeichnend für seine Bedeutung, daß es oft in gewerblich sonst indifferenten Strichen allein als Sonderthätigkeit hervortritt, während die andern Gewerbe, wo sie von der lokalen oder tribalen Einteilung beeinflusst sind, in der Regel gruppenweise auftreten und sich gegenseitig bedingen. Es sind nur bestimmte Gebiete, in denen sich die Orts- und Stammesgewerbe herausgebildet haben, zunächst natürlich die sudanischen Halbkulturländer, aber auch Striche im Kongobecken und am Sambesi. In der Regel dürfte sich auch hier zuerst die Eisenindustrie als besonderer Stammesberuf entwickelt und die Entstehung weiterer Sondergewerbe begünstigt haben, bis dann ein gewisses wirtschaftliches Gleichgewicht erreicht war; natürlich ergreifen dann nicht alle beteiligten Stämme und Orte gerade eine industrielle Thätigkeit, sondern eine Anzahl reiht sich auch als Erzeuger von Nahrungsmitteln und gewerblichen Rohstoffen ein oder übernimmt sonst eine Aufgabe im gemeinsamen Haushalt. Im Reiche der Marutse, wo es eine ganze Anzahl von Industriestämmen giebt, zeichnen sich daneben andre durch Geschicklichkeit im Fischen, Kahnfahren u. s. w. vorteilhaft aus, während der Feldbau fast allgemein betrieben wird.¹⁾

Wie mannigfach sich das Stammesgewerbe entwickeln kann, zeigt die Schilderung Bastians von der Loangoküste und ihrer Umgebung.²⁾ Die feinen und seidenartigen Bastkleider kommen aus den Ländern des Innern, aber auch schon in Mayumbe werden solche verschiedener Textur gefertigt. . . . Loango zeichnet sich durch seine Matten und Einsatzkörbe aus, und die Elefantenzähne werden besonders in Chilungo geschnitzt. „Die sogenannten Mafukamützen mit erhabenen Mustern kommen vorzugsweise aus dem Grenzlande Kakongos und Mayumbes. . . . In Bakunja werden geschätzte Töpferwaren verfertigt und gebrannt; in dem zu Bakunja gehörigen Basanje treffliche Schwerter, in Basundi besonders schön die verzierten Kupferringe, geschickte Holz- und Tafelschnitzereien am Zaire, verzierte Zeuge und vielmustringe Matten in Loango, feine Mattenkleider in Mayumbe, gewirkte Mützen in Kakongo, wo man auch Thonkrüge brennt. . . . Die Bayaka und Mantetje verfertigen die Graszeuge aus der Umpufsu-Pflanze.“ Im Togolande herrschen ähnliche Verhältnisse. Die Orte mit Eisenindustrie sind schon erwähnt, daneben aber blüht die Töpferei in einigen Ortschaften, wie Bolu und Towe,

47) S. S. II. S. 259. Vergl. auch Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin 1877. S. 43.

1) Holub, Culturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches. S. 8. — 2) Bastian, Loangoküste I. S. 156. Schon aus älterer Zeit erwähnt übrigens Dapper (H. S. 199) aus diesem Gebiete Dörfer von Fischern, Paluweinmachern und Webern.

wo der vortreffliche Lehm Boden das Gewerbe begünstigt. Breitkrämpige Strohhüte werden in der Nähe von Anho gefertigt, im Nkonya baut man Kähne, weil es nirgends größere und geeignete Bäume giebt als in dieser Gegend, und stellt die dazu gehörigen Ruder her. Die Küstenbewohner sind industriell weniger thätig, sondern widmen sich der Fischerei und versorgen das Land bis weit ins Innere mit getrockneten Fischen. Manche Gewerbe, wie Weberei und Mattenflecherei, werden überall betrieben.³⁾

Im Sudan ist die lokale Arbeitsteilung stellenweise weit vorgeschritten, was niemand besser beobachten konnte als Nachtigal auf dem Markte zu Kuka.⁴⁾ Während die Flaschenkürbisse in der Nähe der Stadt selbst gezogen und verarbeitet werden, kommen die Holzschüsseln aus dem waldreichen Süden des Landes und die Holzbänke von den Ufern und Inseln des Tsad. Die Manga bringen außer Salz ihre Korb- und Mattenflechereien von geringer Güte, die Kanembu Lebensmittel verschiedener Art, Baumwolle, Indigo und gewerbliche Erzeugnisse, Matten und Nilpferdpeitschen, u. s. w. Viele ursprüngliche Stammesgewerbe mögen hier auch schon durch die zahlreich vorhandenen berufsmäßigen Handwerker lahmegelegt sein.

Dafür finden sich denn im Sudan bereits Lokalindustrien im höheren Sinne, unter ihnen eine sehr merkwürdige in Nupe, die sich mit dem Herstellen von Glasringen aus europäischem Flaschenglase befaßt, also eine sekundäre Erscheinung von ganz besonderer Art ist. „Höchst eigentümlich“, sagt darüber Passarge⁵⁾, „ist eine auf Nupe, wie es scheint sogar auf dessen Hauptstadt Bidda beschränkte Industrie von Glasringen. Diese Ringe haben 7—10 cm im Durchmesser, sind meist dreikantig, einfarbig blau, grün, weiß oder sehr bunt mit hübscher, vielfarbiger Fluidalstruktur geziert. Dieser Industriezweig wird von einer bestimmten Anzahl von Familien ausgeübt, welche Mafsagá heißen. Sie sollen zwar Nupe sein, bilden anscheinend aber eine Kaste, da sich ihre Kunst innerhalb ihrer Familie vererbt. . . . Obwohl sie öffentlich auf dem Markte arbeiten, erfordert das Handwerk doch anscheinend so viel technische Kniffe, daß man es vom bloßen Zusehen nicht lernen kann. — Das Material dieser Mafsagá sind europäische Bierflaschen, die Färbemittel bunte Glasperlen, das Handwerkszeug zwei Eisenstäbe nebst Blasebalg und Holzkohlen. . . . Im ganzen soll es ca. zwanzig Mafsagá-Familien geben, welche mit ihren angelernten Haussklaven Tag und Nacht arbeiten und sehr reich sein sollen.“ Hier ist also der Lokalbetrieb noch weiter auf einen Bruchteil der Bewohnerschaft eingeschränkt und sogar die handwerksmäßige Sklavenarbeit in ihren Anfängen entwickelt. Passarge schließt aus Angaben der Eingebornen, daß man ursprünglich, wie teilweise noch jetzt, Pottasche und Sand als Material verwendet hat, sodaß die Industrie älter sein würde als die Einführung europäischen Flaschenglases. Über die Glasindustrie von Nupe berichten auch Staudinger⁶⁾, Rohlf's⁷⁾ und Bastian.⁸⁾

3) M. D. S. VII. S. 271—275. — 4) S. S. I. S. 674 ff. — 5) Passarge, Adamaua. S. 470. — 6) H. H. S. 597. — 7) Rohlf's i. P. M. E. 1872. S. 89. — 8) Loangoküste I. S. 111.

Wo sonst noch von einer gewerblichen Arbeitsteilung unter den Stämmen und Ortschaften gesprochen werden kann, ist es neben der Schmiedekunst meist die Töpferei, die wenigstens einen Anfang in dieser Richtung macht; die Ursachen sind dieselben, die der Eisenschmelzerei und Salzbereitung ihre Eigenart verschaffen, die natürlichen Vorzüge des Bodens. Zuweilen werden Metallarbeit und Töpferei neben einander als Stammesgewerbe betrieben, so von den Malepa in Transvaal⁹⁾; die Einwohner eines Dorfes am Kwilu, das Israel besuchte, fertigten Thonpfeifen und eiserne Messer, wozu sie die Rohstoffe selbst aus einigen Minen gewannen, außerdem machten die Weiber Tücher und Stricke aus Gras, und auch etwas Ackerbau wurde betrieben.¹⁰⁾

Fast das ganze Gebiet an der Delagoabai wird von den Töpferinnen des Dorfes Gibindji, wo sich ein ausgezeichnete Thon findet, mit keramischen Erzeugnissen versorgt.¹¹⁾ Ein Dorf der Minungo, das Schütt durchwanderte, hieß Topfdorf (Cagimbria) wegen der Menge von Thongefäßen, die dort hergestellt wurden.¹²⁾ Dörfer, in denen man Thonwaren in großer Menge und offenbar zum Verkaufe fertigte, fand Jameson am oberen Kongo etwas unterhalb der Aruwimimündung¹³⁾, und auf einem Markte sah er Fischnetze und Töpfe ausgestellt.¹⁴⁾ Am Tschuapa finden sich nach v. François ebenfalls Dörfer mit Topfindustrie, und aus Jrebu wurden Thongefäße und rote Farbe ausgeführt.¹⁵⁾ Im Hinterlande von Kamerun sind es die Barombi am Elefantensee, die sich als Fischer ernähren, außerdem aber die ganze Umgegend mit ihren ausgezeichneten Töpfen versorgen.¹⁶⁾ Man darf wohl annehmen, daß innerhalb des Stammes die Arbeitsteilung der Geschlechter herrscht, daß also die Männer die Fischerei treiben, die Frauen das Töpfergewerbe; es wäre das ein Beispiel gewerblicher Doppelwirtschaft, das in Afrika viele Parallelen haben dürfte.

Im Sudan und im nordwestlichen Afrika sind Mittelpunkte des Topfgewerbes natürlich ebenfalls vorhanden; Duncan z. B. erwähnt ein solches Dorf im Hinterlande von Dahomeh, dessen Erzeugnisse bis an die Küste nach Badagry gebracht wurden¹⁷⁾, Caillié besuchte ein anderes im obern Nigergebiete.¹⁸⁾ Der Ort Omo-Soko im Gebiete von Bonny produziert nach Leonard vorwiegend Töpfe, daneben werden noch Musikinstrumente gefertigt, aber auch Feldfrüchte massenhaft angebaut und verhandelt.¹⁹⁾ In Nordostafrika ist Harrar seit alter Zeit das Centrum eines wichtigen Topfhandels.²⁰⁾ Wie sich im Westen sogar weitere Differenzierungen herausgebildet haben, zeigen die Angaben Passarges über Adamaua. „Entsprechend dem lokalen Vorkommen von Thonlagern,“ schreibt er²¹⁾, „hat sich die Töpferei stellenweise in bestimmten Distrikten lokalisiert, so z. B. südlich von Kauyang in dem

9) Schlömann i. Verh. d. Gesellsch. f. Anthropologie. Berlin 1894. S. 69. — 10) Forschungsreise nördlich des Congo. S. 127. — 11) Junod S. 224. — 12) Schütt, Reisen im südwestl. Becken des Congo. S. 127. — 13) Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika. S. 78. — 14) a. a. O. S. 149. — 15) Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. S. 36, 126, 127. — 16) G. Conrau i. M. D. S. XI. S. 194. — 17) Reisen in Westafrika II. S. 145. — 18) Caillié II. S. 85. — 19) Journ. Manchester Geogr. Soc. 1898. S. 200. — 20) Haggennmacher i. P. M. E. 1876. S. 44. — 21) Passarge, Adamaua. S. 469.

Dorfe Uro Feiand. In Kano sind es die Distrikte Dásaki, Kura und Kurt-schama, welche das Töpferhandwerk ausüben, und zwar macht dieses vorwiegend große Wasserkrüge, Kura dagegen Henkeltöpfe und Dasaki Lampen und dreibeinige Töpfe.“

Die Weberei ist im Sudan zwar ein allgemein verbreitetes Hausgewerbe, blüht aber in gewissen Orten ganz besonders, wie in Iddah am untern Niger. Sie ist oft so auf den Export zugeschnitten, daß trotz starker Gewerbsthätigkeit die Kleidung der Weber und ihrer Angehörigen nur sehr mangelhaft ist, wie das v. Döring aus Tschapuyi im Togoland berichtet.²²⁾ Bei den Somali dagegen wird nur wenig von den einzelnen Haushaltungen produziert, den Mittelpunkt der gewerblichen Weberei aber, wo um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 1000 Weber thätig waren, bildete die Stadt Makdischu mit ihrem starken Baumwollbau in der Umgegend. Die Einfuhr amerikanischer Stoffe hat diese Industrie fast lahmgelegt.²³⁾

Die Holzschnitzerei hat sich, abgesehen vom Sudan, nur ganz ausnahmsweise zum Stammesgewerbe entwickelt. Im östlichen Zentralafrika sind hölzerne Nackenstützen, die anscheinend von den Wayao gefertigt werden, ein wichtiger Handelsartikel²⁴⁾, eine Art Herrgottsschnitzer aber sind die Wambundu am Stanley-Pool, die den Bateke und Wabari den größten Teil ihrer Fetischfiguren liefern.²⁵⁾ Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt sein, daß manche Stämme wegen ihrer ausgezeichneten Zaubermittel bekannt sind und einen einträglichen Handel damit treiben, wie das z. B. Conrau aus dem Hinterlande von Kamerun berichtet.²⁶⁾

Als besonderes Stammesgewerbe ist endlich noch die Kahnbauerei mehrfach entwickelt, auch sie wohl hauptsächlich deshalb, weil das geeignete Holz sich nur an bestimmten Plätzen findet. Eine kahnbauende Gegend in Togo ist schon erwähnt; die Industrie droht unterzugehen, da die mächtigen Bäume, deren sie bedarf, schon zum größten Teil ausgerottet sind.²⁷⁾ Unter den Kamerunstämmen zeichnen sich die Mungo als Schiffsbauer aus, während die Abo hauptsächlich in Holz und Eisen arbeiten und bei den Dualla fast alle gewerbliche Betriebsamkeit erloschen ist.²⁸⁾ Am Kongo unweit der Aruwimündung sah Jameson ein Dorf, dessen Bewohner sich dem Kahnbau widmeten²⁹⁾, und Baumann nennt noch die Wamanga am Lindi.³⁰⁾

Es mag wohl auf die Nähe des verhältnismäßig kultivierten Loangogebietes zurückzuführen sein, daß die Orungum am Kap Lopez im Gabungebiet sich besonders mit der Anfertigung elfenbeinerer Haarnadeln befassen.³¹⁾ Bei den Monbuttu wieder beschäftigte sich ein Stamm mit der Herstellung von Bogen, die er seinen Nachbarn zum Tausche anbot.³²⁾ Diese kleinen

22) Kolonialblatt 1884. S. 453. — 23) Paulitschke I. S. 293. — 24) J. Macdonald i. Journ. Anthrop. Inst. 22. S. 119. — 25) Mensse i. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropologie 1887. S. 25. — 26) Conrau a. a. O. S. 197. — 27) Graf Zech i. M. D. S. XI. S. 91. Die Ausrottung der Seidenbaumwollbäume am Volta durch die Kahnbauer bezeugt auch Kopp (Mitt. d. Geogr. Ges. Jena I. S. 75). — 28) Grenfell i. P. R. G. S. 1882. S. 588. — 29) Jameson, Forschungen und Erlebnisse. S. 77. — 30) Revue coloniale internationale 1887. S. 233. — 31) Hübbe-Schleiden, Ethiopien. S. 176. — 32) Junker, Reisen in Afrika II. S. 313.

Beispiele verschwinden aber gegenüber der Arbeitsteilung im großen Maßstabe, die im Kongogebiet, soweit die Wasserstraße des Stromes lebhafteren Verkehr ermöglicht, stattgefunden hat. „Einzelne Fertigkeiten,“ berichtet Baumann³³⁾, „wie das Herstellen von Salz aus Pflanzenasche, von Brennharz, von Töpfen, Kanus etc. sind wohl allen Stämmen gemeinsam. Bei andern Gegenständen ist es jedoch auffallend, daß man sie in gewissen Dörfern neu und in großer Menge haben kann, während sie sonst nur seltener und abgenutzt zu haben sind. So erzeugt man in Upoto kleine Stühle, zu Ikassa bunte Flechtwaren, vom zierlichen Körbchen bis zum undurchdringlichen Schilde, in Jalundi wird massenhaft eingeborenes Zeug, Schnüre und glasierte Topfwaren zum Verkauf gebracht. In Yaminga kann man neugeschmiedete Waldmesser erstehen, mit welchen die Baumriesen gefällt und die Kanus gezimmert werden. Die Jankau scheinen Elfenbeinwaren, Löffel, Stöfser und Hörner mit Vorliebe herzustellen, und in Munóngiri deuten reichliche Vorräte von rohem Eisen in Lanzenspitzen- und Ringform darauf hin, daß der Markt für dieses Material irgendwo in der Nähe liegen muß.“ Roget erwähnt noch aus dem Aruwinigebiete neben Stämmen mit Eisenindustrie die Bandija, die sich als Lederarbeiter auszeichnen.³⁴⁾ Im Süden stehen verschiedene größere Stämme in einem regelmäßigen Tauschverkehr. So kaufen die Kalunda ihre Palmfaserstoffe von den Tupende, und diese wieder, die keine Eisenindustrie besitzen, beziehen ihre Speere von den Baluba, ihre Messer von den Kalunda.³⁵⁾ Auch weiter östlich im Lande zwischen Tanganjika und Nyassa blühen die Ortsgewerbe und der durch sie bedingte Verkehr, wie Wallace berichtet; seine Angaben sind um so interessanter, als sie zugleich zeigen, wie sich entweder aus dem Stammesgewerbe der Gewerbebetrieb Einzelner entwickelt oder, was wahrscheinlicher ist, wie auch ohne vorhergehende Gesamttätigkeit der Einzelbetrieb entstehen kann. „In den meisten Dörfern,“ schreibt er³⁶⁾, „beschäftigen sich einige Männer mit der Anfertigung von Rohr- oder Grasmatten, Körben u. s. w., und einige Frauen mit Töpferei, und da manche oft weit entlegene Orte im Rufe stehen, daß man dort einige dieser Dinge besser als anderswo macht, so besteht ein fortwährender Handelsverkehr zwischen ihnen. Unter den Atawa sind die Leute am Mweru mit Salzmachen beschäftigt, die Afipa, berühmte Eisnarbeiter, machen Hacken und Äxte, alle Dörfer am Rukwa weben Baumwollstoffe, und in allen diesen Dingen besteht ein Handelsverkehr zwischen den Stämmen. Die Babemba produzieren nichts und pflügten früher, um ihre Einfuhr bezahlen zu können, die benachbarten Stämme zu überfallen und die Gefangenen als Sklaven an die Araber zu verkaufen.“

Wahrscheinlich ist die Zahl derartiger kleiner Stammesindustrien auch anderswo viel größer, als sich aus den Quellen ermitteln läßt, eine Ansicht, die durch viele Angaben über die Beschickung der Märkte und über Tributzahlungen, die in bestimmten gewerblichen Erzeugnissen erfolgen müssen,

33) *Revue coloniale internationale* 1887. S. 231. — 34) *Bull. de la Société Roy. Belge de Géographie* 1891. S. 125. — 35) *Mueller, Im Innern Afrikas*. S. 109. — 36) *Geographical Journal* XIII. S. 601.

sehr verstärkt wird. Meist handelt es sich dabei freilich nicht um reine Industrievölker, sondern das Gewerbe erscheint neben dem Ackerbau und der Viehzucht bald als Hauptbeschäftigung, bald als Nebenberuf, der nur gelegentlich und zu gewissen Jahreszeiten betrieben wird und dem nicht selten auch nur ein Teil der Gesamtheit huldigt.

5. Entstehung und Wesen des Stammesgewerbes.

Nachdem in der Einleitung zum vorliegenden Hauptabschnitt schon einige Gesichtspunkte dargelegt worden sind, die die Entwicklung des Stammesgewerbes erklären, wird es nunmehr nach dem Überblick über das vorhandene Material möglich sein, verschiedenen auffallenden Erscheinungen näher zu treten und Herkunft und Wesen des Stammesgewerbes, soweit das mit Hilfe des vorhandenen Stoffes möglich ist, genauer zu ergründen. Es wird dabei immer zu berücksichtigen sein, daß es sich hier um afrikanische Verhältnisse handelt, die nicht schlechthin typisch für alle andern Gebiete der Erde zu sein brauchen.

Statt des Ausdrucks „Stammesgewerbe“ ist oft das Wort „Ortsgewerbe“ zutreffender, ohne daß sich indessen beide Begriffe scharf trennen ließen. Was bei den Negern in einer Ortschaft zusammen wohnt, ist in der Regel eine eng verbundene sociale Gruppe; wo das nicht der Fall ist, bleiben wenigstens die verschiedenen Stämme, deren Angehörige eine Ortschaft gemeinsam bewohnen, räumlich von einander geschieden und drängen sich in bestimmten Quartieren zusammen, wie man das am besten in den sudanischen Städten und im Hinterlande der Guineaküste beobachten kann. So wohnen in den Städten von Mossi, die hauptsächlich von Mandingos bewohnt sind, die als Kaufleute thätigen, einen Stamm für sich bildenden Wangarbé in besondern Quartieren¹⁾, und überall, wo Hausfas eingewandert sind, haben sie neben den Ortschaften der altansässigen Bevölkerung ihre eignen Siedlungen. Andererseits gibt es Stämme, die überhaupt keine festen Wohnsitze haben, und viele andre endlich, bei denen nur bestimmte Orte gewerblich lebhafter thätig sind. Das „Stammesgewerbe“ tritt somit schon nach dieser Seite hin sehr mannigfaltig auf, und es läßt sich vermuten, daß seine Entstehung nicht ganz einheitlicher Art gewesen ist.

Auch wenn wir die gewerblich beschäftigten socialen Gruppen ins Auge fassen, ergeben sich mancherlei Verschiedenheiten. Äußerst selten nur ist wirklich die ganze Gruppe am Gewerbe beteiligt. Schon die einfachste Form des Hauswerks wird ja, wie wir gesehen haben, fast nie von beiden Geschlechtern gleichzeitig ausgeübt, und selbst gewisse Gewerbe, die wie die Korbmacherei oder die Mattenflechtereie bald den Männern, bald den Weibern zufallen, sind doch innerhalb einer Gemeinschaft meist streng dem einen oder dem andern Geschlecht vorbehalten. Beim Stammes- und Ortsgewerbe ist das nicht anders. Wenn z. B. eine Ortschaft wegen ihrer Thonwaren be-

1) Voulet i. Bull. Soc. Géogr. Commerc. 1897. S. 733.

rühmt ist und ihre Erzeugnisse nach andern Gebieten ausführt, so sind es doch in der Regel nur die Weiber oder in gewissen Ausnahmefällen nur die Männer, die das Gewerbe betreiben. Zuweilen ist das ein Geschlecht der Urproducent und das andere widmet sich der weitem Verarbeitung, wie das besonders beim Baumwollgewerbe hervortritt oder dort, wo die Weiber den Eisensand schlämmen, die Männer dagegen das Eisen ausschmelzen und schmieden.

Auch die Altersunterschiede bedürfen der Erwähnung. Dafs ganz kleine Kinder und völlig abgelebte Greise an der gewerblichen Produktion nicht teilnehmen, versteht sich von selbst. Die Kinder, die bis zu einem gewissen Alter bei der Mutter bleiben, werden meist ohne Unterschied des Geschlechts zu deren gewerblichen Beschäftigungen mit herangezogen, bis sie unter die Zahl der Erwachsenen aufrücken. In den kräftigsten Jahren tritt die gewerbliche Thätigkeit oft der landwirtschaftlichen oder dem Handel gegenüber zurück und es sind dann vorwiegend ältere Leute, die sich dem Hauswerk widmen, wie das z. B. von den Töpferinnen der Wapokomo ausdrücklich erwähnt wird. Bei den Betschuanen sind es die ältern Männer, die sich mit dem Flickern und Nähen der Felle beschäftigen.²⁾

Von noch größerem Interesse aber ist der Umstand, dafs vielfach nicht die ganze an einem Wohnort oder in einem Bezirk vereinigte sociale Gruppe, abgesehen von den eben erwähnten Einschränkungen, bestimmte Gewerbe betreibt, sondern dies nur einzelne Familien thun, die ihre gewerblichen Kenntnisse innerhalb der Familie vererben und nach aufsen hin in der Regel sorgfältig hüten. Was man als Handwerker bei den Negern bezeichnet, dürften in der Regel Leute sein, die ein Familiengewerbe ausüben, wie man es im Gegensatz zum Stammesgewerbe nennen kann. Beispiele werden im folgenden Hauptabschnitt noch mehrfach zu geben sein; da indess die Erscheinung geeignet ist, auf die Anfänge des Stammesgewerbes Licht zu werfen, und da sie außerdem von letzterem nicht immer scharf zu trennen ist, bedarf sie schon hier einer kurzen Darstellung.

Das Familiengewerbe ermöglicht es, dafs innerhalb eines Stammes eine ganze Anzahl verschiedener Gewerbe als besondere Berufe betrieben werden, während vielleicht die Masse des Volkes sich vorwiegend dem Ackerbau widmet und daneben die nicht differenzierten Formen des Handwerks treibt. Solche Zustände sind offenbar in vielen Teilen Afrikas vorhanden. Schon oben wurde eine Notiz Wallace angeführt, dafs im Gebiete des Nyassa und Tanganjika sich in den meisten Dörfern einzelne Korb- und Mattenmacher und einige Töpfererinnen finden, deren Produkte, wenn sie Ruf haben, oft nach aufsen verhandelt werden. Wie eng diese Handwerksbetriebe mit den Stammesgewerben zusammenhängen können, beweist eine Notiz Kollmanns³⁾ über Usiba. „Eine ganz besondere Industrie“, schreibt er, „ist den Stämmen des Westnyanza von den eingewanderten Wahuma überkommen, die auch

²⁾ Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas. S. 186. — ³⁾ Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie. S. 62.

jetzt noch eifrig von besonderen Handwerkern betrieben wird: die Herstellung von Gefäßen mannigfachster Art, die beim Melken der Kühe und zum Aufbewahren der Milch in Anwendung kommen.“ Es geht aus der Angabe leider nicht klar hervor, ob die Industrie noch jetzt in den Händen der Wahuma und ihrer möglicherweise mit den Eingebornen stark gemischten Nachkommen ist, oder ob sich erst nachträglich ein Familiengewerbe gebildet hat. Auch die Erzeuger von Rindenstoff, die als Gewerbetreibende in Usiba leben⁴⁾, sind wohl aus den Wahumastaaten eingewandert.

Über die Gewerbe bei den Xosa-Kaffern giebt Kropf ausführliche Auskunft⁵⁾, leider ohne dabei zu bemerken, ob das Gewerbe innerhalb der Familie erblich ist. Einen Gewerbetreibenden nennt der Kaffer incibi, was sich mit „geschickter Mensch, Künstler“ übersetzen läßt; incibi yonti, der die Bäume bearbeitet, ist der Zimmermann, incibi yentsimbi, der das Eisen bearbeitet, der Schmied. Es giebt Gewerbe, die von Männern, andre, die von Frauen betrieben werden, und zwar sind Thätigkeiten der Männer die Eisenschmiederei, Messingschmiederei, Gerberei, Schuhmacherei, Pfeifenschneiderei, solche der Frauen die Schneiderei, Korbmacherei und Töpferei. Offenbar handelt es sich hier um verschiedenartige Gewerbe. Die Korbmacherei z. B. wird von fast allen Frauen betrieben, ist also eigentlich Hauswerk niedriger Stufe, die Töpferei verstehen dagegen nur wenige. Urproduktion und Gewerbe sind meist noch vereinigt. Eisen- und Messingschmiede verkaufen in der Regel nur Waren, die sie aus eignen Rohstoffen hergestellt haben (also kein Lohnwerk) und werden entsprechend bezahlt: Für 6—8 Speere bekommt der Waffenschmied eine Kuh, ebensoviel zahlt man dem Messingschmied für zwei Gürtel aus Messingringen. Am wenigsten einträglich ist die Schuhmacherei, obwohl sie meist noch mit der Anfertigung von Schilden und Kriegsschmuck verbunden ist, und hier findet sich auch ein Ansatz zum Lohnwerk: Ein Paar Schuhe wird mit einem Ziegenlämmchen bezahlt, übergiebt man aber dem Meister den Stoff zu zwei Paaren, so erhält man ein fertiges Paar zurück.

Sehr bemerkenswert sind ferner die Mitteilungen Guyots über Gewerbebetrieb am unteren Sambesi, insbesondere in der Gegend von Tete; sie lassen deutlich erkennen, wie sich aus den niedern Formen des Hauswerks die höhern und auch Anfänge des Lohnwerks herausbilden. Die Gewerbetreibenden in Tete gehören alle zur Klasse der freien Leute. „Der Zeugschmied,“ schreibt Guyot⁶⁾, „ist zweifellos der Beschäftigste von allen; er fertigt für die Schwarzen Arbeits-, Kriegs- und Jagdgeräthe, also Äxte zum Behauen des Holzes, Hacken, deren sich die Frauen zur Bearbeitung des Bodens bedienen, Klingen für Messer, Pfeile und Speere. Er arbeitet in freier Luft und mit Vorliebe unter einem großen Schattenbaum. In seiner Nähe giebt der Waffenmacher den Messern ihren Stiel und verziert sie, befestigt die Pfeil-

4) a. a. O. S. 57. — 5) Mitt. d. Geogr. Ges. Jena X. S. 16.—20. — 6) Bull. Soc. Géogr. de l'Est. 1884. S. 609 ff. Die Angaben sind sehr schwierig zu übersetzen, da sie z. T. mit Ausdrücken der Eingebornen vermischt sind, die der Verfasser nicht erklärt. Der Sinn dürfte indessen richtig getroffen sein.

spitzen an die Spitze von Rohrschäften und setzt die Federn ein, die als Schmuck dienen; er verziert und glättet die Stiele der Kriegsäxte und verzieht sie mit Hilfe einer rotglühenden Eisenspitze mit verschiedenen Verzierungen; er richtet die Bogen zu und giebt ihnen ihre Krümmung. Er ist es endlich auch, der die Eisen fertigt, die als Tasten des Musikinstruments Sansa dienen. Einen eigentlichen Instrumentenmacher giebt es dagegen im Lande nicht. Jeder Neger höhlt und schnitzt das Holz selbst aus, das als Resonanzboden seiner Sansa dient; er bringt den Metallbeschlag an, den er mit Muschelwerk schmückt, das mit Misangafäden befestigt wird, er reinigt die Kalebasse, die dem Instrument als Hülle dienen soll und verzieht sie nach seinem Geschmack. Aus seiner Hand geht seine Rassel hervor, die aus Rohren gefertigt wird, deren Inneres mit Mazirakörnern gefüllt ist, ferner seine Panflöte, seine aus Hörnern hergestellten Pfeifen, seine Trommel u. s. w.

„Ein Gewerbe, das besondere Geschicklichkeit erfordert, ist das des Waffenverzierers; es wird im allgemeinen von alten Negern ausgeübt. Die Waffen werden dem Arbeiter zugleich mit einem Stück Messing von der Größe des kleinen Fingers übergeben. . . . Er nimmt das Messing, erhitzt es, behandelt es mit dem Zieheisen und bringt so einen sehr feinen Draht zu stande. . . . Mit diesem Drahte verziert er die Stiele der Äxte, der Speere, der Pfeile und die Messerschneiden. — Dies Gewerbe ist eins der einträglichsten.

„Die Goldschmiede kommen aus der Gegend von Senna. Man liefert ihnen das Gold in ungereinigtem Zustande (en matricial); sie reinigen es, schmelzen es, hämmern es, dann ziehen sie es in äußerst feine Drähte, aus denen sie Ketten und Ohrringe fertigen; letztere macht man auch aus Silber. Der Arbeitsbrauch ist folgender: der Goldschmied giebt das ihm anvertraute Gold in verarbeiteter Form zurück und man bezahlt ihm seine Thätigkeit, die wenig kostet, besonders.“

Es folgen dann Bemerkungen über Männer- und Frauenarbeit, die zum Teil schon früher erwähnt sind. Wichtig sind noch die Angaben über Weberei: „Der männliche Neger besorgt die Baumwollpflanzung, pflückt die Baumwolle, trocknet sie, reinigt sie von dem Samen, spinnst und verwebt sie. Daneben giebt es Weber im eigentlichen Sinne, da es zur Bereitung der Stoffe (wohl der bessern Sorten!) eines besonderen Raumes und aufsergewöhnlicher Fertigkeit bedarf. Es sind dagegen die Frauen, die Gürtel aus den bunten Fäden weben, die sie aus den von den Weissen eingeführten indischen oder europäischen Stoffen herauszupfen. An die Seite der Weber kann man die Neger stellen, die Kleidungsstücke in Perlenarbeit herstellen, von der Schürze der schwarzen Frau bis zum Umschlagetuch um ihre Schultern und zur Mütze, die das Haupt ihres Gatten deckt.“ Das Herrichten der Felle wird dagegen wieder von allen Negern verstanden und ausgeübt.

Dieser Bericht enthält eine Menge wichtiger Aufklärungen und zugleich eine wahre Musterkarte der verschiedenen Formen primitiver Gewerbsthätigkeit. Wir haben da das Hauswerk in seiner Urform, nur zwischen den Geschlechtern geteilt; wir sehen ferner Gewerbe, die von Einzelnen betrieben

werden und zum größten Teil wohl in die Gruppe des Familiengewerbes gehören, zum Teil aber auch von älteren Personen ausgeübt werden (Waffenverzierer, Lederarbeiter); wir sehen endlich den von außen eingewanderten Gewerbetreibenden (den Goldschmied), der den Eingebornen zugleich als Orts- und Stammesfremder gegenübersteht. Während der Schmied zugleich Urproduzent ist, erscheinen Waffenverzierer und Goldarbeiter als echte Lohnwerker. Besondere Beachtung aber verdient der Weber: Sein Gewerbe ist an sich allgemeines Hauswerk der Männer und zum Teil der Frauen, er selbst aber fertigt offenbar die bessern Sorten von Geweben, an ihn wendet man sich, wenn man ein feineres Produkt besitzen möchte, das man selbst nicht herzustellen vermag. Das ist aber ein Fall, der in Afrika ungemein häufig vorkommt und für die Frage nach der Entstehung höherer Gewerformen von größter Bedeutung ist: aus dem Hauswerk, das deshalb nicht verschwindet, hebt sich eine verfeinerte Art des Gewerbes heraus, sei es nun, daß einzelne Familien oder ganze Orte und Stämme sich die erhöhte Fertigkeit aneignen. Es fehlt für diese bedeutungsvolle Erscheinung an einem kurzen und treffenden Ausdruck, den zu finden ich Berufenen überlassen möchte; um für den Augenblick einen Notbehelf zu haben, will ich das überall verbreitete und deshalb meist nicht hoch entwickelte Hauswerk als Gemeingewerbe, die aus ihm hervorgehende Form der Sonderthätigkeit als Feingewerbe bezeichnen.

Wie das Feingewerbe aus dem Gemeingewerbe hervorgeht und unter leidlich günstigen Umständen überall hervorgehen muß, braucht kaum geschildert zu werden. Es genügt schon, daß Einzelne besondere Fertigkeit erlangen, die dann womöglich noch geheimnisvollen Kenntnissen zugeschrieben wird, um es entstehen zu lassen, und zwar wird es sich in diesem Falle meist zum Familiengewerbe ausbilden. Noch mehr wird der Vorgang beschleunigt, wenn örtliche Vorzüge vorhanden sind, ein besonders feiner Töpferthon, vorzügliches Eisenerz, günstiger Boden für Baumwollbau, Strauchwerk, dessen Ruten sich besser als andre zu Korbgeflecht eignen, Bäume, die zum Kahnbau verwendbar sind u. s. w. Auf diesem Wege werden Orts- und Stammesgewerbe entstehen.

Diesen Verhältnissen soll sogleich näher getreten werden. Im Anschluß an die Schilderung der Verhältnisse in Tete mag aber noch darauf hingewiesen sein, daß auch in anderen Gebieten Afrikas die Zahl der Gewerbetreibenden, die sich von der Masse der einfachen Hauswerker abheben, oft nicht gering ist. Bei den Stämmen der Umgegend von Stephanieville im Becken des Kwilu-Niadi zerfällt die Bevölkerung in die drei Klassen der Reichen, der Freien und der Sklaven; die Reichen arbeiten nicht, die freien Leute dagegen beschäftigen sich nach den Angaben Destraims als Kaufleute, Makler, Weber, Töpfer und umfassen überhaupt alle Arten von Gewerbetreibenden, Mattenmacher, Korbmacher, Seiler, Kalebassenmacher, Bootbauer u. s. w.⁷⁾ Die Feldarbeit wird von den Sklaven besorgt. In

7) Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1891. S. 499 u. 503.

den Minendistrikten hat sich auch der Kohlenbrenner als besondrer Gewerbetreibender von der Masse getrennt.⁸⁾ Es dürfte sich in allen diesen Fällen, soweit nicht das einfache Hauswerk gemeint ist, um Feingewerbe in der Form des Familiengewerbes handeln. Dasselbe gilt wohl auch von den Verhältnissen bei den M'Komis (südlich von der Mündung des Ogowe), die Foret⁹⁾ folgendermaßen schildert: „Man findet bei den M'Komis Zimmerleute, Erbauer zierlicher Boote, Verfertiger von hölzernen Sesseln und Schaukelstühlen, Schmiede, Hutmacher, Seiler, Schneider. Sie verfertigen sich selbst die Blöcke, die Ruder, das Tauwerk und die Eisenteile ihrer Schiffe, Fischgarnen, Schleppnetze und Wurfgarne . . . Die Frauen nähen sich selbst ihre Kleidung, die sie mit bizarren Mustern eigener Erfindung verziern; sie flechten Matten und Körbe, fertigen Nähfüden und die Schnüre für die Fischnetze, beschäftigen sich mit Säen und Ernten, besorgen die Pflanzungen und die Küche . . . Sie singen fortwährend beim Arbeiten; wenn eine Frau nicht singt, arbeitet sie auch nicht viel.“ Die Angaben sind nicht ganz klar, indes scheint hier doch ein Unterschied zwischen einfachem Hauswerk und Feingewerbe betont zu sein.

Es läßt sich von vornherein vermuten, daß die Formen des Familien- und des Feingewerbes dazu beitragen müssen, uns das Wesen, die Entstehung und die weitere Umbildung des Stammesgewerbes verstehen zu lassen. Aber das Verhältnis dieser verschiedenen Entwicklungszustände zu einander ist nicht ohne weiteres klar und scheint auch nicht überall das gleiche zu sein; die verschiedenen theoretischen Möglichkeiten scheinen sich nicht auszuschließen, sondern auf dem Boden Afrikas neben einander vorzukommen.

Unter diesen theoretischen Möglichkeiten wäre die erste die, daß sich das Stammes- oder richtiger das Ortsgewerbe unmittelbar aus dem einfachen Hauswerk entwickelt, wozu gewöhnlich örtliche Vorzüge den Anstoß geben werden. Verhältnisse, die auf eine solche Entwicklung schließen lassen, sind sehr häufig; es werden z. B. in einem bestimmten Landstrich Körbe, Matten und Töpfe überall gemacht, aber besonders gute und zierliche Stücke kommen nur aus bestimmten Ortschaften. Auch in den kultivierten Strichen ist das der Fall, so im westlichen und mittleren Sudan, wo überall die Weberei blüht, die Tücher und Toben aus Nupe aber besonders geschätzt sind und weithin ausgeführt werden. Das Ortsgewerbe erscheint hier zunächst in der Form des Feingewerbes. Die Entwicklung geht aber leicht einen Schritt weiter, indem die einseitige Thätigkeit eines Ortes oder Stammes andre zu ähnlicher Ausbildung eines bestimmten Wirtschaftszweiges nötigt, während dafür das Hauswerk durch den Wettbewerb des Feingewerbes erstickt wird. So liegen um einem gewerblustigen Töpferort gewöhnlich andre, in denen die Töpferei ganz erloschen ist, dafür aber vielleicht die Eisenschmiederei, das Mattenflechten, das Bootbauen als Specialität betrieben wird, ja es bilden sich Gruppen von wirtschaftlich auf einander angewiesenen Ortschaften.

⁸⁾ a. a. O. S. 512. — ⁹⁾ Foret i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1898. S. 321.

Dieser ersten, zweifellos häufig eintreffenden Möglichkeit steht eine zweite gegenüber, die von einer Differenzierung innerhalb einer Orts- oder kleinen Stammesgruppe ausgeht. Auch hier entsteht zunächst ein Feingewerbe, das erst von einzelnen Leuten ausgeübt wird; oft mag die Fertigkeit nur an der Person haften und das Sondergewerbe mit deren Tod wieder erlöschen, in der Regel aber werden sich, wie das weiterhin nachgewiesen werden soll, die technischen Fertigkeiten und Geheimnisse innerhalb einer Familie vererben. Es entsteht so das Familiengewerbe, das auch schon in stande ist, das Gemeingewerbe teilweise oder ganz zu vernichten und sich so vom Feingewerbe zu einer dem wirklichen Handwerk schon sehr nahe kommenden Stufe zu erheben. Aber es ist sehr bezeichnend für afrikanische Verhältnisse, daß sehr häufig das Familiengewerbe die Neigung zeigt, sich zum Orts- und Stammesgewerbe umzubilden. Auch hier wirkt die Gunst des Bodens vielfach entscheidend ein. Wenn sich eine Familie von Schmieden, die an einem eisenreichen Ort wohnt, nach und nach zu einem kleinen Stamm auswächst, dessen Hütten ein ganzes Dorf bilden, so ist damit der Übergang schon geschehen, unterstützt aber wird er durch die Neigung der Neger, neue Ortschaften zu gründen, die in der Regel zunächst von einer Gruppe eng verwandter Familien oder Sippen besiedelt werden. Kommt gar noch eine kastenartige, durch Konnubium befestigte Abschließung hinzu, wie sie durch die Verachtung der gewerblichen Arbeiter, bei den Negern Mittelafrikas aber wohl auch durch die Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Berufs verursacht werden kann, dann ist die Umbildung des Familiengewerbes zum Orts- und Stammesgewerbe noch gründlicher und rascher.

Umgekehrt ist es natürlich auch möglich, daß aus dem Stammesgewerbe wieder eine Arbeit Familiengewerbe wird, sobald Angehörige eines werktätigen Stammes sich vereinzelt unter einem andern Stamme niederlassen und dort eine bestimmte Thätigkeit betreiben. Aber auch diese Form wird immer das Bestreben haben, sich zum Stammesgewerbe im engeren Sinne zurückzubilden.

Wie sehr im allgemeinen das Familiengewerbe, auch das innerhalb eines Stammes entstehende, zu dieser Umbildung neigt, scheinen die leider nicht ganz klaren Angaben Jeannerets¹⁰⁾ über die Xosakaffern zu zeigen. „Es besteht,“ so schreibt er, „bei den Ma-Khoça eine Einrichtung, die einigermaßen an die indischen Kasten erinnert. Die Schmiede bilden eine besondere Korporation, ebenso wie die Korbmacher und die Bootbauer. Diese Organisation verfehlt nicht ernste Unbequemlichkeiten hervorzurufen. Will man einen Korb geflochten haben, so muß man einen Weg von einer Stunde machen; um ein Boot zu bekommen, muß man eine Tagereise machen; und um das kleinste Werkzeug geschmiedet zu haben, muß man auf seinen Esel steigen und sich eine große Strecke von seiner Wohnung entfernen. Zum Überflus arbeitet der eingeborne Handwerker nur, wenn er Geld braucht.“ Die Darstellung läßt darauf schließen, daß die „Korporationen“ zusammen wohnen, vielleicht

10) Bull. Soc. Neuchâtel. de Géogr. XIII. S. 121.

eigene Siedelungen bilden. Ob es sich im übrigen um Familiengewerbe handelt, oder ob hier eine jener Organisationen auf mystischer Grundlage vorliegt, wie wir ihnen im Kongogebiet begegnen werden, bleibt fraglich.

Es ist endlich noch eine andre Entwicklung möglich, eine Zwischenform zwischen Familien- und Ortsgewerbe, die sich besonders im westlichen Sudan öfter nachweisen läßt. Man findet dort gröfsere industrielle Ortschaften, in denen manchmal nur ein Gewerbe, oft aber auch mehrere fleifsig betrieben werden, die aber zugleich den Feldbau nicht vernachlässigen. Sie liegen in der Regel an belebten Handelswegen; neben ihnen giebt es wieder andre, die sich ausschliesslich der Urproduktion widmen, meist verschiedenen Zweigen gleichzeitig, — es ist, als ob jeder dieser Orte seine Bedürfnisse mittel- oder unmittelbar aus zwei oder drei Hauptquellen schöpfte und alle andern Arten der Thätigkeit hintanstellte. Am untern Niger steht den industriellen Städten Bidah und Egga das völlig industrieloze Onitscha gegenüber, dessen Bewohner sich mit Feldbau, Fischerei und Zwischenhandel befassen.¹¹⁾ Sehr lehrreich sind die Angaben Bayols¹²⁾ über eine ganze Anzahl derartiger Städte, die er auf seiner Reise zwischen dem obern Niger und dem Senegal berührte, besonders in der Landschaft Murdia. Er nennt da den Ort N'kara mit 250 Einwohnern, unter denen sich zahlreiche Weber befinden, daneben wird Feldbau und etwas Viehzucht betrieben. Nossombugu mit 700 Einwohnern treibt Feld- und Gartenbau, namentlich werden besondere Arten von Baumwolle und Indigo gezogen; zahlreiche Weber stellen geschätzte Stoffe her, die man im Orte färbt und nach Bamako ausführt, ausserdem giebt es hier berühmte Schmiede, die ihr Eisen selbst herstellen. Der Ort ist eine beliebte Rast- und Erfrischungsstelle der Handelskarawanen. Dasselbe gilt von dem Städtchen Kumi, das starken Feldbau treibt und ebenfalls zahlreiche Weber und Schmiede besitzt, nur dafs letztere ihr Eisen nicht selbst auszuschmelzen scheinen, da Hochöfen hier fehlen. In Gessenais herrschen ähnliche Verhältnisse, Feldbau, Weberei und Schmiederei blühen auch hier; die Weber stellen ein beliebtes dunkelblaues Tuch her, das sie an die Diulas verhandeln oder selbst auf die Märkte von Fadugu, Dampa und Baro bringen. Baro selbst ist ein sehr wichtiger Weberort, wo man hauptsächlich die als Bubus von Segu bezeichneten Gewebe fertigt, die in St. Louis mit 20—25 Franks, in Baro selbst mit 10 Franks (5000 Kanris) das Stück bezahlt werden. Mannigfaltiger ist die Industrie in Dampa, einem Ort an 1000 Einwohnern, wo ein besonders stark besuchter Markt gehalten wird; hier finden sich Weber, Färber, Schuhmacher und besonders Schmiede, daneben wird eifrig Feldbau getrieben und namentlich Indigo in Menge erzeugt. In Dossorla giebt es zwei Hochöfen, ausserdem treibt man Feldbau, zieht Baumwolle, Indigo, mit grosser Vorliebe aber Tabak, der bis nach Bamako hin ausgeführt wird; in der ganzen Gegend fertigt man Töpfe mit besondrer Geschicklichkeit, wie es scheint, wird auch Lederarbeit betrieben, die man den benachbarten Mauren abgelernt hat.

11) Mattei i. Bull. Soc. Géogr. Commerc. IV. S. 339. 342. — 12) Revue Maritime et Coloniale 1888. S. 507—557.

In Duabugu ist die Schmiederei, der mehrere Hochöfen den Stoff liefern, das Hauptgewerbe, in Nukho sind Weberei und Schmiedekunst neben einander vertreten. Hier haben wir also die Erscheinung, daß die Grundlage des Daseins der Feldbau bildet, der von Freien und Sklaven mit gleichem Eifer betrieben wird, daß aber daneben zahlreiche Familien sich bestimmten Gewerben widmen, die dem allgemein im Lande geübten Hauswerk gegenüber als Feingewerbe zu bezeichnen sind und einen großen Teil ihrer Erzeugnisse für die Ausfuhr herstellen. Auch für diese Form des Gewerbes wird mit der Zeit ein besonderer Ausdruck gefunden werden müssen, da sie wahrscheinlich in halbkultivierten Gebieten häufiger vorkommt und eine wichtige Vorstufe höherer Entwicklungsformen ist.

III.

Gewerbe als Beschäftigung Einzelner.

1. Allgemeines.

Aus der Masse des Volkes heben sich nicht die Gewerbtreibenden zuerst hervor, sondern auf der einen Seite die Sippenhäupter und Kriegsführer, auf der andern die Träger mystischer Kräfte, die Zauberer, Medicinmänner und Priester. An diese Stützen klammert sich, wie wir später sehen werden, das Handwerk vielfach an, ja es ist zuweilen in den Händen der Häuptlinge und Priester selbst oder steht doch entschieden unter ihrem Einfluß. Wo ihm dieser Aufschwung nicht gelingt, bleibt ihm oft ein bedenkliches Herabsinken nicht erspart. Bildet sich doch in jedem Volke neben der obern Schicht des Adels- und Priestertums auch eine untere in der alles Rechtlose oder Mißachtete zusammenfließt, Kriegsgefangene, hergelaufene Fremde und Gesindel aller Art. Dem Handwerker, der sein Loos auf die Arbeit seiner Hände baut und damit von der Masse seiner Volksgenossen abrückt, ohne dafs er sich auf irgend eine Weise höhere Achtung zu erringen vermag, droht leicht das Schicksal, in diese Hefe des Volkstums hinabgedrückt zu werden. Dafs er arbeitet, und zum Überflufs noch in andrer Weise, wie die Masse seines Stammes, verbessert seine Stellung nicht; ist doch selbst im kultivierten Deutschland der Gegenwart das Wort „Arbeiter“ in Gefahr, gleichbedeutend mit Proletariat zu werden.

Bei der Betrachtung der afrikanischen Verhältnisse wird es sich wie bisher empfehlen, zunächst die Thatsachen sprechen zu lassen und einen Blick auf die einfachsten Formen der Entwicklung zu werfen.

Von den mehrfach schon behandelten Berufen, die nicht eigentlich als Handwerke zu bezeichnen sind, aber ihnen doch nahe stehen, scheint die Salzsiederei fast immer als Dorf- oder Stammesgewerbe betrieben zu werden (abgesehen natürlich von der Hausarbeit der Weiber), die Goldwäscherei dagegen zwar oft selbständig, aber immer nur als Nebenarbeit. Nur der Fischfang dürfte öfter als das Hauptgewerbe Einzelner vorkommen, obwohl immer die Neigung besteht, bestimmte Fischdörfer zu begründen und damit des Einzel- oder Familiengewerbe wieder zum Dorfgewerbe umzubilden, wie das an andern Beispielen schon im vorhergehenden Abschnitt gezeigt worden ist. Besonders interessant sind diese Verhältnisse bei den Dinka, wo die

Armen sich entweder als Hüter der Herden verdingen, oder als Fischer oder Jäger ihr Leben fristen, was natürlich dazu führt, daß die Fischer als solche sich keiner besonderen Achtung erfreuen.¹⁾ Das Beispiel ist lehrreich, wenn es sich hier auch nicht um Gewerbebetrieb, nicht einmal um solchen im weiteren Sinne des Wortes handelt, sondern zunächst um bloßen Nahrungserwerb; da unmittelbare Nachrichten über die Entstehung verachteter Stammesgewerbe fast ganz fehlen, sind die Parallelercheinungen sehr wertvoll, um so mehr, als hier wenigstens ein Ansatz zur Entstehung einer Schmiedekaste zu erkennen ist. Besonders eingehend schildert die Zustände bei den Dinka E. de Pruyssenaere. „Eine große Zahl obdachloser Leute,“ schreibt er²⁾, „Individuen, die sich selbst ruiniert haben oder die der Krieg ihrer Habe beraubt hat, und die nicht als Knechte bei den Viehbesitzern dienen wollen, lassen sich am Strom-Ufer nieder, wo sie kleine Fischerdörfer bilden und Häuptlinge haben, die ebenfalls keine rechte Autorität über sie haben und nur etwas weniger elend sind als die Übrigen. Von dem übrigen Teil des Stammes verachtet und oft ausgeplündert, führen diese Fischer ein jammervolles Dasein, Tag und Nacht sich abmühend, um die Fische zu erhalten, die fast ihre einzige Nahrung bilden. . . . Die Fischer jagen auch Fluspfeder, die sie mit Harpunen und Lanzen angreifen und dann ihrem Todeskampf überlassen. . . Die Fischer sind meist auch Schmiede und verfertigen sich ihre Harpunen selbst. . . Zu einem arbeitsvollen und darbenenden Leben verdammt, unterdrückt und furchtsam, sind die Fischer im Allgemeinen von besserem Charakter als die Viehzüchter, die immer faul, oft hochmütig und gewalthätig sind. Vielleicht könnte man mit Aufwand vieler Mühe sie gewisse Arbeiten lehren und ihnen zu Spuren eines Fortschritts verhelfen, um sie zu Menschen und Christen zu machen. Diesen Zweck haben die Missionäre von Heiligkreuz vor Augen, welche von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen bei den Viehbesitzern selbst überzeugt sind.“ Das Beispiel ist, wie gesagt, besonders lehrreich, weil es die Entstehung einer Orts- und Stammesindustrie deutlich zeigt und dabei erkennen läßt, wie sich unter dem Druck sozialer Verhältnisse eine an Lebensweise und selbst Charakter verschiedene Gruppe gewerblustiger Leute vom Hauptstamm zu trennen und neu zu organisieren vermag.

Auch am untern Kongo wird die Fischerei zwar allgemein geübt, aber nur die Ärmern bringen ihre Beute in den Handel.³⁾ Bei den Galla widmen sich ebenfalls nur arme Leute der Fischerei, und Fischer zu sein ist keine Ehre.⁴⁾ In Südafrika hat stellenweise erst der europäische Einfluß ein wirkliches Fischergewerbe hervorgerufen, so bei den Baronga, bei denen ursprünglich das Fischen von Jedermann gelegentlich geübt wurde, die aber jetzt bei Lourenço Marquez berufsmäßige Fischer in ihrem Stamm haben.⁵⁾

1) Petherick, Egypt, the Soudan and Central Afrika. S. 393. — 2) P. M. E. 1877. (59.) S. 24. Vergl. auch R. Gessi in L'Esploratore II. S. 329. Die Fischer müssen den Ackerbauern Abgaben zahlen (wohl einen Teil ihres Fanges). — 3) Nipperdey in Revue Coloniale Internationale 1887. S. 205. — 4) Paulitschke I. S. 233. — 5) Junod S. 108.

Die höhere Form des Hauswerks, die dem eigentlichen Handwerk oft sehr nahe kommt, ist im Sudan fast allgemein vorhanden, während anderwärts sich nur stellenweise selbständige Berufe innerhalb eines Volksganzen entwickelt haben. Inmerhin fehlt es im nigritischen Afrika nicht an selbsthaften, vom Ertrag ihres Gewerbes lebenden Dorfarbeitern, die man vielleicht Handwerker nennen kann, und unter denen sich, wie sich nach den bisherigen Ergebnissen schon erwarten läßt, der Schmied besonders häufig findet. Bei den Madi z. B. lebt fast in jedem Dorfe ein Schmied⁶⁾, in Dahomee besitzt jede Ortschaft ihren Eisenarbeiter⁷⁾, und dasselbe gilt von den Evehern an der Sklavenküste.⁸⁾ Hier und da scheinen auch andre Berufe dieser Art entwickelt zu sein; von der Landschaft zwischen Tanganjika und Nyassa wenigstens berichtet Cross⁹⁾: „die Geschicklichkeit und der Fleiß der Leute sind sehr groß. Jedes Dorf kann sich einiger Schmiede, Weber und Töpfer rühmen.“

Die Mehrzahl der Dorfarbeiter scheint ansässig zu sein, was sich bei den Schmieden zum Teil wohl aus der Notwendigkeit erklärt, den Eisenerzminen und dem Hochofenbetrieb, der ja immer mehr oder weniger an die Scholle gebunden ist, nahe zu bleiben: muß ja doch ein großer Teil der Schmiede sich das Eisen selbst aus den Erzen erzeugen. Ein zweiter Grund für die Sesshaftigkeit liegt wohl auch in der Unsicherheit des Daseins, die es nicht immer ratsam erscheinen läßt, das Gebiet des Dorfes oder des Stammes zu verlassen, endlich aber und hauptsächlich scheinen die meisten Handwerker, da sie vom Ertrag ihrer Berufsarbeit allein nicht leben können, zugleich Landwirtschaft zu treiben¹⁰⁾, die ihnen das unruhige Umherziehen natürlich unnötig macht.

Daneben freilich fehlt es nicht an Gewerbetreibenden, die ihre Tätigkeit im Umherwandern ausüben, um ihren Kundenkreis und ihren Gewinn auf diese Weise zu vergrößern, sodafs man in diesem Sinne zwei Gruppen von Handwerkern unterscheiden könnte, die sesshaften mit und die umsteten ohne landwirtschaftliche Tätigkeit. Im Togoland wird nach der Angabe Hupfelds die Schmiederei als Ortgewerbe betrieben, daneben aber auch von wandernden Schmieden, die vorwiegend Reparaturen ausführen (M. D. S. XII. S. 189). Wie einzelne Arbeiter aus kultivierten Strichen in andre Länder einwandern, ohne dort immer dauernd zur Ruhe zu kommen, ist bereits erwähnt, und die ganze Erscheinung läßt schon auf eine vielfach vorhandene Beweglichkeit der Handwerker schließen. Von denen der Mandingo, die sowohl im eignen Lande umherziehen wie in benachbarte Gebiete eindringen, wird das ausdrücklich bezeugt.¹¹⁾ Vom Gewerbebetrieb umsteter Wandervölker, deren Angehörige ja auch oft vereinzelt oder in kleinen Gruppen umherziehen, ist hier natürlich nicht die Rede, sondern von jener Form des Lohnwerks, die Bücher mit dem süddeutschen Ausdruck „Stör-

6) Emin S. 10. — 7) Luffitte, Le Dahomé. S. 154. — 8) Hornberger i. P. M. 1867. S. 51. — 9) P. R. G. S. 1891. S. 94. — 10) So die Schmiede in Togo nach mündlichen Mitteilungen eines Missionars. — 11) Dölter, Ueber die Capverden nach dem Rio Graule. S. 177.

arbeit“ bezeichnet; nur wird in primitiven Verhältnissen, wo der Bau einer für flüchtige Benutzung bestimmten Hütte keine Schwierigkeiten macht, der Handwerker selten in die Wohnung dessen aufgenommen, für den er gerade arbeitet, sondern bewahrt eine grössere Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit wird noch dadurch erhöht, daß manche Handwerker, vor allem die Schmiede, auch den Rohstoff produzieren, soweit es sich nicht um die allerdings ungemein häufigen und wichtigen Reparaturen vorhandener Gerätschaften handelt. Als eine besondere Form des Wandergewerbes, die gerade in Afrika sehr häufig zu sein scheint, ist es zu betrachten, wenn der Handwerker die massenhaft stattfindenden Märkte der Reihe nach bezieht, dort Bestellungen ausführt und wohl auch fertige Produkte zum Verkauf auslegt. Dieses Marktwerk, wie man es nennen kann, ist nicht auf Afrika beschränkt; auch in Yemen ziehen viele Handwerker von Dorf zu Dorf und arbeiten auf den Märkten¹²⁾, und in Yünnan erscheinen auf den sonst unbewohnten Marktplätzen regelmäßig mit den andern Besuchern auch Handwerker, die hier arbeiten und Ausbesserungen vornehmen.¹³⁾ In Afrika ist wieder der Sudan das Gebiet, in dem die Marktarbeit am entwickeltsten ist, sodafs wir wohl Anregung von ausen her vermuten dürfen. Auch in Yoruba sah übrigens Halligey die Handwerker auf den Märkten ihre Thätigkeit ausüben¹⁴⁾, und dasselbe wird vom untern Niger berichtet.¹⁵⁾

Eigentliche Störarbeiter kann man auch am ersten die Wanderschmiede des östlichen Sudan nennen, besonders die der Bari. „Von Handwerkern“, schreibt v. Harnier¹⁶⁾, „haben sie (die Bari) nur Eisenschmiede, welche mit ihren Familien von Hütte zu Hütte im Lande umherziehen und sich aufhalten, wo sie Arbeit finden. Sie gewinnen das Eisen selbst in den Gebirgen und schmelzen es in thönernen Gefäßen aus. Ihr Handwerkszeug besteht nur in einem Meißel und Steinen. Sie sind vom Volk sehr verachtet, weil sie ihr Brot durch Arbeit verdienen und daher als Sklaven betrachtet werden.“ Die letzte Angabe läßt den Verdacht aufkommen, daß diese musteten Schmiede vielleicht die Nachkommen oder doch Mischlinge eines wandernden Pariahvolkes sind, obwohl im übrigen keine Anzeichen dafür vorliegen. Das Dasein der Wanderschmiede bezeugt auch Morlang; seine Bemerkung, daß die Weiber eines Dorfes Glasperlen von umherwandernden Schmieden eingehandelt hätten¹⁷⁾, scheint auf eine an sich sehr naheliegende Verbindung des Gewerbes mit dem Hausierhandel zu deuten. Die Barischmiede beschränken sich nicht auf ihr Stammesgebiet, denn Hartmann¹⁸⁾ sagt ganz allgemein vom östlichen Sudan: „Wanderschmiede . . . rekrutieren sich hauptsächlich in eisenreichen Distrikten, so in Südsennaar, bei den Bari der Belemian- und Kerekberge u. s. w.; sie gebrauchen keinen großen Apparat; da sind ein plumper Eisenklotz als Hammer, ein fester Stein als

12) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 28. — 13) Baber, Travels and Researches in Western China. S. 10. — 14) Journal of the Manchester Geograph. Soc. 1893. No. 39. — 15) Allen and Thomson, Expedition to the River Niger II. S. 84. — 16) P. M. E. 1862. (10.) S. 133. — 17) P. M. E. 1862. (10.) S. 118. — 18) Die Völker Afrikas. S. 159.

Ambos und ein roher Blasebalg, an welcher letzterem der Gehülfe aus zwei Lederschläuchen Luft durch eine gemeinschaftliche, in Thon gearbeitete Ausgangsröhre presst. Was nun die Leute mit solchen simplen Mitteln leisten, macht ihrem Geschick, ihrer Routine alle Ehre. Statt der Bezahlung nehmen die Schmiede meist die Nahrungsmittel an, welche zu ihrer täglichen Nothdurft gehören.“

In den Haufsaländern läßt sich, wenn Staudingers Beobachtungen¹⁹⁾ richtig sind, ein enger Zusammenhang zwischen den wandernden und sefshaften Schmieden nachweisen; die Wanderschmiede sind Gesellen oder Sklaven der sefshaften, stehen nur noch in losem Zusammenhange mit ihren Herrn und gewinnen so ein fast unabhängiges Dasein. Ob dasselbe von den umherziehenden Schmieden in Senegambien²⁰⁾ gilt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Sobald das Gewerbe als Einzelberuf auftritt, mit andern Worten, sobald sich der Gewerbetreibende von der Masse seines Stammes bis zu einem gewissen Grade ablöst, liegt die Möglichkeit nahe, daß die Berufsgenossen zu neuen Gruppen zusammentreten und Verbände zu Schutz und Trutz bilden; wo die Handwerker ohnehin durch gemeinsame Abstammung eng verbunden sind, ist eine besondere Organisation dieser Art natürlich nicht erst nötig. Es ist nun bezeichnend, daß als Muster des Zusammenschlusses zunächst wieder die hergebrachte Stammesorganisation dienen muß, ja daß die Handwerkergruppe wieder zur Dorf- und Stammesgemeinde zu werden strebt, wie in besonders typischer Weise die Fischer der Dinka zeigen. Andre Formen der Vereinigung, die einigermaßen den Zünften der europäischen Völker entsprechen, treten, wie wir sehen werden, sehr vereinzelt und sehr unvollkommen auf. Immerhin ist ein gewisser zunftmäßiger Zusammenhang schon durch die Verhältnisse gegeben; die Schmiede z. B. arbeiten häufig truppweise, wohl schon deshalb, weil die Eisengewinnung aus den Erzen und auch das Schmieden selbst die gemeinsame Thätigkeit mehrerer erfordert, auf den Märkten sitzen die Handwerker gleichen Berufes meist zusammen, und vor allem die Musiker, die zwar nicht zu den Handwerkern gehören, aber die bei einer Darstellung des afrikanischen Gewerbes keinesfalls unberücksichtigt bleiben dürfen, sind meist zu kleineren oder größeren Kapellen vereinigt, sodaß es sich empfiehlt, ihren Beruf überhaupt nicht im vorliegenden Abschnitte zu behandeln, sondern bei der Besprechung der Organisationsformen. Auch dadurch, daß dort, wo nicht das Familiengewerbe ausschließlich herrscht, immer ein Handwerker vom andern lernt, und daß auf diese Weise der Lehrling in ein näheres Verhältnis zu seinem Meister tritt, wird eine gewisse Interessengemeinschaft angebahnt, die durch allerlei mystische Bräuche, die nur den eingeweihten Berufsgenossen bekannt sind, noch verstärkt werden mag.

19) H. H. S. 594. — 20) Ehrmann, Neueste Kunde von Afrika S. 334.

2. Ausbildung und soziale Stellung der Handwerker.

Mag die Kunstfertigkeit afrikanischer Gewerbetreibender auch zuweilen geringfügig genug sein, so muß sie doch immerhin erlernt werden, wobei zu bedenken ist, daß mit den meisten Berufen zahlreiche abergläubische Ansichten und Gebräuche fest verbunden sind, die vielleicht für wichtiger und unerläßlicher gelten als die Kunst an sich. Im Ganzen wird man aber die Tüchtigkeit der Gewerbetreibenden Afrikas und besonders der Schmiede, deren Erzeugnisse nicht selten in ihrer Art bewundernswert sind, keineswegs gering anschlagen dürfen, umso weniger, als das Handwerksgerät in der Regel ungemünzt dürrig ist und der Mangel offenbar durch Tradition und Übung ersetzt werden muß. Die Frage also, wie das afrikanische Gewerbe sich erhält und von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, bedarf gewiß näherer Untersuchung; daß gerade über diesen Punkt die Quellen überaus spärlich fließen, ist leider gleich hinzuzufügen und rührt offenbar davon her, daß man diese Verhältnisse, die äußerlich ja schon wenig hervortreten, kaum der Beachtung wert hält.

Der einfachste und wahrscheinlich auch häufigste Fall dürfte es sein, wenn der Beruf vom Vater auf die Söhne oder doch auf einen von ihnen übergeht; wir dürfen diesen Vorgang überall dort von vornherein vermuten, wo ein Gewerbe anständig ist oder in irgend welcher andern Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt, die das Eindringen fremder Elemente erschwert. Die mütterlichen Sitten, die das enge Verhältnis des Vaters zu den Söhnen abschwächen könnten, sind in Afrika nicht mehr mächtig genug, um viel in Betracht zu kommen: Wo von Erblichkeit eines Berufes die Rede ist, handelt es sich anscheinend immer um Übertragung innerhalb der väterlichen Familie. Es entsteht so das Familiengewerbe, das schon an andrer Stelle ausführlicher behandelt und in seinem Verhältnis zum Stammesgewerbe dargestellt worden ist.

Die Unsicherheit der Angaben dürfte freilich nicht nur in der mangelnden Aufmerksamkeit der Beobachter, sondern auch in der Unklarheit der Verhältnisse selbst liegen, die wieder ganz dem Charakter des Neger entspricht. Scharfe soziale Trennungen werden im allgemeinen vom Neger nicht angestrebt, noch gar in der schroffen und pedantischen Weise ausgebildet, wie in Nordindien oder auch in Siam, wo die Stellung und Erblichkeit der Berufe streng geregelt ist¹⁾; der Mangel an Folgerichtigkeit in diesem Sinn tritt schon in der Stellung der Sklaven zu Tage, die selten mit Entschiedenheit festgelegt ist und zwischen den lockersten und den strengsten Formen schwanken kann. So wird es sich auch bei der Vererbung und Übertragung der Gewerbe meist um ein gewisses Herkommen handeln, das gewöhnlich befolgt, aber gelegentlich auch übertreten wird und oft gar nicht genau definiert werden kann. Man kann also wohl sagen, daß gerade die geringe Zahl der bestimmten Angaben über diese Dinge mittelbar von Wichtigkeit ist und Schlüsse auf die afrikanischen Zustände zuläßt.

1) Bastian, Siam. S. 172.

In diesem Falle verdienen auch Parallelerscheinungen Aufmerksamkeit. Gewisse allgemein geübte Fertigkeiten werden hier und da den Knaben in jener Vorbereitungszeit beigebracht, die der Beschneidung, mit andern Worten der Aufnahme unter die Erwachsenen, vorausgeht, so an der Loangoküste. „Die Knaben,“ schreibt Bastian²⁾, „lernen neben dem Verfertigen von Palmwein, Fischen und andern Kunstfertigkeiten allerlei Geheimnisse, die sie durch einen Schwur beim Fetisch verbunden sind, Niemandem zu verraten.“ Möglicherweise haben wir in dieser Art des Unterrichts und in den Schulen, die Priester und Zauberkandidaten durchzumachen haben³⁾, die Urformen des Lehrlingswesens überhaupt.

Knaben als Gehilfen erwachsener Handwerker werden öfter erwähnt, aber es bleibt meist unentschieden, ob wir es mit Söhnen, Lehrlingen, Sklaven oder gelegentlichen Helfern zu thun haben; welche dieser Stellungen z. B. die Knaben inne haben, die in den Schmiedewerkstätten der Lur die Bälge ziehen⁴⁾, ist nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich handelt es sich in der Regel um Söhne, an deren Stelle im Notfalle andre Knaben treten. Bei den Saudeh ist die Schmiedekunst in einzelnen Familien erblich⁵⁾, ebenso bei den Mbochis im französischen Kongolande.⁶⁾ Ein ganz geregeltes, aber doch auch vom Familiengewerbe ausgehendes Lehrlingswesen findet sich dagegen an der Loangoküste, wie Bastian⁷⁾ berichtet: „Der Gangula (Schmied) unterrichtet als Zögling seinen Sohn und gegen Bezahlung auch fremde Burschen, und die Lehrzeit dauert drei Jahre.“ Ähnliche Verhältnisse scheinen bei den Basuto zu herrschen, von denen Endemann⁸⁾ sagt: „Die Schmiede bilden eine besondere Zunft. Wer das Handwerk lernen will, muß teures Lehrgeld an Vieh bezahlen.“ In dieser einfachen Weise überträgt sich das Handwerk wahrscheinlich überall dort, wo keine Anrühigkeit mit ihm verbunden ist.⁹⁾ Im Sudan scheint das Lehrlingswesen kaum höher entwickelt zu sein, nicht einmal in den Haufsaataaten, wo dafür teilweise die Sklavenarbeit eintritt; „Ein eigentliches Gesellen- oder Lehrlingstum,“ schreibt Staudinger¹⁰⁾, „gibt es beim Handwerk in den Haufsaländern überhaupt nicht. Die Lehrbuben, welche in der ersten Zeit nur den Blasebalg ziehen, sind entweder Söhne oder Sklaven des Meisters. Dasselbe ist auch bei den Gehilfen der Fall. Bei der überaus milden und menschlichen Sklaverei in den Haufsaländern wird es aber oft einem Gesellen gestattet, selbständig für sich zu arbeiten, und der Mann braucht dann nur einen Teil des Verdienstes abzuliefern. Ja manchmal kann er sich sogar auf die Wanderschaft begeben und gelangt dadurch gewissermaßen zu einer vollständigen Freiheit. Auch durch die erwachsenen Söhne der Meister verbreitet sich das Handwerk nach verschiedenen Städten des Reiches. So findet man in manchem kleinen Ort wandernde Eisenarbeiter, die sich nur eine kürzere Zeit daselbst aufhalten. Im Viertel des „Obermeisters“ der Schmiede in Saria wurde die feinere Gießerei und

2) Bastian, Loangoküste II. S. 20. — 3) a. a. O. II. S. 169. — 4) Stuhlmann S. 527. — 5) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria I. S. 221. — 6) Payeur-Didelot II. S. 220. — 7) Bastian, Loangoküste I. S. 209. — 8) Z. f. E. 1874. S. 25. — 9) Nach mündlichen Mitteilungen eines Missionars. — 10) H. H. S. 594.

Gürtlerei von den Verwandten, Söhnen und Gesellen ausgeübt, während die Grobschmiedearbeiten von einer unter einem alten Mann stehenden Gewerkschaft, die nur Abgaben an den Sheriki-n-makira (Obermeister der Schmiede) zu zahlen hatte, ausgeführt werden.“ Einen Färbermeister, der mit Gesellen arbeitete, erwähnt Staudinger¹¹⁾ ebenfalls; übrigens sagen die von Staudinger gewählten Bezeichnungen wohl zu viel.

In der Hauptsache handelt es sich eben doch um Familiengewerbe; das Wesen des Berufes beruht auf der Tradition innerhalb einer eng verbundenen gesellschaftlichen Gruppe, zur Tradition aber gehören namentlich beim Schmiedehandwerk mystische Gebräuche, die eben nur den Familienangehörigen zugänglich sind. Glücklicherweise ist es neuerdings Spiels gelungen, einen genügenden Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, wie sie bei den Schmieden des Evhelandes bestehen. „Die Schmiedekunst,“ schreibt er, „ist Familien- und Erbgut. . . Dieses Handwerk muß in den Grenzen der Familien bleiben. Vom Vater geht es auf den Sohn und weiter auf den Enkel. Sind keine Söhne vorhanden, so kommt es wohl vor, daß Schwesterkinder dieses Handwerk ergreifen, aber es muß dann dort ebenfalls den rechtmäßigen Familiengang einschlagen. Von Lehrlingen wie bei uns können wir also nicht reden, da es stets Verwandte sind, die angestellt werden. Auch Kost und Wohnung fällt insofern weg, als der Sohn natürlich im Hause des Vaters wohnt. . . Es ist keinem Fremden außerhalb der Familie eines Schmiedes gestattet, dieses Handwerk zu erlernen. Ist es in einer Familie nicht erblich und ein Glied derselben hat doch angefangen, eine Schmiedewerkstätte zu errichten, so wird ihm dieser Übergriff nicht gut thun; er wird nach Anschauung der Eheneger seinen Tod in dieser Arbeit finden. Warum dies? Der Hammer des Schmiedes ist ein Gottheit (Trö), und diese kann solcher Pfscherarbeit nicht zusehen. Die Gottheit würde einen solchen mit Krankheit schlagen und ihm dadurch den Tod bringen. Begreift unter den Kindern eines Schmiedes jemand das Schmiedehandwerk gut und geht dessen Arbeit voran, dann wird von ihm gesagt, der Hammer hat ihn bezaubert. Damit ist sein Zeugnis ausgestellt und er kann in die Fußstapfen des Vaters treten, der dann auch, wenn er alt ist, ruhig seinem Sohne das Geschäft übergibt.“ Vor dieser Übergabe wird noch eine mystische Zeremonie abgehalten. Der nunmehrige Schmied darf neben seinem Beruf keinen andern treiben, z. B. nicht als Händler Gewinn suchen, da er sonst den Zorn des Hammers erregen würde; seine Arbeiten würden mifslingen und er selbst erkranken.

Bei den Basari im Togolande vererbt sich nach Hupfelds Zeugnis die Schmiedekunst, die nur in bestimmten Ortschaften ausgeübt wird, ebenfalls streng innerhalb gewisser Familien. Sklaven können nicht Schmiede werden. (M. D. S. XII, S. 191).

Einige sehr willkommene Bemerkungen über die Erbllichkeit des Korbmacher-gewerbes bei den Baronga verdanken wir Junod. „Die Kunst des Korbmachens,“

11) H. H. S. 583.

sagt er¹²⁾, „ist keineswegs allgemein bekannt. Sie wird nur von Männern und auch nur von denen gewisser Familien in bestimmten Orten ausgeübt, wo sie sich vom Vater auf den Sohn überträgt. Die Knaben, welche Neigung für diese Art Arbeit haben, lassen sich die Kunstgriffe von ihren Eltern zeigen; aber niemals zwingt man einen jungen Menschen, das Korbmacher-gewerbe zu erlernen. Sein Herz (mbuli) muß ihn dazu treiben! Bei den Naturvölkern bleibt die Kunst immer eine Sache der persönlichen Begabung, sie wird nie eine mechanische Thätigkeit wie in den Fabriken der Kulturwelt. Darum bewahrt sie sich aber auch einen Charakter der Echtheit, der Natürlichkeit und Schönheit, den man nicht immer in den Erzeugnissen der europäischen Industrie des 19. Jahrhunderts antrifft. — In der Umgegend von Lourenço Marques lebt eine Familie, die wegen ihrer ngula (Körbe mit Deckel) berühmt ist; es ist die des Tumbene. Einer der Söhne, der jetzt Evangelist in unsrer Mission ist, hat etwas vom Talente des Vaters geerbt. Man liefs von ihm, als er noch ein junger Bursche war, die alten Körbe und durchlöcherten Siebe ausbessern, was er mit der freundlichsten Bereitwilligkeit that.“ Es ist bedauerlich, dafs kleine Schilderungen dieser Art, die mit einem Schlage die ganze Sachlage beleuchten, so überaus selten in der Litteratur zu finden sind!

Die Musiker, Sänger und Tänzer scheinen das Lehrlingswesen zu kennen; in Dahomeh wenigstens befanden sich im Gefolge der Lobsänger des Königs junge Leute, die sich auf den Beruf vorbereiteten, und von den Baluba sagt Pogge¹³⁾: „Mukischi ist der Name der gewerbsmäßigen Tänzer, die nichts mit dem Fetischwesen zu thun haben, sondern vorzüglich dazu da sind, das Volk zu amüsieren, und die für ihre Leistungen bezahlt werden. . . . Es giebt Meister und Lehrlinge in dieser Genossenschaft. Der Meister und Führer der Mukischi ist der Kakongo, er übt die Beschneidung aus, und die Lehre dieser Kunst wird Kajanga genannt. Die Lehrlinge und Assistenten heißen Mukisch, aus ihnen geht der Kakongo hervor.“ Freilich handelt es sich hier ursprünglich keinesfalls um eine nur dem Vergnügen dienende Tanzgesellschaft, sondern um eine profan gewordene Form der merkwürdigen afrikanischen Geheimbünde, die meist eng mit den Beschneidungszeremonien und Knabenweihen zusammenhängen. Es ist sehr lehrreich zu sehen, wie die Neophyten des ausgearteten Geheimbundes dem unbefangenen Beobachter nunmehr als einfache Lehrlinge eines Tanzmeisters erscheinen; man darf wohl vermuten, dafs derartige Verhältnisse zuweilen als Vorbild für das gewerbliche Lehrlingswesen gedient haben.

Es sind ja in der That nicht nur die berufsmäßigen Tänzer, die in enger Beziehung zur Mystik stehen; in vielen Fällen nimmt der Handwerker eine Stellung zu den geheimnisvollen Naturmächten und zur Zauberkunst ein, die ihn in den Augen der Menge entweder über den Durchschnitt seiner Volksgenossen erhebt oder ihn zu einer halbverachteten, aber doch gefürchteten Persönlichkeit macht. Dies führt uns dazu, auf die soziale Stellung der

12) Junod S. 231. — 13) Pogge i. Mitt. d. Afrik. Ges. IV. S. 255.

Handwerker im allgemeinen, vor allem aber der Hauptgewerbetreibenden Afrikas, der Schmiede, einen Blick zu werfen. Wie ein Teil von ihnen, der fremder Abstammung ist, auf diese Weise zu einer abgesonderten Gruppe wird, ist schon geschildert; hier handelt es sich um Handwerker, die dem Volke, unter dem sie wohnen, selbst angehören und trotzdem sozial anders gestellt sind als die Masse des Stammes. Lassen wir zunächst die That-sachen reden, die eine soziale Minderwertigkeit erkennen lassen, und aus denen sich dann die Ursachen der Erscheinung zu ergeben haben, obwohl, wie von vornherein erklärt werden muß, eine befriedigende Lösung aller in Betracht kommenden Probleme noch durchaus nicht möglich ist.

Die Schmiede, an denen ja auch in Europa und anderwärts vielfach eine gewisse Ausrückigkeit haftet, sind bei zahlreichen Stämmen Afrikas eine halb verachtete, halb gefürchtete Kaste. Unter den Bari sind die Lanzenschmiede nach der Angabe Hansals einfach deshalb die niedrigste Volksklasse, weil sie arbeiten, statt die Frauen für sich sorgen zu lassen oder Viehzucht zu treiben.¹⁴⁾ Die Schmiede der Dinka sind so scharf von dem übrigen Volke gesondert, daß es nahe liegt, ein fremdes Volkselement in ihnen zu vermuten; indessen ist an die ähnlich misachteten Fischer dieses Hirtenstammes zu erinnern, die sich doch einfach aus Verarmten zu rekrutieren scheinen. J. de Pruyssenaere, der die Fischerklasse geschildert hat, gibt auch über die Schmiede wertvolle Angaben. „Eine andre Kategorie der Ausgestoßenen“, schreibt er¹⁵⁾, „bewohnt das ganze Jahr hindurch den Wald. Sie wohnen mit ihren Familien vereinzelt und erkennen keinen Häuptling an. Sie haben ähnliche Behausungen wie die Viehzüchter und graben sich manchmal in der Nähe einen Brunnen, der von einer dichten Dornhecke geschützt wird, und haben dann während der ganzen trocknen Jahreszeit Wasser. Um ihre Wohnungen bebauen sie auch etwas Land, die übrige Zeit leben sie von Baumfrüchten und Wurzeln, sowie auch von Blättern. Sie ernähren sich auch von Raub, von im Wald verirrtem Vieh, und sind ganz besonders gehaßt und verachtet. . . . Sie üben sämtlich das Schmiedehandwerk aus, wozu sie das Eisen von den Stämmen im Innern erhalten oder auch selbst an gewissen, vom Flusse ziemlich entfernten Örtlichkeiten ausbeuten. Von dieser Beschäftigung haben sie den Namen Haddädin erhalten, unter dem sie allgemein bekannt sind. Sie sind kleiner und magerer als die Viehzüchter, aber kräftiger und anstelliger. Schon von Kindheit an sind sie von überraschender Körperstärke und Beweglichkeit“. Hier beginnt sich also aus den Ausgestoßenen schon ein neuer gewerbetreibender Stamm zu bilden. Ein Teil der Misachtung ist auch wohl der Thatsache zuzuschreiben, daß die einheimischen Schmiede nur geringe und rohe Arbeit fertigen, während die bessern eisernen Geräte von andern Stämmen eingeführt werden; die Tüchtigkeit der Leistungen übt oft einen bedeutenden Einfluss auf das soziale

14) Mitt. d. Geograph. Gesellschaft in Wien 1876. S. 297. Vgl. auch v. Harnier i. P. M. E. 10. S. 133. — 15) P. M. E. 1877. I. S. 25. Vgl. ferner Hartmann, Die Nil-länder. S. 153.

Ansehen der Handwerker aus und kann im günstigen Falle die vorhandenen Vorurteile nach und nach zerstören.

Der obere Nil gehört im anthropogeographischen Sinne von einer ausgedehnten Zone, innerhalb deren die seßhaften Schmiede meist eine Pariahstellung einnehmen, während außerhalb dieser Zone in Afrika die Eisenarbeiter entweder ihren Volksgenossen gleich stehen oder sich sogar über sie erheben. Die Zone der Pariahsmiede umfaßt den östlichen Teil des mittleren Sudan, reicht von hier über den Nil hinüber bis ins Gebiet der Galla, Abessinier, und Somali, und streckt andererseits vereinzelt Ausläufer bis Senegambien hinüber. Weiter südlich im echten Negergebiete findet sich kaum eine Spur von Pariahsmieden; die ganze Anschauung, die zur kastenartigen Absperrung eines gewerbfleißigen Volkselements drängt, ist offenbar nicht den Negern eigentümlich, sondern den hellen Stämmen des Wüstenrandes, von denen sie wohl nur durch eine Art sozialer Ansteckung auf einen Teil der nordwärts vorgeschobenen Neger, besonders die nilotische Gruppe, übergegangen ist.

Der nördlichste Vorposten der Pariahsmiede findet sich innerhalb der großen Wüste im Gebirgslande von Tibesti, dessen Erforscher Nachtigal zugleich eine klassische Schilderung der dortigen Schmiedekaste gegeben hat. „Aus dem Volke,“ sagt er bei seiner Beschreibung der Tedä¹⁶⁾, „scheidet sich ein Element ab, dessen traurige Annahmestellung bei vielen Stämmen Inner-Afrikas gefunden wird, und das bei vielen Völkern eine gesonderte soziale Stellung einnimmt: das der Schmiede. Wenn der Volksglaube in vielen zivilisierten Ländern an diese Profession noch jetzt sonderbare und geheimnisvolle Eigenschaften (die sich nicht selten auch auf die Frau übertragen) knüpft, nachdem die Zivilisation doch derselben längst zu voller bürgerlicher Gleichberechtigung verholfen hat, so unterscheidet sich die Stellung des Schmiedes in Tu doch durch die Eigentümlichkeit, daß man nicht sowohl ihm die Kenntnis von Zaubersprüchen und bösen Künsten zuschreibt (obgleich er darin ebenfalls erfahren ist), als vielmehr ihn grenzenlos verachtet. Der Schmied steht gewissermaßen außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Jemanden einen Schmied heißen ist eine Beleidigung, welche nur mit Blut abgewaschen werden kann. Niemand giebt seine Tochter einem Schmied zur Frau; niemand läßt seinen Sohn das Handwerk eines solchen erlernen; niemand unterhält freundschaftliche Beziehungen zu diesem Pariah. Das Handwerk vererbt sich vom Vater auf den Sohn; die Verheiratungen der Kinder der Schmiede geschehen nur innerhalb ihrer Familien, und so bleibt die Kaste für sich, rein und unvermischt. Übrigens spricht manches dafür, daß diese Verachtung noch mit einem andern Gefühl vermischt ist. Es wird z. B. niemand sich erlauben, einen Schmied zu beleidigen, so tief auch die Verachtung ist, welche demselben anklebt; gar die Waffen gegen ihn aufzuheben gilt für eine schwer tilgbare Schande. Die Sitte, in dem Schmiede ein fremdartiges, recht- und schutzloses Wesen zu sehen, ist sicher-

16) S. S. I. S. 443. Vgl. dazu Rohlf's i. P. M. E. 1868. S. 30. Rohlf's, Land und Volk in Afrika. S. 102.

lich vorislamitischen Ursprungs, obgleich die mohamedanischen Neger zahlreiche Legenden haben, welche beweisen sollen, daß einst ein Schmied durch Frevel am Glauben und Verrat am Propheten seinen ganzen Stand mit ewiger Schande bedeckt habe.“

Die Pariahstellung der Schmiede ist auch im benachbarten Borku und bei den Baule zu beobachten.¹⁷⁾ In Wadai, Darfor und anscheinend auch einem Teile Bornus sind die Schmiede in der gleichen seltsamen Lage, wie Nachtigal ebenfalls berichtet.¹⁸⁾ „Auch in Wadai,“ setzt er diesen Angaben hinzu, „dürfen die Schmiede nur unter einander heiraten. Niemand würde mit einem Schmied zusammen essen, und ein „Schmied“ geschimpft zu werden, gilt als tödtliche Beleidigung.“ Zu den fünf Unterabteilungen des wadaischen Bergvolkes der Kodoi gehören die unter den andern zerstreuten Nemëna (Schmiede), die noch jetzt, obwohl sie ihr Handwerk nicht mehr treiben, mifsachtet sind.¹⁹⁾

In den Haufsastaaten scheint der Schmied durchweg in gutem Ansehen zu stehen, dagegen finden sich in Senegambien und dessen Nachbargebieten wieder Pariahsmiede, so besonders bei den senegambischen Mauren; die Handwerker gehören hier alle zur Klasse der Tributpflichtigen und sind wenig geachtet, und die Schmiede insbesondere müssen sich an die Marabuts anschließen und in eine Art Schutzverhältnis zu diesen heiligen Männern treten.²⁰⁾ Es ist merkwürdig, wie die Scheu vor der Kränkung eines Schmiedes, die bei den Tedä so entwickelt ist, hier erst künstlich durch dieses Bündnis erzielt wird, falls nicht überhaupt der Anschluß der Schmiede an die Priester einen tieferen Grund hat, der dem Beobachter entging. Verachtet und von der Vermischung mit den übrigen Landesbewohnern ausgeschlossen sind die Schmiede auch bei den Jolof²¹⁾ und überhaupt in Senegambien, wo Griots und Sandalenmacher ihr Schicksal teilen.²²⁾ In Futa Djallon scheint es stellenweise Pariahsmiede zu geben, im übrigen sind die Handwerker der dortigen Fulbe, unter ihnen auch die Schmiede, meist Sklaven aus Bure.²³⁾

Im afrikanischen Osthorn finden sich die schon früher erwähnten Tumulod, die aus verarmten Somali, früheren Sklaven und Angehörigen von Wanderstämmen gemischt sind und wenigstens bedingungsweise auch unter den nicht stammfremden Pariahsmiedern mit aufgezählt werden müssen. Die Abessinier haben anscheinend überhaupt keine Schmiede aus der herrschenden Rasse, die schmiedenden Falescha aber sind verachtet und gefürchtet. Bei den Galla ist das Schmiedegewerbe auch nicht in Ausehen, „Der Handwerker,“ sagt Paulitschke²⁴⁾, „gilt als ein Mann von Kunstfertigkeit und Geschmack und genießt auch Ansehen, mit Ausnahme desjenigen, der mit der Bearbeitung des Eisens und dem Gerben stinkender Tierhäute es zu thun hat.“

17) S. S. II. S. 145. 178. — 18) S. S. III. S. 235. — 19) S. S. III. S. 189. — 20) Caillie I. S. 157. — 21) Mollien, Reise in das Innere von Afrika. S. 49. — 22) W. Reade, Savage Africa. S. 358. — 23) Heequard, Reise in Westafrika. S. 143. 241. — 24) Paulitschke I. S. 235.

Überblicken wir das gegebene Material, so läßt sich wohl von vornherein sagen, daß sich eine einzige, überall und jederzeit geltende Ursache der Mißachtung nicht wohl finden lassen wird; aber andererseits scheint es nicht geraten, die sich aufdrängenden verschiedenen Ursachen einfach nebeneinander zu stellen, gewissermaßen zur Auswahl, und das Problem damit vorläufig gelöst zu glauben. Wo verschiedene Ursachen eines Gebrauchs vorhanden sind, stehen sie, wie die ethnologische Forschung immer wieder zeigt, nicht unabhängig nebeneinander, sondern sie bedingen oder ersetzen sich gegenseitig, und oft ist es nur eine durchgehende Grundstimmung, die dem Ganzen Einheitlichkeit giebt.

Sicher hat Richard Andree bereits einige Hauptgründe der Pariahstellung des Schmiedes klar erkannt, obwohl er die durchaus notwendige Sonderung der sefshaften und der unsteten Schmiede nicht vollzogen hat. „Die Erklärung“, sagt er²⁵⁾, „daß die Schmiede, als eine besondre Kaste bildend, von andrer Abstammung als die übrigen Mitbewohner des Landes seien, wird nicht immer ausreichen, wenschon dieselbe sehr oft zutrifft. Wenn ein eroberndes Volk, welches das Schmiedehandwerk nicht kennt, in dem von ihm besetzten Lande bereits Schmiede vorfand, welche das Metall zu bearbeiten verstanden, so mußte es natürlich die ihm fremde, geheimnisvoll erscheinende Kunst bewundern, aber auch fürchten. Wegen der augenscheinlichen Nützlichkeit liefs es aber die Unterjochten bei ihrem Gewerbe, zog daraus die nötigen Vorteile, verachtete aber die Träger der ihm ursprünglich fremden Kunst und betrachtete sie gleichsam mit Scheu als Zauberer und Träger überirdischer Kräfte. Andererseits aber, wenn die nützliche Kunst ein tiefer stehendes Volk von einem höheren erlernt hatte, so blieb sie und diejenigen, welche sie erlernt, in besonderer Gunst und Verehrung, die Schmiede wurden der bevorzugte Stand.“ Derartige Vorgänge mögen sich oft abgespielt haben, aber es ist nicht rätlich, sie überall voranzusetzen, wie schon das Beispiel der gewerbetreibenden Wanderstämme beweist, die ja vielfach erst nachträglich in ein kultiviertes Land eingedrungen zu sein scheinen. Auch gilt zweifellos ein großer Teil der Verachtung allenthalben nicht sowohl der Abstammung der Arbeiter, als der Arbeit selbst. In der That, — suchen wir nach einer ersten und tiefsten Ursache, die wie so oft nicht ein logischer Gedanke, sondern ein Gefühl, eine Stimmung sein wird, so dürfte sie wohl in der Abneigung gegen alle schwere und regelmäßige Arbeit zu suchen sein, die den meisten Naturvölkern und unter ihnen vor allen den Nomaden anhaftet. Ans ihr heraus erklärt sich eine Reihe sekundärer Erscheinungen, die dann als unterstützende Beweggründe wirken. Zunächst ist klar, daß nur der hart arbeiten wird, der auf andern Wege nichts erreicht hat, also weder zahlreiche Frauen noch große Herden besitzt, noch endlich sich Kriegsbeute zu verschaffen weiß; Handwerker und armer Teufel sind ungefähr gleichbedeutend, und damit ist schon das Hinabsinken in die untere Schicht der Rechtlosen und Verachteten eingeleitet. Wenn Hausat Recht hat, beruht die Pariahstellung der Barischmiede nur auf

25) Ethnographische Parallelen I. S. 155.

dieser einen Ursache. Wo es möglich ist, wird ferner die unbequeme Arbeit ganz von den Volksgenossen abgewälzt und fällt dann den Sklaven oder den ohnehin verhafsten und verachteten kulturarmen Wanderstämmen zu; hebt sich später das Handwerk und wird es von selbsthaften Arbeitern berufsmäßig ausgeübt, so hat es trotzdem noch lange unter der einmal bestehenden Mißsachtung zu leiden. Wo Sklaven die ersten Handwerker sind, ist das Ergebnis kaum besser. Zuweilen, wie bei den Tumulod, wirken mehrere sekundäre Ursachen zusammen. Das Geheimnisvolle, das dem Schmiedegewerbe besonders eigen ist, kann zunächst nicht als Quelle der Mißsachtung gelten, wird es aber leicht dort, wo der Beruf ohnehin ausrüchig ist; die abessinischen Schmiede, die sich nach dem Volksglauben in Hyänen verwandeln können, sind ein typisches Beispiel dieser Art.

Eine weitere Ursache läßt sich aus der geographischen Verbreitung der Pariahschmiede erraten, nämlich der Einfluß der Rasse. Wie stark dieser Einfluß sein kann, lehrt am besten ein Blick über die Grenzen Afrikas hinaus nach dem südlichen und östlichen Asien und den Kulturvölkern dieser Gebiete. Die Ostasiaten haben, obwohl der Handwerkerberuf seit alter Zeit bei ihnen blüht und fremde Volkselemente reichlich aufgesogen worden sind, keine gewerblichen Kasten geschaffen oder doch nur geringfügige Anfänge; Indien dagegen ist das klassische Land eines bis aufs äußerste durchgeführten Kastentums geworden, das auf ethnologischer und sozialer Grundlage zugleich ruhend das gesamte Volksleben in starre Formen preßt. Die geschichtliche Entwicklung der Völker oder die Naturverhältnisse der von ihnen bewohnten Länder erklären diese Gegensätze nicht oder doch nicht unmittelbar, vielmehr beruhen sie auf den Grundanlagen und dem Geistesleben der verschiedenen Rassen. Sehen wir nun in Afrika die Pariahschmiede vorwiegend in jenen Strichen auftreten, die von den hellfarbigen Rassen Nordafrikas und der Wüste beeinflusst sind, so dürfte der Schluß, daß auch hier Momente der Rassenpsychologie mitsprechen, nicht zu gewagt sein. Wir können noch einen Schritt weitergehen: Bedenken wir, daß die Libyer und Hamiten, die von der Wüste und Steppe aus nach Süden unter die Neger dringen, fast durchweg dem Nomadismus huldigen, und daß der an Mühsigang und Kampf gewöhnte Nomade noch viel mehr als der Ackerbauer geneigt ist, auf die schwere Handarbeit des Gewerbetreibenden verächtlich herabzusehen, dann läuft vielleicht auch die rassenpsychologische Deutung zuletzt auf die uralte Scheu vor geregelter Arbeit als den Urgrund der ganzen Erscheinung hinaus. Und berücksichtigt wir endlich Andrees oben angeführte Erklärung, so erscheint die ununterbrochene Kette der Ursachen und Wirkungen, die sich gegenseitig bedingen, in voller Klarheit; handelt es sich doch fast überall um Länder, in denen sich im Laufe der Zeiten die Schwärme hellfarbiger Eroberer wieder und wieder über die nigritische Urbevölkerung geschichtet haben und in denen der Stolz der Sieger die natürlichen Gegensätze noch erhöht. Aber auch wo dieser unmittelbare Rassen einfluß nicht wirksam ist, hat er doch mittelbar dazu beigetragen, die gewerblichen Elemente vom Volksganzen abzudrängen und aus ihrer Thätigkeit eine Art Kasten- oder Stammesgewerbe zu schaffen.

Wenn somit die Hauptquelle der Verachtung des Schmiedes aus dem Haß gegen gewerbliche Arbeit überhaupt entspringt, so können die der Eisenarbeit sonst anhaftenden Eigentümlichkeiten höchstens als sekundäre Gründe in Betracht kommen. Der beste Beweis dafür ist die Thatsache, daß auch andre Gewerbe gelegentlich derselben Mißachtung verfallen, wie das Schmiedehandwerk. Bei den Jolof sind außer den Schmieden auch die Weber und Lederarbeiter in Mißachtung²⁶⁾, bei den Galla teilen die Gerber mit den Schmieden die Stellung des Pariahs.²⁷⁾ In Futatoro sind es wieder die Lederarbeiter, diesmal in Verbindung mit den Webern und natürlich ebenfalls den Schmieden, die eine gering geachtete Klasse bilden und sich mit der übrigen Bevölkerung nicht vermischen.²⁸⁾ Überhaupt scheinen im größten Teil des westlichen Sudans die Weber geringen Ansehens zu genießen.²⁹⁾ Es mag hier daran erinnert sein, daß auch in Deutschland die Leineweber anfangs „unehrlich“ waren und nur sehr allmählich eine gewisse Gleichstellung mit den andern Handwerkern erreicht haben. Unter den unbeeinflussten Negerstämmen giebt es, wie zu erwarten, ebenso wenig andre verachtete Handwerker wie Pariahschmiede. Hier zeigt sich weit häufiger die umgekehrte Erscheinung. Der Beruf des Handwerkers und insbesondere wiederum der des Schmiedes gilt für vornehm oder erfreut sich einer durch Aberglauben beeinflussten Wertschätzung, wie sie in Spuren ja allerdings auch bei den verachteten Schmiedekasten des Sudans zu bemerken war. Die Vornehmheit des Berufes spricht sich besonders darin aus, daß Häuptlinge selbst das Handwerk treiben, ja unter Umständen es monopolisieren, und nicht selten wird der Aberglaube hierbei als willkommenes Mittel verwendet, um den Wettbewerb abzuschrecken oder doch zu erschweren. Diese Vermischung zweier Arten der Hochschätzung darf uns indessen nicht verleiten, sie unterschiedlos durcheinander zu werfen; es sind zwei ganz verschiedene Stände, der des Häuptlings und der des Priesters, mit denen sich das Handwerk gelegentlich verbindet, und durch die es Kraft und Ansehen gewinnt.

Auch ohne diese Verbindung freilich vermag sich das Gewerbe Achtung zu erringen, ja zuweilen giebt der Beruf des Schmiedes selbst einem Sklaven Ansehen und allgemeine Beliebtheit.³⁰⁾ Im ganzen Haufsalande sind die Schmiede, sehr im Gegensatz zu dem östlicher gelegenen Gebiete, wohlgehit und geschützt³¹⁾, stellenweise sogar, wie in Jakoba, hoch angesehen.³²⁾ Auch in Nupe behandelt man sie mit besondrer Zuvorkommenheit.³³⁾ Der Schmied des Dorfes Pawera im nördlichen Dahomeh, den Duncan kennen lernte, hieß „geschickter Mann“ und folgte im Range unmittelbar auf den Priester.³⁴⁾ Bei den Bambara stehen die Schmiede in hohem Ansehen und genießen mancherlei Vorrechte; sie dürfen namentlich nur in ganz seltenen

26) Wilson, West-Afrika. S. 49. — 27) Paulitschke I. S. 235. — 28) Mollien S. 167. — 29) Rançon in Tour du Monde 1895. S. 537. — 30) Ein Beispiel aus Sierra Leone in P. R. G. S. 1892. S. 436. — 31) H. H. S. 594. — 32) Rohlf's i. P. M. E. 1872. S. 54. Rohlf's, Land und Leute in Afrika. S. 103. — 33) Lander, Records of Clappertons last expedition II. S. 306. — 34) Reisen in Westafrika II. S. 22.

Ausnahmefällen zum Tode verurteilt werden.³⁵⁾ Im Kongogebiet steht das Schmiedehandwerk nicht minder in Ehren, so in Urua, wo es als vornehm gilt³⁶⁾, oder in Kimbunda, wo der Schmied der angesehenste Handwerker ist.³⁷⁾

Dafs die Häuptlinge eigenhändig das Eisen hämmern, ist keine seltene Erscheinung auf afrikanischem Boden, auch abgesehen von den eigentlichen Schmiededörfern, wo natürlich nicht nur die Angehörigen des gewöhnlichen Volkes, sondern auch die Honoratioren dem Gewerbe obliegen³⁸⁾ oder sogar den schwierigsten Teil der Arbeit ausschliesslich verrichten.³⁹⁾ Am Gabun fand schon Bosman einen schmiedenden Häuptling⁴⁰⁾, und bei den Fan, die erst neuerdings in dieses Küstengebiet vorgedrungen sind, ist das Schmiedegewerbe den Häuptlingen ausschliesslich vorbehalten.⁴¹⁾ Den „König“ von Badagry an der Sklavenküste lernte Lander als eifrigen Schmied kennen.⁴²⁾ Schmiede als Dorfhäupter finden sich bei den Manganja⁴³⁾, schmiedende Häuptlinge der Monbuttu und der Makraka erwähnt Casati.⁴⁴⁾ Kerr besuchte das Dorf eines Maschonahäuptlings, der ein geschickter Eisenarbeiter war⁴⁵⁾, auch der Häuptling Mareale am Kilima-Ndscharo verschmähte es nicht, das Schmiedehandwerk zu treiben.⁴⁶⁾ In Uganda entspricht es der angesehenen Stellung aller Gewerbe, dafs gelegentlich ein Schmied zur hohen Würde eines Landchefs erhoben werden konnte⁴⁷⁾, und im Gebiete der Kongomündung rühmen sich die Schmiede sogar königlicher Abstammung.⁴⁸⁾

Als Parallele zu den schmiedenden Häuptlingen sind die wertvollen Angaben Büttners über die Herstellung von Holzgefäfsen bei den Herero hier einzuschieben, da sie einen andern von den Volkshäuptern geübten Gewerbebetrieb versinnlichen. „Das Behauen der Holzgefäfsen,“ schreibt Büttner⁴⁹⁾, „der Milchtöpfe und Tränkeimer wird gewissermafsen als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt. Es scheint fast, als ob die Häuptlinge die Fabrikation der Holzgefäfsen als etwas, das ihnen speciell zukommt, betrachten. Jedenfalls sitzen, wenn sie nicht selbst eigenhändig zu arbeiten geruhen, die Schnitzer bei ihnen im Rate um das heilige Feuer, und alle Augenblicke wird die Arbeit immer wieder dem Häuptling vorgezeigt, der bestimmt, wo noch ein Spähnchen wegzuhauen ist. Dafs es dabei recht lange dauert, bis ein solches Gefäfs fertig wird, kann man sich leicht denken. Es kommt den Afrikanern auch nicht auf einige Minuten an.“

Neben der Verbindung von Häuptlingstum und Schmiedekunst erscheint eine andre Entwicklungsreihe, an deren Ende der Schmied als eine Art

35) G. Garollo i. Boll. Soc. Geograf. Italiana 1885. S. 521 — 36) Lemaire, Au Congo. S. 47. — 37) Magyar, Reisen in Südafrika I. S. 338. — 38) Vgl. z. B. Schütt, Reisen im südwestlichen Becken des Congo. S. 131. — 39) P. R. G. S. 1883. S. 586. — 40) Bosman S. 193. — 41) Lenz, Skizzen aus Westafrika, S. 87. — 42) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers I. S. 34. 42. — 43) Ratzel, Völkerkunde II. S. 184. — 44) Zehn Jahre in Aequatoria. S. 255. — 45) P. R. G. S. 1886. S. 70. — 46) Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. S. 225. — 47) Peters, Deutsche Emin Pascha-Expedition. S. 392. — 48) Andree, Ethnograph. Parallelen I. S. 155. Einen schmiedenden Häuptling der Bateke erwähnt L. Guiral (Le Congo Français S. 161). — 49) Ausland 1884. S. 526.

Zauberer oder Priester steht und die sich in Afrika ebenfalls noch einigermaßen verfolgen läßt. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie die Eisenarbeiter besonders zu Aberglauben neigen müssen, wie andererseits ihr geheimnisvolles Treiben, das durch mystische Sitten oft noch seltsamer wird, ihrer kühnen Hantieren in Feuer und Gluth und ihre manchmal sehr wohl berechnete Schweigsamkeit über die Kunstgriffe ihres Gewerbes in den Volksgenossen ehrerbietige oder ängstliche Scheu hervorrufen. Dafs in Togo das Schmiedehandwerk mit fetischistischen, schwer zu durchschauenden Bräuchen verknüpft ist, haben wir schon gesehen. Hall beobachtete in der Gegend des untern Volta einen Schmied, der sich als feuerfester Mann seinen staunenden Dorfgenossen produzierte.⁵⁰⁾ An der Loangoküste zeigen die Schmiede ebenfalls ein geheimnisvolles Wesen, handhaben fleißig die Zauberassel und gestatten bei ihrer Arbeit nicht die Anwesenheit von Leuten, die in der Nacht vorher kohabitiert haben.⁵¹⁾ In Yoruba ist das Eisenschmelzen mit allerlei Geheimniskrämerei verbunden.⁵²⁾ Die Eisenarbeiter der Ganguella, die im Juni und Juli ihre Minen bearbeiten, lassen in dieser Zeit kein Weib in die Nähe ihres Lagers kommen, weil sonst das Metall verderben würde.⁵³⁾ Auch die Baluba, die die berühmten Kupferminen von Katanga ausbeuten, treiben ihr Geschäft geheimnisvoll und nur zu bestimmten Zeiten des Jahres.⁵⁴⁾ Wie sehr auf diese Weise der allgemeine Wettbewerb hintangehalten werden kann, bezeugen die Angaben Wallace's über die Bewohner der Hochländer zwischen Nyassa und Tanganjika. „Eisen“, schreibt er⁵⁵⁾, „wird aus einem reichen Hämatit in hohen Öfen geschmolzen, die solid aus dem Lehm von Termitenhaufen gebaut und mit Holzkohlen geheizt werden. Das Geschäft ist auf einige Familien beschränkt, die die nötigen, den Erfolg sichernden „Medicinen“ besitzen und die zu beachtenden Regeln kennen. Sie sind gewifs sehr gute Arbeiter und bringen an Hacken, Äxten und Messern allerlei sehr beachtenswerte Leistungen hervor, aber es ist die „Medicin“, die das Vertrauen auf die Geschicklichkeit schafft. Einer von den Missionaren versuchte einmal Eisen zu schmelzen, und sein Versuch wurde mit Interesse von den Eingebornen beobachtet. Es gelang ihm nicht die genügende Hitze zu erzeugen und die Sache mißglückte. Möglicherweise hatte er die richtigen „Medicinen“ (eine davon soll Krokodilgalle sein), aber er beobachtete nicht die sonstigen Regeln; jeder Schmied hätte ihm sagen können, dafs man unmöglich Eisen schmelzen und dabei gleichzeitig mit seinem Weibe zusammen leben könne.“ Reade berichtet von einem Schmied am untern Kongo, der sich schliesslich selbst für einen Gott hielt und erst durch eine Tracht Prügel bekehrt wurde.⁵⁶⁾ Auch in der Überlieferung des Gewerbes innerhalb einer Familie liegt nach der Negerauffassung etwas Geheimnisvolles, ja Göttliches. „Niemand lehrt dem Sohne eines Schmiedes das Schmieden“, sagt ein Sprichwort der Aschanti, d. h. das Gewerbe überträgt

50) Mitt. d. Geogr. Gesellsch. Jena XIII. S. 128. — 51) Bastian, Loangoküste I. S. 157. II. S. 49. — 52) Halligey i. Journ. of the Manchester Geogr. Soc. 1893. S. 37. — 53) Serpa Pintos Wanderung I. S. 120. — 54) Mouvement Géographique 1895. S. 2. — 55) Geographical Journal XIII. S. 128. — 56) Savage Africa S. 441.

sich nicht durch einfache Belehrung, sondern auf mystische Weise.⁵⁷⁾ Manche Eisenwaren sind nach der Überzeugung der Neger überhaupt nicht irdischen Ursprungs, wie die Sage von einem schmiedenden Geiste beweist, der im Gabungebiet an einer entlegenen Stelle in der Nähe eines Wasserfalls sein Wesen treibt.⁵⁸⁾ Aberglauben der Goldsucher an der westafrikanischen Küste erwähnt schon Dapper.⁵⁹⁾ „Soll der Blasebalg eines Schmiedes Kraft haben“, sagt Mauch von den Makalaka⁶⁰⁾, „so muß der Ziege das Fell bei lebendigem Leibe abgeschunden werden; soll sein Schmelzofen gut arbeiten, so muß dem Lehm eine gewisse Medizin beigemischt und während des Schmelzens Brei und Eier gegeben werden, u. dergl.“ In den Minen von Kongo ließen die Arbeiter immer einen Teil des Erzes zurück, damit es nachwachsen möge.⁶¹⁾ Blasebälge der Fan werden von den Stämmen als Fetische sorgsam aufbewahrt⁶²⁾, und auch der König von Aschanti besaß einen Fetisch in Form eines Blasebalgs.⁶³⁾ In Togo gilt der Hammer mit seinen Verwandten, d. h. den übrigen Schmiedewerkzeugen, als eine Gottheit und spielt bei Gottesurteilen eine wichtige Rolle. Es mag mit diesen Anschauungen im Zusammenhange stehen, daß Schmiede (daueben auch Lederarbeiter) in Bambuk sich durch Anfertigen von Amuletten eine vermehrte Einnahme schaffen⁶⁴⁾; es ist zu vermuten, daß diese Thätigkeit ihr Ansehen beim Volke hebt.

Schon eine Art von Priesteramt üben die Schmiede der Bambara aus, die an den Kindern die Beschneidung vollziehen⁶⁵⁾ oder die bei Lukolela am oberen Kongo, die das Spitzfeilen der Zähne besorgen⁶⁶⁾, eine Operation, die ja vielfach mit den Pubertätsweihen im Zusammenhang steht; Schmiede als wirkliche Priester aber tauchen im Gabungebiete auf, so bei den Fan, deren schmiedende Häuptlinge oft zugleich die priesterlichen Pflichten versehen⁶⁷⁾, am ausgeprägtesten aber bei den Orungu.⁶⁸⁾ Auch die Obos betrachten das Schmiedehandwerk „wie ein wahres Priestertum.“⁶⁹⁾

Zum Schluß sind noch zwei andre Wege zu nennen, auf denen die Schmiede und gelegentlich auch andere Handwerker zu höherer Wertschätzung gelangen können. Es ist dies einmal dadurch möglich, daß sich das Gewerbe zum Kunsthandwerk erhebt, sodaß der Arbeiter nicht mehr schlechthin als Glied einer sozialen Gruppe, sondern als Individuum hervortritt und mit besonderem Maße gemessen sein will. Auf diesen Standpunkt stellte sich der Senat Venedigs, als er die Ehe eines seiner Mitglieder mit der Tochter eines der berühmten Glaskünstler von Murano für erlaubt und ehrenvoll erklärte; auf dem Boden Afrikas, wo der Einzelne mehr in der Masse verschwindet, mögen solche Vorgänge seltner sein, aber das Gewicht der künst-

57) É. Perregaux i. Bull. Soc. Neuchatel. de Géogr. 1899. S. 120. — 58) Lenz, Skizzen. S. 319. Bastian, Loangoküste II. S. 103. — 59) Dapper I. S. 95. — 60) P. M. E. 1874. S. 43. — 61) Bastian, San Salvador. S. 216. — 62) Lenz, Skizzen. S. 85. 285. Mitt. d. Geogr. Gesellsch. in Wien 1878. S. 477. — 63) Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante. S. 104. — 64) Sammlung merkwürdiger Reisen I. S. 91. — 65) Globus 46. S. 159. — 66) Glave i. Bull. Americ. Geogr. Soc. XXV. S. 408. — 67) Lenz Skizzen. S. 85. — 68) a. a. O. S. 42. — 69) Payeur-Didelot II. S. 33.

lerisch beanlagten Persönlichkeit ist doch sicher oft der Anlaß gewesen, daß sich Häuptlinge und Handwerker enger zusammenschlossen. Ein zweiter mehr äußerlicher Grund erhöhter Achtung liegt in dem Werte des verarbeiteten Stoffes. Wie in Deutschland die Goldschmiede die ersten waren, die sich als geachtete Gruppe von unfreien Handwerkern ablösten⁷⁰⁾, so wächst auch in Afrika das Ansehen des Schmiedes dort, wo er sich mit wertvolleren Metallen, mit Kupfer oder Gold, neben seiner Eisenarbeit abgiebt. In den Gebieten des Sudan, in denen sich der Schmied einer besseren Stellung erfreut, treibt er fast immer auch die Goldschmiedekunst als Nebengewerbe.⁷¹⁾ In Abeokuta versteht er sich auch auf die Bearbeitung des Zinns, Kupfers und Silbers⁷²⁾, und ebenso wissen die Mandingschmiede⁷³⁾ und die der Hausa⁷⁴⁾ aufser Eisen auch andre Metalle zu Schmuck und Waffen umzuformen. Bei den Galla haben sich die Goldschmiede, die in gutem Ansehen stehen, ganz von den mifsachteten Eisenschmieden getrennt⁷⁵⁾, auch im oberen Nigergebiet bilden vielfach die Kupferschmiede neben den Eisenarbeitern eine besondere Klasse.⁷⁶⁾ Bei den Fanti an der Goldküste endlich erfreuen sich die Goldschmiede, deren Gewerbe nach den Angaben Connollys „gewissermaßen erblich“ ist, der höchsten Achtung.⁷⁷⁾ Dafs in Beledugu die Schmiede auch Schiefspulver fertigen, trägt gewifs ebenfalls dazu bei, ihre Wichtigkeit und ihr Ansehen zu erhöhen.⁷⁸⁾

In manchen andern Gewerben mögen ähnliche Trennungen wie die zwischen Eisen-, Gold- und Kupferschmieden stattgefunden haben, die aus Mangel an brauchbaren Nachrichten nicht sicher festzustellen sind, so die Scheidung zwischen den Gerbern, denen die schmutzige und anrühige Bearbeitung des Rohstoffs zufällt, und den Handwerkern, die sich der weiteren Behandlung des Leders widmen. Vielfach heben sich die angesehenen, mit künstlerischem Geschmack arbeitenden Gewerbetreibenden sehr scharf von den mifsachteten, geringwertige Waren liefernden Pariahhandwerkern gleichen Berufes ab.

3. Übersicht der einzelnen Gewerbe.

In den vorausgegangenen Darlegungen ist bereits eine ganze Anzahl von Angaben über den Gewerbebetrieb Einzelner gemacht worden, insbesondere über die Schmiedekunst, für die nunmehr einige Nachträge genügen werden. Die übrigen Gewerbe werden der Reihe nach aufzuführen und in ihrer Art und Verbreitung an der Hand von Beispielen zu untersuchen sein, soweit nicht auch über sie schon in den vorhergehenden Abschnitten gelegentlich berichtet worden ist.

70) Vergl. die Abhandlung W. Wackernagels in Zeitschr. f. deutsches Alterthum IX. S. 545. — 71) So an der Goldküste nach Bosman S. 123 und bei den Bambara nach Garollo i. Boll. Soc. Geogr. Ital. 1885. S. 521. — 72) Burton, Abeokuta. S. 161. — 73) Döllter, Ueber die Capverden zum Rio Grande. S. 175. 178. — 74) H. II. S. 593. Hartert i. Globus 52. S. 336. — 75) Paulitschke I. S. 236. — 76) Binger i. Bull. Soc. de Géogr. com. de Paris XII. S. 84. — 77) R. M. Connolly i. Journal Anthropol. Inst. 1897. S. 149. — 78) Bayol i. Revue maritime et coloniale 1887 (95). S. 99.

Was den Schmied betrifft, so hat sich ergeben, daß in vielen Teilen Afrikas die Eisenarbeit als Stammesgewerbe entwickelt ist, in andern, die geographisch von den ersten nicht scharf geschieden sind, als Beruf Einzelner und zwar fast immer in der Form des Familiengewerbes; wir haben ferner gesehen, daß sowohl die unsteten schmiedenden Wandervölker wie in manchen Gebieten die einzelnen Schmiede als Pariahs betrachtet werden, während anderwärts eine gewisse Hochachtung vor dem geschickten Eisenarbeiter besteht und in verschiedener Weise zum Ausdruck kommt. Daneben nun finden sich auch indifferente Striche, wo die Schmiederei zwar als Handwerk auftritt, aber von einer besondern sozialen Stellung des Schmiedes nicht die Rede ist. Ein solches Gebiet scheint Adamaua zu sein¹⁾, auch von den weiter im Süden wohnenden Yaunde gilt dasselbe²⁾, ebenso vom Togolande.³⁾ Wahrscheinlich sind die Vorkommnisse noch weit zahlreicher, aber nicht genau festzustellen, da die Forschungsreisenden in der Regel das Fehlen einer verachteten oder bevorrechteten Schmiedekaste keiner besonderen Erwähnung für wert halten.

Wo der Schmied als Dorfhandwerker erscheint, besitzt in der Regel jede größere Siedlung ihre eigne Schmiede, s. u. a. in Karagwe; die Schmieden sind hier in einem kleinen unüberdachten Raum untergebracht, der vom allgemeinen Dorfplatz durch eine niedere Scheidewand von Knüppeln getrennt wird, liegen aber innerhalb der Dorfumzäunung.⁴⁾ Oft zeigt sich aber schon ein Übergang zum Stammesgewerbe, indem gewisse Orte eine ganze Anzahl von Schmiedewerkstätten besitzen, andre leer ausgehen, und oft ist es zweifelhaft, in welche Gruppe man die Erscheinung einreihen soll. So fand François in einem Landstrich des Balubalandes, das besonders reich an Eisenstein war, in jeder Ortschaft eine oder zwei Schmieden, während man aus seinen Worten vermuten darf, daß in andern Teilen des Landes das nicht der Fall war.⁵⁾

Differenzierungen des Schmiedegewerbes finden sich nur in den kultivierteren Strichen. Im Sudan werden stellenweise Grob- und Feinschmiede unterschieden, besonders in Kuka, wo Rohlfs diese Handwerksgenossen auf dem Markte neben einander arbeiten sah. „Fast wird man jetzt,“ schreibt er in seiner lebendigen Weise⁶⁾, „am Vordringen verhindert durch hohe Stöße Brennholz und gleich daneben stehen auch Körbe voll Holzkohlen zum Verkauf, und als ob eines das andre herbeilockte, haben die Schmiede ihre Werkstätten dicht am Kohlenplatze aufgeschlagen, indem sie einfach zwei Schläuche zu Bälgen umgebildet haben und damit das Feuer in einem Erdloche eifrig schüren und blasen. Sie verfertigen Beile, Hacken und gröberes Eisenzeug. Die Feinschmiede, welche Flintenschlösser ausbessern, Messer, Scheeren, Spießse, Pfeile und Zangen verfertigen, schlagen keine Werkstätte auf, sondern bieten ihre Waren fertig zum Verkauf aus. Gleich etwas weiter finden wir in der That hohe Gestelle, an denen Spießse aller Art, Wurfeisen, Bogen, Schilde und allerhand andre Kriegswerkzeuge zum

1) Passarge, Adamaua. S. 470. — 2) Zenker in M. D. S. VIII. S. 63. — 3) Nach mündlichen Angaben eines Missionars. — 4) Kollmann, Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie. S. 33. 34. — 5) Im Innern Afrikas. S. 288. — 6) Rohlfs i. P. M. E. 1868. S. 59.

Verkauf aufgehängt sind, sodann große Buden mit messingenen und eisernen Fuß- und Armringen für die Frauen.“ Grob- und Feinschmiede fand Staudinger auch in Saria.⁷⁾

Als eine merkwürdige Erscheinung ist noch zu erwähnen, daß die Schmiede zuweilen der Mittelpunkt des Dorflebens ist und gewissermaßen an die Stelle der Klubhäuser tritt, die in andern Teilen der Erde, besonders in Melanesien, als Versammlungslokale der Männer dienen. Von den Latuka schreibt Emin⁸⁾: „Die Latuka sind ziemlich intelligenter Natur und vereinigen sich bei jeder Gelegenheit in kleineren Zirkeln, um zu plaudern. Der bevorzugte Ort für solche Unterhaltungen sind die Schmiede-Werkstätten, die stets außerhalb der Dörfer und in einiger Entfernung von diesen gelegen sind. Während der Schmied hier in der üblichen Weise seine Arbeit verrichtet, versammeln sich bei ihm öfters 10—12 Leute, um den neuesten Dorfklatsch zu besprechen oder sich über Jagd, Wetter und Ernte zu unterhalten, wobei der Schmied selbst als Autorität angesehen wird und öfters auch einer der Anwesenden den am Blasebalg beschäftigten Gehülften des Schmiedes ablöst.“ Auch in Unyoro herrschen nach der Angabe desselben Forschers ähnliche Sitten.⁹⁾

Ob hier thatsächlich die Schmiede als letzte Spur oder Ersatz des „Männerhauses“, in dem ja auch mit Vorliebe gewerbliche Arbeiten betrieben werden, zu betrachten ist, läßt sich mit Hilfe des vorhandenen Quellenmaterials nicht entscheiden.¹⁰⁾

Über die Korbflechter der Baronga ist bereits ausführlicher berichtet worden. Im obern Nigergebiete scheint die Flechtkunst meist von Marktfrauen oder Kindern als Nebenarbeit betrieben zu werden, daneben aber erwähnt Binger¹¹⁾ „eine Kaste von Leuten, die in einer Art Souterrain arbeiten, in das kein Profaner eindringen darf.“ Sie finden sich nur in einigen Gebieten, besonders bei den Sienaré.

Die Weberei als Gewerbe Einzelner scheint nur in den von außen stärker beeinflussten Strichen Afrikas vorzukommen, so im untern Sambesigebiet, wo die dort blühende Baumwollweberei offenbar von außen her angeregt ist, im Sudan und bei den Hamiten Nordostafrikas. Einen Weber und einen Schmied sah O'Neill im Hinterlande von Quelimane am Chiroi-Fluss in Thätigkeit. „Am Flusufer“, schreibt er¹²⁾, „kamen wir bei einem Eingebornen vorüber, der an einem primitiven Webstuhl arbeitete, sehr ähnlich dem bei den Ägyptern gebräuchlichen; er fertigte ausgezeichnete Stoffe etwa von der Dicke eines Kanevas. Sein Kopf war mit Stücken gefalteten Baumwollzeugs geschmückt, die er an sein wolliges Haar befestigt hatte, offenbar die landesübliche Art des Annoncierens. Weiterhin fanden wir einen Schmied umgeben von einer Anzahl von Körben, die Holzkohle für seinen

7) H. H. S. 594. — 8) Stuhlmann S. 794. — 9) Emin S. 111. P. M. 1879. S. 221. — 10) Dafür spricht, daß sich im alten Griechenland parallele Zustände fanden. Vergl. darüber Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit II. S. 220. — 11) Binger in Bull. Société de Géographie commerciale XII. S. 84. — 12) P. R. G. S. 1885. S. 658.

Schmelzofen enthielten.“ Bei den Galla giebt es berufsmäßige Weber.¹³⁾ Vielfach scheint es sich um Übergänge vom und zum Stammesgewerbe zu handeln, indem der größte Teil der Einwohner eines Ortes sich einer bestimmten gewerblichen Thätigkeit widmet. Im westlichen Sudan kommen Werkstätten vor, in denen verschiedene Weber gemeinsam ihrer Thätigkeit obliegen, so in der Stadt Jakoba (Garo-n-Bautsch), deren gewerbliches Leben Rohlf's geschildert hat. „Die Frauen,“ schreibt er¹⁴⁾, „spinnen die Baumwolle, nachdem sie gereinigt, zu Fäden, während das Weben zu Streifen den Männern obliegt, die sich meist zu vier oder fünf vereinigen und dann ihre Weberei an irgend einem offenen Orte oder inmitten einer breiten StraÙe aufschlagen. Jeder, auch der kleinste Ort hat seine Webereien, weil die Abgaben auÙer in Korn und Dienstleistungen meist in Kattunstreifen bestehen. Das Klopfen und Nähen der Streifen liegt ebenfalls den Männern ob, und in einer Stadt wie Bautsch hört man den ganzen Tag das regelmäßige Klopfen, durch welches die Überwürfe einen Glanz erhalten, als ob sie gebügelt wären.“ Auch in Garua sah Passarge die Weber zu halben Dutzenden in gemeinsamen Werkstätten arbeiten, während daneben Weberei als allgemeine Hausindustrie besteht.¹⁵⁾ Bei den Mandingo, wo die Zahl der Weber die aller andern Gewerbetreibenden übertrifft, vereinigen sich die webenden Männer zu 15—20 unter Strohdächern.¹⁶⁾ Von historischem Interesse ist es, daÙ Leo Africanus bereits Weber und Schuster in Guber vorfand.¹⁷⁾ Berufsmäßige Weber werden auÙerdem bei den Serrakolet erwähnt¹⁸⁾, ferner in Futa-Djallon, wo sie allerdings Sklaven sind¹⁹⁾, bei den Mauren Senegambiens²⁰⁾, und anderwärts in diesem Gebiete.²¹⁾

Die mit der Weberei eng verbundene Färberei hat nur im Sudan und in den von ihm beeinflussten Küstenstrichen Westafrikas Bedeutung und ist vielfach von einem allgemein verbreiteten Hauswerke zum Einzelgewerbe geworden. Im Gebiet der Evhe (Togoland) sind alle Männer zugleich Weber und Blaufärber²²⁾, aber es scheinen daneben auch wirkliche Färbereien zu bestehen²³⁾, die wohl die schwierigeren Arten der Technik ausüben; wenigstens nennt Zündel unter den Gewerbetreibenden ausdrücklich die Färber. In Yoruba ist der vierte Teil der Bewohner mit Weben und Färben beschäftigt²⁴⁾, über die Arbeitsteilung im Einzelnen fehlen die Angaben. Zahlreiche Färbgruben hat auch die Weberstadt Iddah am Niger.²⁵⁾ Nach Staudingers Bericht befinden sich in allen größeren Städten der Haufsaländer Färbereien, unter denen die Blaufärbereien in der Umgegend von Kano den größten Ruf haben. Man trifft die Anlagen meist in einem abgelegenen Teile der Stadt auf erhöhten Plätzen; sie enthalten bis zu 40 Färbertöpfe, die in den

13) Paulitschke I. S. 136. — 14) Rohlf's i. P. M. E. 1871. S. 57. — 15) Adamaua S. 82. — 16) Revue Maritime et Coloniale 1883. S. 409. — 17) S. 488 der Lorbachschen Übersetzung. — 18) Hecquard, Reise nach Westafrika. S. 90. — 19) a. a. O. S. 241. — 20) Golberry, Reise durch d. westl. Afrika. S. 90. — 21) Dapper I. S. 406. — 22) Nach mündlichen Angaben. — 23) Zündel i. Zeitschrift d. Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1877. S. 401. — 24) Millson i. P. R. G. S. 1891. S. 586. Journ. Manchester Geogr. Soc. 1891. S. 41. — 25) Allen and Thomson, Expedition to the River Niger I. S. 322.

Boden eingelassen sind und von den „Gesellen“ des Meisters unter dessen Leitung bedient werden.²⁶⁾ Die Kunstgriffe des Gewerbes werden als strenges Geheimnis gewahrt.²⁷⁾ Eine anziehende Schilderung einer Färberei in Garua am oberen Binuë giebt Passarge.²⁸⁾ „Ein reges Leben,“ fügt er Angaben über die Technik hinzu, „pflegt in einer solchen Mürina (Färberei) zu herrschen. Hier sind mehrere bereits gefärbte Toben zum Trocknen auf Stangen aufgehängt, dort sitzen im Schatten eines Grasdaches einige Männer und klopfen im Takte, wie bei uns die Straßenspflasterer, mit einem walzenförmigen Holzklöppel ein frisch gefärbtes trockenes Gewand auf einem glatten Baumstamm, um ihm den nötigen Glanz und die gewünschte Glätte zu verleihen. Denn eine neue Indigotobe blitzt und blinkt wie lackiertes Lederzeug.“ Weit im Westen ist Kong mit seinen 150 Färbegruben ein Mittelpunkt der Industrie.²⁹⁾ In Kuka dagegen, das doch als wichtiger Kulturmittelpunkt gelten darf, war zur Zeit Barths nur eine einzige Färberei im Betrieb³⁰⁾; später scheinen sich die Verhältnisse zwar geändert zu haben³¹⁾, doch schickte man auch zu Nachtigals Zeit die in Kuka gewebten Gewänder mit Vorliebe nach der Provinz Kotoko, wo sich besonders die Stadt Maffata durch ihre Färbindustrie auszeichnete.³²⁾ In diesem letzteren Falle wie vielleicht noch in manchem andern, der nicht genauer geschildert ist, handelt es sich also um Lohnwerk, das ja gerade bei der Färberei sehr nahe liegt.

Die weitere Verarbeitung der gewebten und gefärbten Zeuge zu Kleidern ist naturgemäÙ meist Sache der Käufer. Immerhin fehlt der Beruf des Schneiders in Afrika nicht so ganz, da wenigstens im Sudan bereits gewisse Ansprüche an Schnitt und Sitz der Kleidung gestellt werden, die nicht jeder beliebige Dilettant erfüllen kann. Zur Entstehung eines Gewerbes trägt der Umstand viel bei, daß die Schneiderei für Männer in Afrika nichts Entwürdigendes hat, ja dafs z. B. bei den Suaheli nur die Männer schneiden, während die Frauen sich nie damit befassen.³³⁾ In Jakoba ist das Klopfen und Nähen der Stoffe Sache der Männer³⁴⁾, ebenso schneidert in Yoruba³⁵⁾ und in Liberia³⁶⁾ das stärkere Geschlecht. In den Haufsaländern giebt es berufsmäßige Schneider; ob die Künstler, die sich der Herstellung der mühsamen Stickereien an den Toben widmen, mit ihnen identisch sind, geht aus Staudingers Angaben³⁷⁾ nicht klar hervor. Schneider in Kuka erwähnt Nachtigal³⁸⁾, im Hinterlande von Togo sah sie Klose in Arbeit.³⁹⁾ Auch in Kamerun sollen sich einzelne Eingeborne, wohl unter dem Einfluß der europäischen Stoffeinfuhr, zu ganz geschickten Schneidern entwickelt haben.⁴⁰⁾ Ein Verruf liegt nirgends auf dem Gewerbe, abgesehen vom Osthorne Afrikas, wo die mißachteten Gerber zugleich die Kleidermacherei betreiben.⁴¹⁾

26) H. H. S. 583. — 27) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1887. S. 102. — 28) Adamaua S. 82 (mit Abbildung). — 29) Binger a. a. O. S. 87. — 30) Barth II. S. 400. — 31) S. S. I. S. 623. — 32) S. S. II. S. 533. — 33) Graf Götzen, Durch Afrika von Ost nach West. S. 297. In Uganda lernten die Pagen des Königs schneiden (Speke, Entdeckung der Nilquellen II. S. 495. — 34) Rohlf's i. P. M. E. 1872. S. 57. — 35) Burton, Abeokuta I. S. 162. — 36) Büttikofer, Liberia II. S. 282. — 37) H. H. S. 582. — 38) S. S. I. S. 623. — 39) M. D. S. IX. S. 205. — 40) Kolonialblatt 1898. S. 58. — 41) Paulitschke I. S. 237.

Die Bearbeitung des Holzes hat sich nur stellenweise aus dem Hauswerke zum Sondergewerbe entwickelt. Die Tischlerei im engeren Sinne des Wortes ist den Negeren außerhalb des Sudans unbekannt, wohl aber sah Nachtigal in Kuka Schreiner bei der Arbeit⁴²⁾, und auch die Galla kennen berufsmäßige Tischler.⁴³⁾ In Kuka wird das Tischlergewerbe durch einige früher erwähnte Stammesindustrien in seinem Tätigkeitskreise sehr beschränkt, außerdem fertigen die Schmiede die zu den Eisenwaren gehörenden Holzarbeiten selbst, und endlich bilden die Sattelmacher, die ja in der Hauptsache auch Holz verarbeiten, ein besonderes Gewerbe.⁴⁴⁾ Holzschnitzer als Handwerker erwähnt Aucherlonie aus Benin⁴⁵⁾, während Staudinger⁴⁶⁾ von den Hausa sagt: „Holzarbeiter findet man bei den Hausa wenig, Tischler und Zimmerleute im Sinne des Wortes kennt man nicht.“ Im echten Negergebiet scheint nur das Talent zu höherer Kunstleistung die Entstehung eines Berufes zu begünstigen, indem einzelne begabte Personen sich der Holzschnitzerei, die sonst allgemein bekannt ist, vorzüglich widmen, sie also als Feingewerbe betreiben. Ein solcher Künstler, den Junod in der Nähe der Delagoabai kennen lernte, behauptete mit edlem Stolge, dafs er Alles in der Welt nachzubilden vermöge, Vögel, vierfüßige Tiere und Menschen. Nach Junods Ansicht hatte allerdings erst die Nachfrage der Europäer, die mit Vorliebe Holzschnitzereien zur Erinnerung mitnehmen, dieses Talent zur rechten Entfaltung gebracht; aber auch unter den Eingebornen erfreute sich der Künstler großen Rufes.⁴⁷⁾ Unter den Bewohnern Schidimas am mittleren Sambesi soll es nach Pacheco professionelle Holzarbeiter geben, die zugleich Boote bauen und den Namen Messire Inhacussema führen.⁴⁸⁾ Auch von den Betschuanen sagt Fritsch, dafs die Schnitzerarbeit wie die Schmiedekunst meist in den Händen einzelner besonders Geschickter liegt.⁴⁹⁾ Die gewöhnlichen Holzarbeiten versteht dagegen jeder selbst zu machen; in Bondei werden von den Schmieden nicht einmal die Äxte und Hacken mit fertigem Stiel verkauft, sondern jeder schnitzt sich seinen Holzstiel selbst zurecht.⁵⁰⁾

An die zum Kunstgewerbe entwickelte Holzschnitzerei schließt sich sehr passend ein anderer, namentlich im Sudan beliebter Berufszweig an, die Verzierung von Kalebassen und Kürbisschalen. Nebenbei mag bemerkt sein, dafs auch die Zucht der Flaschenkürbisse Kenntnisse erfordert, und dafs ein Sultan der Wassiba bei Bukoba einen Gärtner in seinem Dienste hatte, der die Pombetöpfe in bestimmten Formen zu ziehen verstand und deshalb hoch geschätzt war.⁵¹⁾ Die weitere Bearbeitung der Kalebassengefäße läuft auf Schnitzen, Brennen und Färben hinaus, wie die zahlreich nach Europa gelangenden Stücke beweisen. Passarge⁵²⁾ sah einen Künstler in Garua an der Arbeit. „Etwas abseits vom Gedränge safs unter einem runden, spitzen Grasdach, das auf niedrigen Pfählen stand, ein Mann, der

42) S. S. I. S. 624. — 43) Paulitschke I. S. 136. — 44) S. S. I. S. 680. — 45) VI. Report of the Liverpool Geogr. Soc. 1897. S. 8. — 46) H. H. S. 587. — 47) Junod S. 236. — 48) Bull. de la Société de Géogr. de l'Est. 1888. S. 31. — 49) Die Eingebornen Südafrikas. S. 186. — 50) G. Dale in Journ. Anthropol. Instit. 1896. S. 202. — 51) Graf Schweinitz, Durch Ostafrika in Krieg und Frieden. S. 129. — 52) Adamaua S. 86. 466.

auf glühenden Holzkohlen die Außenseite einer Kalebassenschale brannte. Ein kleiner Sklavenjunge kniete vor ihm und entfachte mit einem doppelarmigen Blasbalg die Glut. Schöne rot- und gelbgefärbte, mit schwarzen Linien und Mustern verzierte Kalebassen standen daneben zum Verkauf da.⁵³ In Yoruba fand Burton dergleichen Kalebassenmacher ebenfalls⁵⁴), und in Saria, wo die Figuren auf die Kalebassen auch von berufsmäßigen Künstlern hergestellt wurden, wurde zu Landers Zeit für jede Figur ein Preis von fünf Kauris bezahlt.⁵⁴) In diesem letzten Falle handelt es sich also um Lohnwerk.

Ein drittes Kunstgewerbe ist die Elfenbeinschnitzerei, die an einigen Stellen als wirklicher Gewerbszweig betrieben wird, vor allem an der Kongomündung; die mit Figuren reich beschnitzten Elefantenzähne, die häufig in unsern Museen zu sehen sind, entstammen meist diesem Gebiete. Es giebt besonders unter den Bafyot Künstler dieser Art⁵⁵), Bastian erwähnt den Ort Chilunga als Wohnsitz geschickter Elfenbeinschnitzer.⁵⁶) Man darf vermuten, daß auch hier europäischer Einfluß sehr zum Aufschwung des Gewerbes beigetragen hat. In Benin, wo ebenfalls die Elfenbeinschnitzerei berufsmäßig betrieben wird⁵⁷), steht die Fertigkeit wohl in einem gewissen Zusammenhang mit der Herstellung von andern Kunstwerken, z. B. der berühmten Benin-Bronzen.

Eine ganz andre Abzweigung der Holzsnitzerei ist die Schiffsbaukunst, die wir schon als Stammesgewerbe kennen gelernt haben, die aber auch als Beruf Einzelner vorkommt. In Uganda scheint es neben andern Handwerkern auch berufsmäßige Kahnbauer zu geben⁵⁸), was schon aus der vortrefflichen Ausführung der Boote zu schliessen ist. Kahnbauer sind nach Denhardt die einzigen wirklichen Handwerker der Wapokomo.⁵⁹) Daß das Gewerbe neben manchen andern auch an der arabisch beeinflussten Küste von Tanga⁶⁰) und überhaupt in Ostafrika vorkommt, ist nicht weiter auffallend. In Westafrika finden sich Bootbauer unter den Evhe⁶¹) und wahrscheinlich auch sonst mehrfach. Einen Angehörigen des Gewerbes aus dem Gabungebiete erwähnt du Chaillu.⁶²) In Kamerun sollen die Eingebornen, die sich mit dem Bootbau beschäftigen, die Einzigen sein, die etwas entsprechendes Handwerkszeug besitzen.⁶³)

Gewerbsleute, die sich dem Hausbau widmen, scheinen nur im Sudan vereinzelt vorzukommen, abgesehen von den schon erwähnten Mbochis am Gabun (Vgl. S. 21). In Kuka unterscheidet man Baumeister in Erde, die solide Gebäude aufrichten, und andre, die Strohhütten erbauen⁶⁴); als Gehülfen verwenden sie Sklaven, wie wenigstens Nachtigal von den ersteren ausdrücklich bezeugt. Über die Verhältnisse in den Hausstaaten schreibt Stan-

53) Burton, Abeokuta I. S. 164. — 54) Lander, Records of Clappertons last expedition I. S. 140. — 55) Payeur-Didelot I. S. 46. — 56) Bastian, Loangoküste I. S. 156. — 57) VI. Report of the Liverpool Géogr. Soc. 1897. S. 8. — 58) Stuhlmann S. 177. — 59) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1884. S. 154. — 60) Baumann, Usambara. S. 40. — 61) Hornberger i. P. M. 1867. S. 51. Vgl. jedoch die Bemerkungen über das Stammesgewerbe S. 67. — 62) Explorations and Adventures in Equatorial Africa. S. 130. — 63) Kolonialblatt 1898. S. 59. — 64) S. S. I. S. 623.

ding⁶⁵): „Für das Bauhandwerk giebt es keinen besonderen Stand, denn jeder Familienvater oder Hausherr stellt sich meistens seine Hütte selbst mit Hilfe seiner Angehörigen und Sklaven oder Nachbarn her. Das Flechten der Dächer wird indessen wohl nur von dieser Arbeit kundigen Personen gemacht, und reiche Leute, die wenig vom Häuserbau verstehen, mögen sich wohl manchmal Arbeiter zur Errichtung ihrer Häuser anwerben. Aber auch eigentliche Baumeister giebt es im Hausaland. So lernten wir in Wurnu einen solchen Mann kennen, der zur Errichtung einer Privatmoschee des Sultans berufen war. Es schien jedenfalls ein Künstler von Ruf für diese Lande zu sein, denn er wurde von vielen Königen häufig zum Bau von Moscheen und Palästen begehrt.“ Dafs früher Baumeister aus dem Norden nach dem Sudan gekommen sind, so um 1326 Isaak von Granada auf Einladung des Königs von Melle nach Timbuktu, ist historisch bezeugt; Clapperton lernte zu Sokoto einen Baumeister kennen, dessen Vater seine Studien in Ägypten gemacht hatte.

Seiler sind nur im Sudan zu finden, und zwar in Kuka nach den Beobachtungen Nachtigals⁶⁶); in den Hausastaaten giebt es, wie Staudinger versichert, ein eigentliches Seilergewerbe nicht.⁶⁷)

Von der Bearbeitung der Felle, die in der primitiven Wirtschaft als eine Verwertung der Jagdbeute oder des Herdenreichtums durchaus den Männern zufällt, die aber aus verschiedenen Gründen leicht zu einer bedenklichen und verachteten Beschäftigung werden kann, ist schon mehrfach die Rede gewesen. Auch sie hat sich nur in der sudanischen Kontaktzone aus einem allgemeinen Hauswerke zum Einzelgewerbe entwickelt, und zwar hier besonders unter dem Einflufs einer von Norden kommenden Kunstübung, der Feingerberei und Lederfärberei. Aus Andalusien, wo die Bereitung des „Korduan“ früh bekannt war, gelangte die Kunst mit auswandernden Mauren nach Marokko, wo noch heute vorzügliche „Maroquine“ hergestellt werden⁶⁸), sowie nach Algier und Tunis, um dann infolge der zuweilen recht engen Beziehungen Marokkos zum westlichen Sudan auch nach diesem überzugreifen. Die Länder der Mandingo und der Hausa sind hier eine zweite Heimat der Lederfärberei geworden, die natürlich ihrer ganzen Geschichte nach kein verachtetes Gewerbe ist, sondern eine angesehene Kunst, die ihre Geschäftsgeheimnisse sorgsam hütet.⁶⁹) Hausaerber üben ihre Kunst auch in andern Ländern aus, so im Togogebiet, wo die gewöhnliche Lederarbeit Hauswerk ist, die feineren Lederwaren dagegen von Hausas eingeführt oder an Ort und Stelle gefertigt werden.⁷⁰)

Daneben aber mag sich im Sudan eine weniger geachtete Art der Lederarbeiter selbständig herausgebildet und stellenweise wohl aus den unsteten Pariahvölkern rekrutiert haben; in Gebieten, die von der nördlichen Kulturströmung weniger berührt sind, wie im Gallalande, ist der Gerber thatsächlich

65) H. H. S. 599. — 66) S. S. I. S. 678. — 67) H. H. S. 587. — 68) v. Maltzan, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika IV. S. 214. — 69) H. H. S. 211. — 70) Lander, Records II. S. 307. Klose i. M. D. S. IX. S. 205. Mündlich.

wie der Schmied ein verachteter und gemiedener Mann⁷¹⁾, und dasselbe gilt von einem Teile Senegambiens und seines Hinterlandes.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Gewerbes ist seine Neigung zu weiterer Differenzierung, die teils mit der schwierigen Bereitung und der Ungleichartigkeit des Rohmaterials, teils mit der Menge verschiedener Gegenstände zusammenhängt, die aus Leder gefertigt werden können. In den Haufsaataen scheint die Gerberei und Lederfärberei zum Teil als besonderes Gewerbe dem Handwerke der Schuster und Lederarbeiter gegenüberzustellen; die besten Schuhmacher finden sich in Kano.⁷²⁾ Wie außerordentlich differenziert das Gewerbe in Bornu ist, beweist Nachtigals Schilderung des Marktlebens in Kuka. „Die Lederarbeiter (Ndschirima),“ schreibt er⁷³⁾, „nehmen weiter gegen die Mitte des Marktes hin einen großen Raum in Anspruch, denn sie zerfallen in mehrere Kategorien, und arbeiten unter kleinen Schattendächern. Einige derselben, die eigentlich Ndschirima genannten, verkaufen die Felle als solche, sowohl die schlechteren und meist rotgefärbten der Bornu-Mannfaktur, als die ausgezeichnete gegerbten und rot oder gelb gefärbten der Haufsa-Lente, ferner die bunt gemusterten runden oder länglichen Kissenüberzüge, abteilungsreiche Satteltaschen für Schriftstücke und Bücher, viereckige, cylinderförmige und dreieckige Amulet Behälter und die Bischer genannten Überzüge der Sattelgestelle. Andere sind Pferdegeschirmmacher und verkaufen Gebißriemen, Steigbügelriemen, Brustriemen, Halsschmuck der Pferde und Schwanzriemen. Daneben halten sich die Schuhmacher, welche rote und gelbe Schuhe fertigen, dieselben mit Sohlen aus der widerstandsfähigen Haut des Büffels versehen und zierlich mit Seide sticken. Noch andre, die fast ausschließlich mit Kameelhaut arbeiten, verkaufen die aus ungegerbter, oft nicht einmal vollständig enthaarter Kameelhaut gefertigten, schöngeformten, langhalsigen und doppeltgehenkelten Lederbüchsen, die zur Aufbewahrung von Butter bestimmt sind, und graufarbige, quadratische Siebe aus mangelhaft gegerbtem Kameelleder und in verschiedener Größe, je nachdem in ihnen die Lasten der Kameele, der Stiere oder Esel fortgeschafft werden sollen.“ In andern Gebieten wieder greift der Lederarbeiter, den keine sehr feste Schranke von andern Gewerben trennt, zu Nebenberufen, die nur sehr mittelbar mit seiner Arbeit zusammenhängen; bei den Galla ist er zugleich Färber, Kleidermacher, Sattler und Schildmacher und versteht seine Waren mit Metall und Schildpatt zu verzieren⁷⁴⁾, bei den Serrakolet widmet er sich nebenbei der Töpferei und fertigt Gefäße und Pfeifen.⁷⁵⁾ In merkwürdiger Weise verband die Gerberfamilie in Kessi, bei der Rohlfs Wohnung genommen hatte, die Männerarbeit der Gerberei und Schusterei mit der weiblichen Kochkunst. „Die Frau des Gerbers und Sandalenmachers,“ schreibt Rohlfs⁷⁶⁾, „sammelte jeden Abend und Morgen die Lederschnitzel von den Ochsenhäuten, die beim Zerschneiden der Sandalen abfielen, und warf sie in ein tüchtiges Strohfener. Waren nun die Haare ab-

71) Paulitschke I. S. 235. — 72) H. H. S. 584. — 73) S. S. I. S. 676—78. —

74) Paulitschke I. S. 237. — 75) Heequard, Reise nach Westafrika S. 283. —

76) Rohlfs i. P. M. E. 1872. S. 69.

gesengt und das ungegerbte Leder durch das Feuer etwas weich geworden, so wurden die Schnitzel gewaschen und in Wasser gekocht. Wie lange die Kochprocedur dauerte, kann ich nicht sagen, indes waren die Lederschnitzel weich, wenn sie auf den Markt zum Verkauf gebracht wurden, und die Frau Gerberin erzielte aus ihrem Sandalen-Abfall ein nicht geringes Nadelgeld.“

Vielfach sind im Sudan Schmied und Schuster die einzigen Handwerker, zu denen dann allenfalls noch der Weber tritt. In Bambuk giebt es von Handwerkern nur Lederarbeiter und Schmiede⁷⁷⁾, ebenso bei den Mandingos.⁷⁸⁾ Schmiede, Weber und Lederarbeiter waren in Iddah als Gewerbetreibende thätig⁷⁹⁾, und ähnliche Verhältnisse finden sich vielfach in Senegambien und dem obern Nigergebiet.

Wenn die Verwertung der Felle besondre Gewerbe hervorgerufen hat, so mußte auch die des Fleisches leicht einen berufsmäßigen Charakter annehmen; ein größeres Stück Vieh zu schlachten ist besonders in den Tropen für Ärmere weder leicht möglich noch auch ratsam, da an ein langes Aufbewahren der Fleischvorräte kaum zu denken ist, und so ist es verständlich genug, daß häufig neben den Marktweibern mit ihrem Getreide und den zum Genuß bereiten Vegetabilien der Metzger erscheint, der Fleisch in kleinen Stücken zum Verkauf bringt. Zuweilen mag er zugleich Viehbesitzer sein, wie in Badagry, wo der „König“ selbst das Fleisch seiner Ochsen zum Verkauf nach dem Markte sandte⁸⁰⁾, in der Regel aber handelt er erst das Schlachtvieh ein und zielt aus dem Absatz im Einzelnen seinen Gewinn. In Sennaar kaufen die Fleischer nach Pethericks Angabe⁸¹⁾ das Vieh auf dem Markte, schlachten es an Ort und Stelle und können auf einen ansehnlichen Gewinn rechnen, da z. B. das Fett und der Buckel eines Kameels bereits die Kosten zu decken pflegen, und der Erlös von Fleisch und Haut als reiner Überschuf zu betrachten ist. In den großen Haufsstädten scheint sich stellenweise das Gewerbe in das der Schlächter und das der Fleischverkäufer gespalten zu haben⁸²⁾; der Schlächter, der den Einwohnern des Ortes durch Trommelschlag das Schlachten eines Ochsen mitzuteilen pflegt, zerlegt das Fleisch in kleine Stücke und läßt es durch Zwischenhändler verkaufen.⁸³⁾ In Jakoba wird von den Marktaufsehern darauf gehalten, daß Fleisch und Knochen gesondert verkauft werden⁸⁴⁾; hier befinden sich auch besondre Garküchen, während in Kuka die Fleischer selbst gekochte Efswaren feil bieten.⁸⁵⁾ Zu Boro in Fadugu, einem wichtigen Weberort, fand Bayol eine Fleischerei, wo man Rind- und Hammelfleisch kaufen konnte, und außerdem eine Garküche.⁸⁶⁾ Auf dem Markte in Kong gab es einen Platz, wo die Sklaven des islamitischen Schlächters Mokossia das Fleisch zerlegten und verkauften; dieser Mokossia braute und verkaufte

77) Golberry, Reise durch d. westl. Afrika. S. 252. Sammlung merkwürdiger Reisen I. S. 90. — 78) Mungo Parks zweite Reise. S. 38. — 79) Allen und Thomson, Expedition to the River Niger I. S. 324. — 80) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers I. S. 40. — 81) Egypt, the Sudan etc. S. 192. — 82) H. H. S. 605. — 83) H. H. S. 141. — 84) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 66. — 85) S. S. I. S. 681. — 86) Revue Maritime et Coloniale 1888. S. 529.

zugleich Bier, ohne durch Glaubenskrupel in diesem einträglichem Geschäft gestört zu werden.⁸⁷⁾ Hautschlächter wandern auch in derselben Weise wie andre Handwerker ihres Stammes in die Küstengebiete von Guinea ein, z. B. in das Hinterland von Togo, wo sie in Kete eine starke Kolonie bilden.⁸⁸⁾ Auch die muhammedanischen Fleischer in Aschanti⁸⁹⁾ sind wohl Hautschlächter.

Im untern Kongolande, das seit älterer Zeit eine eigentümliche Oase höherer Kultur bildet, scheint das Schlächterhandwerk bekannt zu sein; wenigstens berichtet Gorin⁹⁰⁾ von Kinsemba, einem Marktplatze der Basombes: „Einige haben hier und da wirkliche Schlächtereien errichtet, wo manchmal 30—40 Ziegen und Schweine geschlachtet werden und 1—2 Ochsen, die man aus dem Süden bringt.“ Masui erwähnt (S. 312), daß in der Gegend der Fälle die Wichtigkeit eines Marktes nach der Zahl der Schweine bemessen wird, die geschlachtet und in Stücken verkauft werden. Daß bei den Kannibalenstämmen weiter im Innern gelegentlich auch Menschenfleisch auf dem Markte ausliegt, ist mehrfach behauptet worden und nicht ganz unmöglich.

Zum Schluß und als Parallelerscheinung möge noch ein Gewerbe im weiteren Sinne des Wortes erwähnt sein, das sich mit dem Mohammedanismus verbreitet hat, das der Barbier. Fast alle Reisenden, die Kuka berührten, haben den rührigen Mann geschildert, wie er durch die Straßen eilt, mit gellendem Pfiff sich seiner Kundschaft anmeldet und bald in ein Haus gerufen wird, bald auf offener Straße das Rasiermesser und die Schröpfköpfe handhabt.⁹¹⁾ In den Hautstädten erscheint er mit seiner Instrumententasche, in der die Schröpfköpfe nicht fehlen, ebenfalls als typische Straßensfigur⁹²⁾; er ist hier übrigens der Einzige, der wenigstens einen Zweig der Heilkunde berufsmäßig ausübt. Auch in den westlichen Sudanstaaten, soweit sie islamitisch sind, entfaltet der Barbier seine Thätigkeit⁹³⁾, und selbst im Hinterlande der Sklavenküste taucht er mit den Vorposten der Muhammedaner sofort auf.⁹⁴⁾ In der Stadt Sia betrug seine Remuneration 10—20 Kauris; außerdem existierten junge Burschen, die mit eisernen Scheren von schlechter einheimischer Arbeit auf Verlangen die Nägel der Hände und Füße beschneiden und für diese Thätigkeit vier Kauris forderten.⁹⁵⁾ Irgend welche soziale Sonderstellung scheint der Barbier nicht einzunehmen, während er doch in Arabien nicht zu den geachteten Gewerbetreibenden zählt.⁹⁶⁾ Bei den Somali sind es im Gegenteil Priester, die aus dem Rasieren strenggläubiger Islamiten einen willkommenen Nebenwerb machen.⁹⁷⁾ Ganz unbedenklich ist der Beruf indessen nicht: In

87) Monnier, France Noire. S. 207, 210. — 88) Klose i. M. D. S. IX. S. 199, 205. Deutsches Kolonialblatt 1894. S. 451. — 89) Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante. S. 270. — 90) Lemaire, Au Congo. S. 113. — 91) Vgl. namentlich S. S. I. S. 624, 679 und Barth II. S. 294. — 92) H. H. S. 604. — 93) Vgl. z. B. Binger in Bull. Soc. Géogr. Comm. XII. S. 81. — 94) Klose in M. D. S. IX. S. 199, 205. — 95) Binger in Bull. Soc. Normande de Géogr. 1890. S. 13. — 96) Niebuhr, Beschreibung von Arabien. S. 40. — 97) Paulitschke II. S. 59.

Bornu scheint die Beschneidung meist von den Barbieren ausgeübt zu werden, bietet ihnen aber zugleich einen Vorwand, gegen guten Lohn Knaben im Auftrage gewissenloser Händler oder Höflinge zu kastrieren.⁹⁸⁾ Es ist damit schon einer jener Abwege beschritten, zu denen das leichte Gewerbe besonders verleitet und auf die wohl die Verachtung der Barbieri in Arabien wie einst die der ihnen nahe verwandten Bader in Deutschland⁹⁹⁾ zurückzuführen ist.

98) S. S. I. S. 685. — 99) Vgl. Benecke, Von unehrlichen Leuten.

IV.

Höhere gewerbliche Organisationsformen.

1. Keime der Organisation.

Wo in Afrika das Stammesgewerbe herrscht, besitzen die Gewerbetreibenden eine natürliche Organisation zu Schutz und Trutz, die keiner weiteren Entwicklung bedarf. Sobald indes nur einzelne Familien und Personen eine bestimmte Thätigkeit ergreifen, liegt der Gedanke nahe, daß die Berufsgenossen einen engeren Zusammenschluß anstreben; sie werden das meist freiwillig thun, aber es fehlt außerhalb Afrikas nicht an Beispielen, daß zunächst unfreie Arbeiter zwangsweise organisiert worden sind und mit ihren Verbänden den Keim und das Vorbild weiteren Fortschritts gegeben haben. In Afrika wird die erste Möglichkeit durch die fast allenthalben auf den Märkten herrschende Sitte gefördert, daß die Verkäufer bestimmter Waren beisammen sitzen, für die zweite aber scheint das natürliche Schema ohne weiteres gegeben zu sein: Im klassischen Lande der Sklaverei muß doch wohl die Entwicklung gewerblicher Verbände mit der Organisation der Sklaverei beginnen!

An Vorbildern geregelter Sklaventhätigkeit fehlt es in den ackerbauenden Gebieten fast nirgends; hier ist aus der Feldarbeit der Frauen in natürlicher Weise die der Sklaven hervorgegangen, und ganz selbstverständlich ist es dabei, daß unter einer größeren Menge von Sklaven die verlässlichsten oder klügsten als Aufseher der übrigen dienen müssen. Eine derartig organisierte Schar dort, wo sich die Gelegenheit bietet, auch zur Massenherstellung gewerblicher Erzeugnisse zu nutzen, liegt nahe genug, — das Fabrikwesen scheint hier unmittelbar entstehen zu müssen, ohne wie bei uns erst durch allerlei Vorstufen vorbereitet zu werden. Beispiele, wie deren eines Richardson aus Sinder anführt, müßten sich massenhaft finden. Dreißig Sklaven waren hier beschäftigt, Matten für den Hausbau herzustellen, über ihnen standen drei Meister, die ebenfalls Sklaven waren, und der ganze Betrieb, Leute und Material, gehörte einem Besitzer.¹⁾ Leider fehlen genauere Angaben darüber, ob es sich hier um einen dauernden Betrieb handelte.

Aber diese Ansätze bleiben vereinzelt, und statt des Sklavenbetriebes sehen wir immer das Orts- und Stammesgewerbe oder das Familien-Handwerk

¹⁾ Richardson, Bericht über seine Sendung nach Centralafrika. S. 280.

erblühen. Was von gewerbsmäßiger Sklavenarbeit zu melden ist, will nicht viel besagen, und in den meisten Fällen, die allenfalls angeführt werden könnten, handelt es sich um die Herstellung von Rohstoffen. So werden in Aschanti Sklaven als Goldwäscher verwendet, ebenso in den Minen von Komboko²⁾, und im alten Reiche Kongo wurden Salzminen von Unternehmern ausgebeutet, die von ihren Sklaven die Arbeit besorgen liefsen.³⁾ Als Fischer sind Sklaven vielfach thätig, so in Kamerun⁴⁾ und in Iddah.⁵⁾ Aber an einen großen Betrieb ist dabei nicht zu denken, das Ganze hat etwas Kleinliches, Spielendes an sich, wie das am besten eine Schilderung Morgans vom untern Kongo beweist. „Wir sahen,“ schreibt er⁶⁾, „den Häuptling von Isanghila zu den Felsen unterhalb der Station hinabsteigen, begleitet von seinen Weibern und Sklaven, um hier den Tag zuzubringen; seine Leute setzten Fischkörbe aus, um die halbbetäubten Fische zu fangen, wenn sie von der Gewalt des Stromes gegen die Felsen geworfen wurden, und seine Weiber kauten Zuckerröhre, während er selbst seine ganze Aufmerksamkeit einer Flasche mit Malafu oder Palmwein zuwandte.“ Es kann keinen größeren Gegensatz geben als den zwischen europäischem Großbetrieb und dieser Idylle. Selbst von den oben erwähnten Mattenflechtern in Sinder berichtet Richardson, dafs sie sich bei ihrer Arbeit nicht übereilen. Wo Gewerbe von Sklaven betrieben werden, handelt es sich meist um Thätigkeiten, die ursprünglich von den Herrn selbst ausgeübt und nun einfach aus Bequemlichkeit auf die Sklaven übertragen worden sind; bei den Monbuttu z. B. sind es die Sklavinnen, die Töpfe und Geflechte anfertigen, wie sie eben auch jede andre schwere Arbeit zu übernehmen haben⁷⁾, aber von gewerbsmäßigen Betrieb ist keine Rede. Ähnlich scheint es im Gebiet der Kongomündung bei den Bafote zu stehen, wo der Adel überhaupt kein Gewerbe treibt, der freie Mittelstand aber Sklaven zu den gewerblichen Arbeiten, die hier seit alter Zeit blühen, als Gehülften mit heranzieht.⁸⁾ Auch dafs in Logone die freien Leute weben, Sklavinnen aber die Baumwolle zureichten und färben⁹⁾, ist ein sehr unbedeutender Anfang zwangsweise geregelter Industrie. Nicht einmal die Massen von Frauen, Sklavinnen und Sklaven, die von afrikanischen Herrschern angesammelt werden, haben zu irgendwelchem intensiven Betriebe geführt, abgesehen natürlich von der landwirtschaftlichen Thätigkeit und allenfalls dem Handel. Eine einzige Ausnahme ist zu nennen: Im Königspalast von Dahome wurden Töpfe, Pfeifen, Kleider und Matten, deren Herstellung der König monopolisirt hatte, massenhaft angefertigt¹⁰⁾, und zwar waren es keine geringeren als die gefürchteten Amazonen, die sich der Töpferei, dieser althergebrachten Thätigkeit des weiblichen Geschlechtes, so eifrig widmeten.¹¹⁾

Wo wir sonst ein Gewerbe von Sklaven ausgeübt finden, handelt es

2) Cruickshank, Ein 18jähriger Aufenthalt an der Goldküste. S. 287. Bull. Soc. Géogr. Paris 1897. S. 241. — 3) Dapper II. S. 246. — 4) Buchner, Kamerun. S. 39. — 5) Allen and Thomson, Expedition to the River Niger I. S. 324. — 6) P. R. G. S. 1884. S. 186. — 7) Emin S. 208. — 8) Destrain i. Bull. Soc. Roy. Belge de Géographie 1891. S. 499. — 9) Denham und Clapperton, Reisen und Entdeckungen. S. 356. — 10) Burton, A Mission to Gelele II. S. 88. — 11) Laffitte, Le Dahomé. S. 150.

sich niemals um Fabrikbetrieb, sondern eher um die Anfänge derselben Entwicklung, die in Deutschland aus unfreien Arbeitern die freien Handwerker des späteren Mittelalters entstehen liefs. Das hängt eng mit der ganzen Art des afrikanischen Sklavenwesens zusammen, die im Allgemeinen einen viel freieren und loseren Charakter zeigt, als das bedenkliche Wort „Sklaverei“ vermuten lassen könnte. Schon die Feldsklaven, die gewöhnlich in besonderen Siedelungen hausen, machen oft mehr den Eindruck von leibeigenen Pächtern als von völlig unselbständigen Dienern; sehr häufig aber ist das Verhältnis zwischen Sklaven und Herrn so locker, dafs von einer eigentlichen Knechtschaft gar nicht die Rede sein kann, sondern höchstens von einem Hörigkeitsverhältnis. Wenn in Kilwa ein Sklave nicht bei seinem Herrn, sondern für sich arbeiten will, so wird ihm das gegen eine jährliche Abgabe von 10 Rupien (bei Frauen von 6 Rupien) gestattet, er tritt also völlig aus der Haushaltung seines Herrn heraus¹²⁾; das scheint aber nicht nur in Kilwa, sondern auch anderwärts gerade bei den Sklaven der Fall zu sein, die sich einer gewerblichen Thätigkeit widmen. In dem gewerthätigen Bussa, wo vier Fünftel der Bevölkerung Sklaven sind, sorgen diese selbst für ihren Unterhalt und liefern nur die Hälfte ihres Einkommens an ihre Herren ab.¹³⁾ Das System herrscht überhaupt in den Ländern der Fulbe. „Ein reicher Mann in Kao,“ schreibt Richardson¹⁴⁾, „hat drei- bis viertausend Sklaven; diese läfst er auf eigne Rechnung arbeiten, und sie bezahlen ihm als ihrem Herrn und Meister eine gewisse Anzahl von Kauris monatlich; einige bringen hundert, andre drei bis sechshundert, oder auch nur fünfzig Kauris monatlich ein. Von der Aufhäufung dieser verschiedenen Zahlungen der armen Sklaven lebt der grofse Mann und ist reich und gewaltig im Lande.“ Ähnlich dürfte es sich mit den Handwerkersklaven der westlichen Fulbe verhalten.¹⁵⁾ Nach den Angaben Noirots¹⁶⁾ zerfallen in Futa die Sklaven in die drei Gruppen der Haussklaven, Handwerkersklaven und Feldsklaven; unter ihnen gelten die Handwerkersklaven (Schmiede, Schulmacher, Weber, Töpfer, Maurer, Zimmerleute und Griots) als solche höherer Ordnung, die sich selbst wieder Sklaven halten, offenbar eigne Wirtschaft führen und nur eine Abgabe an ihren Herrn zahlen. Wie sich aber aus der Masse dieser leibeigenen Gewerbetreibenden ein freier Handwerkerstand entwickeln kann, zeigt sich zu Makdischu im Somalilande, wo die einst blühende Weberei theils von Sklaven, theils von Abösch, den freien Nachkommen ehemaliger Sklaven, ausgeübt wurde.¹⁷⁾ Auch dort endlich, wo Sklaven von Handwerksmeistern als Gehülfen gebraucht werden, wie das einige schon erwähnte Angaben Staudingers über die Verhältnisse im Haufsalande vermuten lassen, entsteht kein eigentlicher Grofsbetrieb. Die Möglichkeit, dafs diese Sklaven eine gewisse Selbständigkeit erlangen und sich endlich loskaufen, scheint überall gegeben zu sein.

12) Frh. v. Eberstein in M. D. S. IX. S. 179. — 13) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers II. S. 178. — 14) Richardson, Sendung nach Centralafrika. — 15) Vgl. darüber Dölter, Ueber die Capverden nach dem Rio Grande. S. 178. Heequard, Reise nach Westafrika. S. 241. — 16) Bull. Soc. Géogr. d'Anvers 1886. S. 220. — 17) Globus 47. S. 326. — Paulitschke I. S. 293.

Ähnliches scheint von den Mandingo zu gelten, bei denen ein starker Procentsatz des Volkes sich mit der Schmiedekunst beschäftigt; hier werden die groben Arbeiten, also besonders das Ausschmieden der Eisenbarren, von Sklaven besorgt, während die freien Mandingo die feinere Schmiederei betreiben.¹⁸⁾

Aus der Sklavenarbeit also, das läßt sich nun mit Bestimmtheit aussprechen, entsteht keine höhere Organisationsform des Handwerks. Aber auch von freiwilligem Zusammenschluß der Gewerbetreibenden ist nicht viel zu bemerken; der Zwang muß von oben kommen und macht sich dann, wie wir sehen werden, auf eigenartige und echt afrikanische Weise geltend.

Ehe wir indessen diesen Verhältnissen näher treten, mag auf einen Beruf hingewiesen sein, der auf engere Kameradschaft seiner Angehörigen von selbst hingedrängt wird und in seinem ganzen Wesen zu merkwürdig ist, als daß wir ihn völlig übergehen könnten, mag auch bei ihm mehr von einer Kunst als von einem Gewerbe die Rede sein. Der Beruf der Musiker und Sänger ist es, der in Afrika bedeutungsvoll hervortritt und vielleicht als der erste sich eine gewisse primitive Organisation geschaffen oder sie von oben her erhalten hat. In den bisherigen Erörterungen ist er absichtlich wenig erwähnt worden, damit einem zusammenhängenden Überblick, für den es jetzt an der Zeit sein mag, nicht vorgegriffen würde.

Wo von afrikanischen Musikern die Rede ist, darf man freilich nicht immer an berufsmäßige Künstler denken, die sich ausschließlich der Musik widmen. Oft wird die Musik ein Nebenberuf sein, in ähnlicher Weise wie bei manchen deutschen Dorfhandwerkern, die Sonntags in der Schenke zum Tanz aufspielen und auf diese Weise ihr schmales Einkommen etwas aufbessern; von Sansibar, wo die goanesischen Handwerker oft zugleich Musikanten sind, wird das ausdrücklich bezeugt¹⁹⁾, und auch Passarge sah in Laddo (Adamaua) einen Haufsakaufmann gelegentlich als Trompetenbläser in der königlichen Kapelle mitwirken.²⁰⁾ Noch häufiger mag es vorkommen, daß ein zweiter Beruf neben der als Hauptbeschäftigung geltenden Musik ausgeübt wird, wenn es auch eine Ausnahme ist, daß die Tonkünstler zugleich als Henker dienen müssen, wie in Wadai.²¹⁾

Die Herabwürdigung des Musikerberufes in Wadai hat freilich ihre besonderen Gründe: die Musiker, Kabartû genannt, bilden hier eine eigne verachtete Kaste²²⁾, die höchst wahrscheinlich, wenn man nach den sonstigen afrikanischen Analogieen schließeln darf, nicht wegen ihres Berufes in Mißachtung gekommen ist, sondern ursprünglich ein echter Pariahstamm gewesen sein mag. Zu den Gewerben der unsteten Pariahs gehört die Musik in erster Reihe, viele von ihnen, wie ja auch die Zigeuner Europas, zeigen sich auf

18) B. Anderson, Narrative of a Journey to Musardu. S. 110. — 19) Boshart, Zehn Jahre afrikanischen Lebens. S. 209. — 20) Adamaua S. 117. — 21) S. S. III. S. 82. 239. — 22) Dies im Gegensatz zum benachbarten Baghirni, wo die Musiker ihren Ursprung vom Begründer des Staates herleiten und sich gewisser Vorrechte erfreuen (S. S. II. S. 614).

diesem Gebiete beanlagt. Derartige zigeunerhafte Musikanten werden öfter erwähnt, so aus den Wahumastaaten.²³⁾

Indessen handelt es sich nicht immer um Pariahs, wenn umherziehender Musikanten gedacht wird; der ganze Beruf drängt zur Unstetigkeit, da das Bedürfnis eines beschränkten Gebietes nach musikalischen Genüssen zu gering zu sein pflegt, um gewerbsmäßigen Musikern ein genügendes Auskommen zu ermöglichen. So wird denn durch Wanderungen das Ausbeutungsgebiet mit Bewußtsein erweitert, wofür auch wieder in Europa Parallelen vorhanden sind. Die böhmischen Musikanten und Harfenistinnen, die wandernden Kapellen von Bergleuten, die Drehorgelmänner u. s. w. sind zwar z. T. im Aussterben begriffen, aber noch bekannt genug.

An Beispielen wandernder Musiker und Sängers fehlt es in Afrika nicht, vor allem in den kultivierteren Gebieten. Staudinger begegnete ihnen häufig in den Haufsaländern²⁴⁾, Nachtigal wurde im südlichen Bornu von einem Trommler und einem Pfeifer, die gemeinsam wanderten, mit disharmonischen Klängen begrüßt²⁵⁾, in Udschidschi traf Cameron²⁶⁾ und im untern Kongogebiet Büttner²⁷⁾ fahrende Musiker. Über die Verhältnisse im nördlichen Afrika sagt Paulitschke²⁸⁾: „Dichtung pflegen und verbreiten bei den Somäl und Afar eigene Sängers, die von Stamm zu Stamm ziehen und einiges Geschick im Improvisieren besitzen. Sie sind lustige Gesellen, phantastisch geputzt, gern gesehen und, weil arm, auch gerne beschenkt, so recht das fahrende Volk der Somäl, die auch das Volkslied lebendig erhalten und sich bei freudigen Anlässen vernehmen lassen, sich aber im Ganzen in Mitleid erregender Weise den Lebensunterhalt erringen müssen. Sie tragen auch zu Pferde singend ihre Lieder vor und sind gegenüber dem Fremden um lobende, allerdings nur schablonenhafte Worte niemals verlegen. Bei den Galla giebt es keinen eignen Dichter- oder Sängersstand.“

Die Bemerkung Paulitschkes über das klägliche Dasein der berufsmäßigen Sängers dürfte von den meisten wandernden Musikanten gelten, weist aber zugleich auf einen naturgemäßen Weg, den die Entwicklung des Berufes notwendig einschlagen mußte. Wenn thatsächlich die Thätigkeit der Musiker oft nichts besseres ist als eine verschämte Bettelei, so ergiebt es sich von selbst, daß sich die hungrigen Künstler mit Vorliebe an die Wohlhabenden und die Mächtigen halten werden, die noch am ersten in stande sind Großmut zu üben. Besonders im Haufsalande stellen sich die fahrenden Musiker gern unter den Schutz eines reichen Reisenden²⁹⁾, der sich dann auch verpflichtet fühlen mag, einigermaßen für seine Klienten zu sorgen. Diesem Wunsch nach Anschluß aber kommt ein Bedürfnis der Mächtigen entgegen: Rauschende Musik und überschwänglicher Lobgesang sind ein unerläßliches Erfordernis afrikanischen Fürstenglanzes, und mag die Sanges- und Tonkunst auch auf noch so tiefer Stufe stehen, so sind

23) Emin i. P. M. 1878. S. 373. Sie sind vielleicht identisch mit den Witschwei (P. M. 1879. S. 182). — 24) H. H. S. 134. 606. — 25) S. S. II. S. 507. — 26) Quer durch Afrika I. S. 214. — 27) Reisen im Kongolande. S. 120. — 28) Paulitschke II. S. 164. — 29) H. H. S. 606.

doch die kräftigen Lungen und Fäuste berufsmässiger Musiker und die dichterische Phantasie geübter Lobsänger mehr geschätzt als der wilde Lärm der Unberufenen. So entwickelt sich das Hofmusikantentum von zwei Seiten her: Die Banden umherstreifender Tonkünstler treten in den Dienst der Fürsten und Häuptlinge, oder diese bilden selbst aus ihren Sklaven oder sonstigen tauglichen Leuten ihre Hofkapellen. Fast immer sind es Männer, die hier wie in jedem andern Kunstbetrieb sich hervorthun, nur ausnahmsweise erscheinen Weiber, die dann meist das Gewerbe der Sängerin und Tänzerin mit dem der Prostituierten verbinden. Erwähnenswert sind die Chöre singender Weiber am Hofe von Kano³⁰⁾, oder der Chor von Mädchen, den ein fahrender Musikant nebst zwei Trommlern Richardson vorführte; die Mädchen waren angeblich aus der Nachbarschaft gesammelt.³¹⁾ Von den Monbuttu, wo König Munsu eine besondere Hofkapelle besafs³²⁾, bezeugt dagegen Schweinfurth, dafs sich die Frauen niemals mit Musik beschäftigten.³³⁾

Die Musikkapellen der Könige sind oft nicht unbedeutend. Am Hofe von Benin befanden sich 300 königliche Musikanten³⁴⁾, Ngila im Hinterlande von Kamerun hatte deren wenigstens 30 in seinen Diensten.³⁵⁾ Im Marutserich fand Holub eine königliche Kapelle, über die er ausführlicher berichtet. „Die Musikbande,“ schreibt er³⁶⁾, „besteht aus etwa 20 Mann, von denen jedoch blos 6—10 auf einmal öffentlich auftreten, da stets eine hinreichende Anzahl für den Nachtdienst bereit sein mufs. So treten auch die beiden königlichen Zitherschläger meist einzeln auf. Die königlichen Musikanten müssen auch Sänger sein, um in den freien Intervallen, oder wo die Töne gedämpft werden, mit schreiender Stimme des Königs Lob zu verkündigen, oder es folgen ein bis zwei gekrächzte Strophen jedem abgespielten Musikstücke. Sie müssen sich, d. h. die für den Tag bestimmten, stets bereit halten, um des Königs Wünschen nachzukommen, um seinem Befehl zufolge dem oder jenem — mag es nun ein Würdenträger oder ein weifser Besucher sein — in seinem Hofe vorzuspielen; sie begleiten auch den König auf seinen Ausgängen, empfangen ihn, wenn er ankommt, müssen, ein bis drei Mann hoch bei den öffentlich ausgeführten Tänzen, bei Feierlichkeiten, wie bei Hochzeiten etc., doch nur auf des Königs ausdrücklichen Befehl vorspielen“.

Stellenweise ist ein Musikcorps ein Zeichen des Reichtums und des Ranges, wie an der Goldküste, wo sich reiche Leute eine Anzahl kunstvoll geschnittener Elfenbeinhörner fertigen lassen, die nötigen Künstler dazu anwerben oder kaufen und durch ein großes Fest öffentlich die Erhöhung ihres socialen Ranges bekunden.³⁷⁾ In Westafrika findet sich auch häufig die Sitte, dafs jeder Häuptling oder Prinz sein bestimmtes Signal mit untergelegtem Texte hat, woran man bei Festlichkeiten oder im Gefecht seine

30) H. H. S. 270. Hartert im Globus 52. S. 350. — 31) Sendung nach Centralafrika. S. 296. Vgl. auch S. 300. — 32) Schweinfurth i. Z. f. E. 1873. S. 12. — 33) Im Herzen von Afrika II. S. 95. — 34) Aachterlonie i. VI. Rep. Liverpool Geogr. Soc. 1897. S. 9. — 35) Hörhold-Riebe, Im Hinterland von Kamerun. S. 46. — 36) Kulturskizze S. 58. — 37) Bosman, S. 129.

Anwesenheit erkennt³⁸⁾: besonders in Aschanti waren diese Signale beliebt.³⁹⁾ Bei den Wassiba hat dagegen jeder Häuptling seine besonders gestimmte Trommel, deren Klang Jeder kennt.⁴⁰⁾ In mancherlei Weise erweitern übrigens die Musiker noch das Gebiet ihrer Kunst. Am Hofe von Dahomeh hatten sie die Aufgabe, die Landesgeschichte vorzutragen, sodafs sich dort ein förmliches Meister- und Lehrlingswesen herausgebildet hatte.⁴¹⁾ Anderswo widmen sie sich auch der Tanzkunst, wie in den Wahmastaaten⁴²⁾, oder suchen sich als Spafsmacher und Hofnarren die Gunst ihrer Herren zu gewinnen.

Es lohnt kaum die zahllosen Musikbänden aufzuzählen, die von Forschungsreisenden an den Höfen afrikanischer Herrscher beobachtet worden sind. Von Agades im Norden⁴³⁾ bis Katanga im obern Kongogebiet⁴⁴⁾, von Bussa⁴⁵⁾ und Popo⁴⁶⁾ im Westen bis zu den Dinka im Nilthale⁴⁷⁾ sehen wir Musiker als unentbehrliche Begleiter der Häuptlinge. Mächtige Herrscher, wie der von Aschanti, verfügen über eine Anzahl von Musikbänden, die bei öffentlichen Festen die Hauptstadt mit ihrem Lärm erfüllen.⁴⁸⁾

Immerhin scheint das Verhältnis der Musiker zu ihren Herrn in der Regel nicht so fest zu sein, dafs sie auf Nebenverdienste verzichten könnten oder wollten. Zum Teil liegt das wohl im Berufe selbst; auch die europäischen festbesoldeten Kapellen finden meist nicht so intensive Beschäftigung, dafs sie nicht nebenbei durch Veranstalten von Konzerten oder Aufspielen bei Tänzen ihre Einnahmen vergrößern könnten, und andererseits giebt wieder diese Möglichkeit den Brotgebern der Musiker den erwünschten Vorwand, das Gehalt der wackern Tonkünstler auf mäßiger Höhe zu lassen. In Afrika liegen die Verhältnisse ähnlich; die Musikkapellen verlieren auch dann, wenn sie im Dienste eines Häuptlings stehen, ihre genial-bettelhaften Gewohnheiten nicht und wissen namentlich von vornehmen Fremden, die ins Land kommen, durch musikalische Huldigungen Geschenke zu erpressen. Der Jammer europäischer Reisender über die durch schauerlichen Lärm der begeisterten Künstler gestörte Nachtruhe hallt aus zahlreichen Berichten wieder. In Ermangelung derartiger Opfer konzertiert wohl auch die Kapelle auf dem Markte und sammelt für den Ohrenschaums die Spenden des Publikums ein, wie man das in Loanda⁴⁹⁾, und in Yoruba⁵⁰⁾ beobachtet hat. Auch Staudinger sah die Musikbände des Herrschers von Anassarawa auf dem Markte spielen und Geld sammeln.⁵¹⁾

Vielfach ist die Musik nur ein wüster Lärm, bei dem es weder geschickter Leitung noch besondrer Übung bedarf. Aber das ist nicht überall so. Die

38) Cruickshank, Ein 18jähr. Aufenthalt an der Goldküste. S. 283. — 39) Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante. S. 275. Bowditch, Mission nach Aschantee. S. 401. — 40) Hermann i. M. D. S. VIII. S. 51. — 41) Dalzel, Geschichte von Dahomy. S. 44. — 42) Speke, Entdeckung der Nilquellen I. S. 339. — 43) Barth I. S. 448. — 44) Cameron, Quer durch Afrika I. S. 307. — 45) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers II. S. 146. — 46) Ménager i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1878. S. 163. Isert, Neue Reise nach Guinea. S. 66. 120. — 47) Emin S. 374. — 48) Ramseyer und Kühne a. a. O. S. 67. — 49) Tams, Die portugiesischen Besitzungen in SW-Afrika. S. 108. — 50) Lander a. a. O. I. S. 75. — 51) H. H. S. 135.

Musiker sind vielleicht die ersten, die eine gewisse Organisation besitzen, mag sie auch sehr unvollkommener Art sein. Die Neigung dazu wird schon durch den Umstand unterstützt, daß ein gewisses Zusammenspiel der Kapellen nötig ist, obwohl die Ansprüche in dieser Hinsicht meist gering sein dürften; aber es treten noch weitere Umstände hinzu. Bei ihrem Wanderleben bilden die Musiker ohnehin selbständige soziale Gruppen, die der Leitung bedürfen, bei der vielleicht weniger musikalische Talente als Geschäftsgewandtheit in Betracht kommen; damit unterliegen die fahrenden Musikanten einem Zwange, der auch andre von der Gesellschaft losgelöste und nicht durch Familien- oder Stammesbände schon eng vereinigten Gruppen dazu geneigt macht, sich zu organisieren, wie etwa die ans allerlei Volk zusammengeströmten Rüberhaufen⁵²⁾, oder wie die Blinden, die in Senegambien truppweise betteln⁵³⁾ und bei Kano ein eignes Dorf besitzen.⁵⁴⁾ Vereinzelt kommt unter den Musikern wohl auch der Fall vor, daß ein besonders geschickter Sänger oder Tänzer eine Musikbände in seinen Sold nimmt, die dann natürlich ganz unter seiner Führung steht.⁵⁵⁾

Die größeren, seßhaften Hofkapellen können eines Dirigenten ebenfalls nicht entraten. In Uganda sind mehrfach Musikbänden mit einem Kapellmeister an der Spitze beobachtet worden.⁵⁶⁾ Bei den Wassibasultanen unweit Bukoba am Viktoria-See tritt der Musikdirektor zugleich als Clown auf⁵⁷⁾, während nach Kollmanns Angabe ein Katikiro, ein Beamter des Sultans, eine tanzende und lärmende Kapelle von der Seite her dirigierte, ohne sich selbst am Tanze zu beteiligen.⁵⁸⁾ „Eine Kapelle,“ schreibt Hermann⁵⁹⁾, „die gleichzeitig spielt und tanzt, besteht aus einem Topftrommelträger, einem Langtrommelträger und etwa acht Flötisten, deren Instrumente verschieden gestimmt sind, meist auf Terz. Die Musik klingt melodisch. Der Langtrommelträger ist der Clown der Kapelle. Jeder Häuptling hat mehrere Kapellen verschiedener Güte, die täglich bei ihm spielen. Angesehene Fremde werden mit Musik eingeholt.“ Im Sudan giebt es ebenfalls Kapellmeister, so an den meisten Höfen von Adamaua. „Untergeordnete Beamte,“ sagt Passarge⁶⁰⁾, „sind der Trommelkönig und der Flötenkönig. Sie haben die königliche Musikkapelle unter sich, musizieren aber auch gegen Bezahlung bei Festlichkeiten in Privatkreisen.“

Unmerkliche Übergänge verbinden den Beruf des Musikers mit denen des Tänzers und des Possenreifers. Die wandernden Sänger des östlichen Sudan heißen bei den Arabern allgemein Haschasch (Spaßmacher), während sie bei den Niam-niam dieselbe Bezeichnung führen wie die Prostituierten; sie treten auch an Hofe der Häuptlinge auf, wo ihnen allerdings der Hofnarr Konkurrenz zu machen pflegt.⁶¹⁾ In Abessinien giebt es gewerbsmäßige

52) Eine solche Rübergerossenschaft schildert Passarge (Adamaua S. 313). — 53) Golberry, Reise durch das westliche Afrika II. S. 285. — 54) Denham und Clapperton, Reisen und Entdeckungen. S. 562. — 55) Lander u. a. O. I. S. 181. — 56) Wilson-Felkin, Uganda I. S. 111. — 57) Graf Schweinitz, Durch Ostafrika. S. 129. — 58) Der Nordwesten unsrer ostafrikanischen Kolonie. S. 69. — 59) M. D. S. VII. S. 51. — 60) Adamaua S. 491. — 61) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II. S. 34. 55.

Possenreißer, die bei Festlichkeiten nicht fehlen, aber auch bei günstiger Gelegenheit der Satire huldigen, letzteres nicht immer zu ihrem Heile; Ras Michael liefs ihrer einst eine Menge niederhauen, die ihn bei der Rückkehr von einem verunglückten Feldzuge mit Spott überschüttet hatten.⁶²⁾ Gewerbmäßige Tänzer finden sich noch häufiger. Oft wird der Beruf nur vorübergehend ausgeübt, so wenn sich junge Dschaggamädchen zusammenthun, unter der Führung einer älteren Frau tanzend im Lande umherziehen und mit Zeugen und Perlen belohnt werden.⁶³⁾ Diese Mädchen sind nicht Prostituierte, ein Vorzug, dessen sich die Mädchen gewisser algerischer Nomadenstämme nicht rühmen können, die als Tänzerinnen nach den Städten der Nordküste kommen. Wandernde Tänzer sah Roget im Uellegebiet⁶⁴⁾, noch häufiger scheinen sie in Unyamwesi zu sein, wo Tänzer und Tänzerinnen truppweise umherziehen, begleitet von Sängern und Trommelschlägern beiderlei Geschlechts.⁶⁵⁾ An der Goldküste finden sich neben den fahrenden Tänzerinnen auch reisende Tanzmeister⁶⁶⁾, Adams erwähnt umherziehende Tänzerinnen aus Benin⁶⁷⁾, während weiter im Norden die Griots das Monopol des berufsmäßigen Tanzes besitzen und ihre Weiber als Tanzlehrerinnen gesucht sind.⁶⁸⁾ Bouche endlich erzählt von der Sklavenküste: „Man sieht Tänzer von Beruf von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf wandern und ihre Künste zeigen. Die Zuschauer klatschen zur Begleitung der Musik und des Gesanges in die Hände.“⁶⁹⁾

2. Hofhandwerker.

Das Beispiel der Hofmusiker ist lehrreich, weil es zeigt, wie jedes der kleinen Machtzentren des nigritischen Afrikas mit Notwendigkeit die gewerblichen Berufe in seine Kreise ziehen und auf sie einwirken muß. Man kann weiter gehen und behaupten, daß das Häuptlingswesen manche Berufe erst schafft, daß unter seinem Einfluß die Arbeitsteilung weiter getrieben wird, als der sonstigen Kulturhöhe des Volkes entspricht. So finden wir an den „Höfen“ der Negerhäuptlinge teils die geschicktesten Handwerker im Dienste der Herrscher verwendet, teils neue Funktionen geschaffen, deren Träger sich dann vielleicht, indem sie gleich den Hofmusikern auch nebenbei für das Volk gegen Bezahlung arbeiten, zu wirklichen Gewerbetreibenden umbilden. Am Hofe des Muata Jamwo befanden sich neben eigenen Schmieden, Köchinnen und Musikern des Königs auch besondere Haarkünstler¹⁾, von deren Beruf sonst in Afrika wenig zu hören ist.

Daß man tüchtige Handwerker an den Hof beruft, wird mehrfach erwähnt. Bei den Monbuttu halten sich die besten Schmiede in der Residenz

62) Bruce, Reise nach Abessinien. S. 139. — 63) Volkens, Der Kilimandscharo. S. 252. — 64) Bull. Soc. Roy. Belge de Géographie 1891. S. 122. — 65) Böhm i. Mitt. d. Afrikan. Gesellschaft III. S. 13. — 66) Klemm, Kulturgeschichte III. S. 307. — 67) From Cape Palmas to the River Congo. S. 115. — 68) Lemaire, Africaines. S. 109. — 69) P. Bouche, La Côte des Esclaves. S. 97.

1) Pogge, Im Reiche des Muata-Jamwo. S. 231.

des Fürsten auf²⁾, am Hofe von Uganda befand sich ein königlicher Messerschmied, außerdem ein Aufseher der Rindenstofffabrikation, der vielleicht Hofhandwerker unter sich hatte, und in Dahomeh, wo die Amazonen ihr schon erwähntes Töpfermonopol ausübten, waren Gold- und Silberschmiede am Hofe beschäftigt.³⁾ Die Berichte aus Dahomeh beweisen freilich, daß die Gunst des Hofes ein sehr zweifelhaftes Glück sein kann. Der König liebte es, tüchtige Handwerker an den Hof zu ziehen und ausschließlich für seine Zwecke arbeiten zu lassen, bezahlte sie aber erbärmlich oder überhaupt nicht und wirkte so eher zerstörend als fördernd auf den Gewerbfleiß ein. Auch anderwärts, wie z. B. in Persien, führen die an den Hof berufenen Handwerker ein unerfreuliches Dasein, da die zeitweilig niederrauschende Geldflut in den oberen Regionen hängen bleibt und kaum ein Tropfen auf sie als die bedeutungslosesten Anhängsel des Hofwesens herabfällt.

In Afrika ist dergleichen freilich nicht allgemein. Leute, die einen selbständigen Beruf haben, werden wohl überhaupt nur in der Weise beschäftigt, daß sie einen Teil der Produkte an den Hof abzuliefern haben und den Rest selbst verwerten dürfen; in diesem Verhältnis dürften die Elefantenjäger, die z. B. am Kilima-Ndjaru vielfach von Häuptlingen in Dienst genommen werden⁴⁾, zu ihren Herrn stehn, oder die Flusspferdjäger, die dem Hofe des Marutsereiches angehören⁵⁾, zum Herrscher dieses Landes. Es wiederholt sich hier im Grunde nur in größerem Mafsstabe der Zustand halber Abhängigkeit, in dem viele gewerbtreibende Sklaven sich ihrem Herrn gegenüber befinden, ja die Erscheinungen sind oft geradezu identisch, da nach einer weitverbreiteten afrikanischen Rechtsanschauung die Unterthanen eines Fürsten nichts anderes sind als seine Sklaven.

Die für Afrika typische Entwicklung ist in diesen Beispielen noch nicht gegeben. Um sie zu verstehen, ist es nötig die afrikanischen Regierungs- und Hofverhältnisse mit wenigen Worten darzulegen.

Die Häuptlingschaft ist bei den Negern ursprünglich nichts weniger als eine reine Autokratie, sondern enthält, auch wenn sie stark ungebildet ist, zum mindesten noch Reste einer früheren, eng mit der ganzen Volksentwicklung verknüpften Organisation. Das Sippenwesen, das hier wie überall mit totemistischen Vorstellungen verbunden war, ist in Afrika meist sehr dem Stammesverband gegenüber zurückgetreten, an dessen Spitze der Häuptling steht, ohne daß es doch seinen Einfluß ganz verloren hätte. Die den Sippen vorstehenden natürlichen Führer, die Ältesten oder Einflußreichsten dieser großen Verwandtengruppen, bilden eine dem Häuptling zur Seite stehende Ratsversammlung, für die der Kürze wegen der anspruchsvolle Name Kronrat gewählt sein mag. Ob die Sippen dabei noch mütterrechtlich organisiert oder schon zum Vaterrecht übergegangen und in der Auflösung in patriarchalische Familien begriffen sind, ist zunächst bedeutungslos, nur daß sich

2) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria I. S. 117. — 3) Laffitte, Le Dahomé. S. 154. — 4) Volkens, Der Kilimandscharo. S. 246. — 5) Holub, Sieben Jahre in Südafrika II. S. 156.

mit zunehmender Auflösung natürlich auch der Einfluss vermindert. Man sollte nun erwarten, daß sich aus diesen gesunden Anfängen eine Art geregelter Volksvertretung entwickeln müßte, aber der allem freiheitlichen Wesen wie aller Regelmäßigkeit wenig günstige Charakter des Negers sorgt dafür, daß die ursprüngliche Eigenart des Kronrats bald zersetzt und entstellt wird. Allerlei Würdenträger, die ihr Amt der Willkür des Häuptlings verdanken, werden in ihn aufgenommen und drängen die ursprünglichen Beisitzer in den Schatten, Verwandte des Königs treten an die erste Stelle, gefügige Sklaven ersetzen die freien Ratgeber, und zuletzt besteht oft der ganze Rat aus einem bunt zusammengesetzten Haufen nebst einigen Beamten im engeren Sinne, die ihres Amtes und meist auch ihres Lebens wenig sicher sind.

Aus diesem Wirrwarr aber entwickelt sich ein neuer Zustand. Von der Masse des Kronrats beginnen sich einzelne Personen abzuheben, denen bestimmte Aufgaben der beratenden und ausführenden Gewalt zufallen; zum Teil sind es Territorialhäuptlinge, denen die Verwaltung der verschiedenen Bezirke des Landes anvertraut ist, zum Teil aber auch Würdenträger, die man mit den Ministern der Kulturreiche vergleichen kann. Im Sudan ist diese Umbildung vielfach schon weit fortgeschritten, im heidnischen Afrika wenigstens in ihren Anfängen zu erkennen, und in beiden Fällen wird sie für die Handwerker bedeutungsvoll und trägt zu ihrer Organisation bei, freilich auf zwei ganz verschiedenen Wegen: entweder erscheinen die Gewerbetreibenden selbst oder doch die Tüchtigsten unter ihnen als Mitglieder des Kronrats, oder bestimmte Würdenträger werden zu ihren Vertretern im Kronrat ernannt.

Am häufigsten treffen wir im Rate der Fürsten Gewerbetreibende, deren Beruf erst durch die Bedürfnisse des Hofes geschaffen worden ist. Den Scharfrichter, der vielleicht an erster Stelle zu nennen wäre, kann man nicht wohl zu den Gewerbetreibenden rechnen, wohl aber den Koch mit seinen Berufsverwandten. In Uganda gehören dem Rate außer den wirklichen Häuptlingen der Oberkoch und der Oberbrauer an⁶⁾, in Dahomeh zählte der Hofkoch zu den hohen Würdenträgern⁷⁾, und in Aschanti spielte dieser Beamte, der einen goldenen Löffel als Würdezeichen trug, eine große Rolle.⁸⁾ Dasselbe gilt vom Oberkoch am Hofe von Nupe⁹⁾ und vom Obermundschenk und Oberküchenmeister in Bornu¹⁰⁾; in Jakoba findet sich auch ein Hofschlächter.¹¹⁾

Andre Gewerbetreibende gelangen seltener zu so hohen Ehren. Auch die Musiker am Hofe des Kazembe zählen nur zum niederen Adel¹²⁾, und daß der Trommel- und der Flötenkönig in Adamaua keine hohen Beamten sind, ist schon erwähnt. Wenn am Hofe des Sandehfürsten Semio jeder seiner

6) Wilson-Felkin, Uganda I. S. 98. — 7) Laffitte, Le Dahomé. S. 89. —

8) Ramseyer und Kühne, Vier Jahre in Asante. S. 92. — 9) Post, Afrikanische Jurisprudenz I. S. 235. Rohlfs i. P. M. E. 1872. S. 87. — 10) Rohlfs, Land und Volk in Afrika. S. 99. — 11) Rohlfs, Quer durch Afrika II. S. 156. — 12) Valdez, Six years of a travellers life in Western Africa II. S. 234.

Kriegshauptleute zugleich ein Handwerk treiben muß¹³⁾, so liegt hier wohl mittelbar arabischer oder europäischer Einfluß zu Grunde, sodaß das sonst sehr interessante Beispiel nicht ganz in die zu besprechende Reihe gehört. Bestätigt wird diese Vermutung durch die Angaben Le Marinels. Der Oberhäuptling der benachbarten Sakara ist von ehemaligen sudanischen Sklaven umgeben, die in ägyptischen Diensten allerlei Handwerke und Fertigkeiten gelernt haben und deshalb außerordentlich geschätzt werden.¹⁴⁾ Dagegen fanden sich zu Pagnesi in Futa der Schmied, der Schuhmacher und der Griot als Hofbeamte, unter denen der erste und der letzte besonders geschätzt waren; von jedem im Ort geschlachteten Stiere erhielt den Kopf der Griot, Eingeweide und Lenden der Schmied, die Haut der Schuhmacher.¹⁵⁾ Dieser Fall ist um so merkwürdiger, als in diesem Gebiete die Griots und auch die Schmiede eine halb gefürchtete und halb verachtete Kaste bilden. Noch bemerkenswerter aber ist es, daß der Hofschmied zugleich die Aufsicht über seine Genossen hat und anscheinend auch ihre Abgaben einzieht, die in Gestalt von Eisenwaren an den König geliefert werden. Hier treten also schon die finanziellen Rücksichten hervor, die anderwärts den weitern Fortgang der Entwicklung begünstigt haben. Als Parallele ist zu erwähnen, daß in Saria der Schmiedeobermeister zu den Großen des Reiches gerechnet wird.¹⁶⁾

Wo die Königsmacht sich nicht übermächtig entwickelt hat, können Gewerbetreibende auch wohl durch ihren Reichtum Einfluß und Würde erlangen. So berichtet Klose aus Kete im Hinterlande von Togo, daß die dort angesiedelten Hausa ihren eignen Oberhäuptling wählen, daß aber auch einige privilegierte große Schächtermeister zu den Häuptlingen gerechnet werden.¹⁷⁾

Einen ganz eigenartigen, echt afrikanischen Entwicklungsgang hat die Verbindung der Häuptlingsmacht mit dem Gewerbeswesen am untern Kongo eingeschlagen; die Neigung zu Monopolen, die allen Negern im Blute steckt, und die Freude an geheimen Verbindungen wirken hier zusammen, um eine ganz besondere Organisation hervorzurufen, über die leider bisher, soviel sich übersehen läßt, nur ein einziger brauchbarer Bericht vorliegt. Es sind die Angaben Liebrechts¹⁸⁾, die hier ihrer Wichtigkeit wegen im Zusammenhang folgen mögen.

„Die Dörfer der Eingebornen,“ schreibt Liebrechts, „liegen oft gruppenweise zusammen. Sie leben auf Gegenseitigkeit und ergänzen einander gewissermaßen. Jede Gruppe hat ihre mehr oder weniger ausgeprägte Specialität! Die eine betreibt den Fischfang, die andre erzeugt Palmwein; eine dritte widmet sich dem Handel und ist der Banquier der andern, der Alles was von außen kommt, der Gemeinschaft zuführt; die nächste hat sich die Arbeit in Eisen und Kupfer vorbehalten, sie fertigt Kriegs- und Jagd Waffen, verschiedene Gerätschaften u. s. w. Niemand aber kann das Gebiet seiner

13) Gustin in *Mouvement Géographique* 1898. S. 230. — 14) *Bull. Soc. Roy. de Belge Géogr.* 1893. S. 34. — 15) Hecquard, *Reise in Westafrika*. S. 145. — 16) H. H. S. 594. — 17) *M. D. S. IX.* S. 208. — 18) Mitgeteilt von Lemaire, *Au Congo*. S. 57 f.

Sonderthätigkeit überschreiten, ohne sich der Gefahr eines allgemeinen Verfalls auszusetzen.

„Es versteht sich von selbst, daß die arbeitsamste Gruppe auch die reichste sein wird. Da nun Reichtum und Macht sich gern verbinden, so bilden sich in den Dörfern Vereinigungen, die sich bestreben alle Frucht der Arbeit an sich zu reifen. Zu diesem Zweck wird ein Einverständnis zwischen den Häuptlingen, den Fetischpriestern und den geschicktesten Arbeitern hergestellt, und diese Verbindung, die schon an und für sich sehr mächtig ist, giebt sich überdies den Charakter der Heiligkeit! Die Geschicklichkeit der Handwerker wird aus einer übernatürlichen Quelle abgeleitet. Diese Gesellschaften erklären, daß Niemand ohne große Gefahr ähnliche Arbeiten unternehmen könne; die Masse des Volkes wird also gewaltsam der Möglichkeit beraubt, ihre Geschicklichkeit für die Arbeit zu zeigen. Dagegen arbeiten die Begünstigten trotz ihres Reichtums mit einem überaschenden Eifer; müssen sie übrigens nicht allen Anforderungen zu genügen suchen, für die sie sich (mit welcher Absicht, haben wir eben gesehen) das Monopol gesichert haben? Man glaube ja nicht, daß sie besondere Eigenschaften besitzen. Wie oft habe ich die Eingebornen mit halblauter Stimme sagen hören: „wir könnten diese Arbeit auch ausführen und besser als dieser oder jener, aber sie sind alle Fetischleute, die zusammenhalten und uns bei dem geringsten Versuche, den Stand der Dinge zu ändern, töten würden.“

Diese Angaben bestätigt Masui¹⁹⁾, der von den Schmieden insbesondere sagt: „Die Schmiede sind oft Leute von Bedeutung . . . Sie besitzen den sogenannten Fetisch, der ihnen gestattet diesen Beruf auszuüben, und die Nichteingeweihten sind überzeugt, daß es unmöglich sein würde mit ihnen zu wetteifern.“

Wahrscheinlich ist diese echt afrikanische Organisation des Gewerbes weiter verbreitet, als sich zunächst erkennen läßt, wenigstens in den Gebieten, in denen Geheimbünde vorhanden sind; auch bei den Kaffern deutet manches auf ihr Dasein hin (vgl. S. 63). Sie ist bezeichnend für die Art, wie der Neger und insbesondere der westafrikanische das Problem der Arbeitervereinigung anfängt, falls es überhaupt am Horizonte seiner Gedankenwelt erscheint.

3. Gewerbeaufsicher am Hofe.

Daß Handwerker selbst als Vertreter ihrer Berufsgenossen im Kronrat erscheinen, ist verhältnismäßig selten; weit häufiger sehen wir als Aufseher und Fürsprecher der Gewerbetreibenden Persönlichkeiten erscheinen, die an sich nichts mit den ihnen Unterstellten zu thun haben, sondern durch den Willen des Herrschers zu ihrem Amte berufen worden sind. Diese Verhältnisse aber haben eine Vorstufe, deren Kenntnis die Einsicht in die auf diese Weise entstehende Gewerbeorganisation sehr erleichtert.

19) D'Anvers à Banzyville (Lemaire, Au Congo. S. 59) und Masui S. 281.

Afrikanische Reiche größeren Umfangs sind selten einheitliche Gebilde, und am allerwenigsten sind das die Staaten in der ethnographischen Mischzone des Sudan, in der sich die verschiedensten Volkselemente wirt durcheinanderschieben. Das Oberhaupt des Staates, das dieses Konglomerat von Stämmen zu leiten hat, ist gezwungen, durch Persönlichkeiten seines Hofes mit den einzelnen Volksgruppen in Verbindung zu bleiben, und diese Gruppen selbst wieder müssen den dringenden Wunsch hegen, am Hofe durch Männer ihres Vertrauens vertreten zu sein, in derselben Weise, wie in primitiveren Verhältnissen die Sippenhäupter im Kronrate erscheinen. So entstanden Hofämter, die ursprünglich Angehörigen der verschiedenen Stämme, besonders natürlich den Unterabteilungen des eigentlichen Herrschervolkes anvertraut waren, und deren Inhaber zugleich irgend eine andre Funktion ausübten. In Adamaua ist das an islamitischen Höfen noch recht gut zu beobachten. „Gewissermaßen als Beamte,“ schreibt Passarge¹⁾, „sind auch die Vertreter der verschiedenen Nationen aufzufassen, welche an keinem größeren Hofe fehlen und den Titel Galadima führen. So giebt es fast in jeder Stadt einen Galadima der Fulbe, der Araber, der Kanuri und der Hausa, in Jola sogar für jede größere Hausaprovinz besondere Konsuln, z. B. für Muri, Saria, Kano, Sokoto, Katsinna, sogar für Gobir. In Ngaundere hatten auch die Baia und Mbum ihren Galadima. Die Konsulu haben die Interessen ihrer Landsleute beim Sultan zu vertreten, und sie vermitteln überhaupt den Verkehr zwischen jenen und dem Herrscher, bringen z. B. dessen Befehle ihren Landsleuten gegenüber zur Ausführung.“ Vielfach liegen freilich die Verhältnisse nicht mehr so klar, und die Willkür der Fürsten hat weniger geeignete Personen, selbst Sklaven, auf diese Posten berufen. Zustände dieser Art traf Nachtigal in Dar-For: eine ganze Anzahl von Hofämtern sollte dem Herkommen nach mit Leuten aus den einzelnen Stammesgruppen der For besetzt sein, doch wurde diese Vorschrift nur noch mangelhaft beobachtet. Einem besondern Beamten war die Aufsicht über alle Leute anvertraut, die ohne Stammeshäupter im Lande lebten, zugleich war er Oberscharfrichter.²⁾ In Wadai wird die Stelle der Stammesvertreter von Beamten eingenommen, die bestimmte Distrikte vertreten, in Bornu erscheinen beide Formen der Verwaltung, die tribale und die territoriale, neben einander. Schutzherrn der Fremden sind im Sudan noch häufig zu finden.³⁾ In weniger kultivierten Gebieten mufs sich ja ohnehin jeder beeilen, sich unter den Schutz eines Mächtigen zu stellen, den er durch Geschenke günstig stimmt.⁴⁾

Erinnern wir uns nun, welche außerordentliche Verbreitung das Stammesgewerbe in Afrika besitzt, so wird die Art und Weise leicht verständlich, auf die man zu Vertretern der Handwerker am Hofe gelangen mufts: Vielfach wird der „Konsul“ eines Stammes damit zugleich eine bestimmte Gruppe von Gewerbetreibenden vertreten haben, etwa wie der Abù Dschinginga an Hofe zu Dar-For, dem die Woll- und Haarbeit, eine besondere

1) Adamaua S. 491. — 2) S. S. III. S. 431. — 3) Vgl. Hartmann, Die Völker Afrikas. S. 229. — 4) Genaueres darüber bei Post, Afrikanische Jurisprudenz I. S. 176.

aus dem For-Stamm abgezweigte Gruppe, unterstellt waren.⁵⁾ Es bedurfte nur eines Schrittes, um auch über die nicht als Stamm vereinigten Handwerker Beamte zu setzen und damit die Berufsgenossen zu einer gewissen Organisation zu zwingen oder doch ein Gefühl der Gemeinsamkeit in ihnen zu erwecken.

Indes würden die Regierenden kaum ein großes Interesse an diesen Einrichtungen haben, wenn nicht ein anderer entscheidender Beweggrund hinzuträte, nämlich der Wunsch nach einer geordneten Besteuerung der Gewerbetreibenden. Hier liegt die treibende Kraft der ganzen Entwicklung. Alle Beamten, die im Kronrat einigermassen den Ministern Europas entsprechen, sind in Wirklichkeit vor allem Finanzbeamte, die weniger die Aufgabe haben, das Wohl ihrer Schutzbefohlenen zu fördern, als für richtigen Eingang und reichlichen Ertrag der Steuern zu sorgen. Natürlich werden sie auf diese Weise, da sie ein Mittelglied zwischen dem Fürsten und bestimmten Volksgruppen bilden und die Bedürfnisse und Wünsche beider zu vereinigen haben, gelegentlich auch zu Fürsprechern der ihnen zur Ausbeutung Überwiesenen, denn sie thuen klug die Henne nicht zu schlachten, die auch ihnen selbst goldne Eier legte. Wie bedeutend übrigens die gewerblichen Abgaben sein können, beweist die Notiz Nachtigals, daß zu seiner Zeit in Dar-For jährlich etwa 100 000 Stück Baumwollgewebe als Steuer eingingen, während außerdem die Grundsteuer und ein Teil der Zölle in denselben Stoffen erhoben wurden.⁶⁾ Es sind nicht an erster Stelle die Handwerker, die ihre Aufseher am Hofe haben, sondern die Fischer, Jäger u. dgl. sowie die Kaufleute und Marktbesucher. In Loango gab es Aufseher des Marktes, der Gewässer und der Wälder, die im Grunde nichts anderes als Steuererheber waren⁷⁾, und der „Handelsminister“ von Dahomeh hatte auch keine andre Aufgabe.⁸⁾ Im Marutserreiche, wo die Haupteinkünfte des Fürsten aus Domänen fließen, sind die Verhältnisse entsprechend geordnet. „Verschiedene Würdenträger,“ schreibt Holub⁹⁾ „sind als Unterhüuptlinge, Vice-Statthalter, als höhere und niedere Beamte über größere und kleinere Städte und Dörfer, beschränktere Landstriche und über Kolonien gestellt, die für den König allein Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei betreiben. Allein auch die nicht solche Kolonien Beaufsichtigenden haben über die Erwerbszweige in ihren Niederlassungen und Landstrichen zu wachen und auf die Regelmäßigkeit der Abgaben ihr Hauptaugenmerk zu richten.“ Zum engeren Rat des Fürsten gehörten hier außer dem Scharfrichter und mehreren Leibärzten auch der Aufseher der in der Residenz angesiedelten Fischer und der oberste Kahnfiseher. Auch an den Höfen von Adamana findet sich ein „Wasserkönig,“ der die königlichen Bote beaufsichtigt und an Flußübergängen Steuern erhebt¹⁰⁾, und in Logone sah Nachtigal einen „Herrn des Fischfangs“ und einen „Herrn des Waldes

6) S. S. III. S. 463. — 7) Proyart, Geschichte von Loango und Kakongo. S. 111. Degrandepié, Reise nach der westlichen Küste von Afrika. S. 92. 93. — 8) Laffitte, Le Dahomé. S. 154. — 9) Kulturskizze S. 20. — 10) Passarge, Adamana. S. 490.

und Wildes,“ deren Vorgänger der Sage nach die ursprünglichen Herrscher des Landes waren, sich aber kultivierteren Einwanderern unterworfen und den Rang der obersten Hofwürdenträger erhalten hatten.¹¹⁾ Wahrscheinlich handelte es sich um Stammesvertreter, die zugleich als Finanzbeamte von ihren mit Fischerei und Jagd beschäftigten Schutzbefohlenen die Abgaben zu erheben hatten. Auch ein Hafenmeister wird hier erwähnt.¹²⁾ In Dar-For wieder hatte ein besonderer Beamter die Honigsteuer einzutreiben, während die Masse der übrigen Abgaben an einen Generalsteuereinnahmer zu zahlen war.¹³⁾

Die Beamten, die über Jagd und Fischerei gesetzt sind, bilden bereits den Übergang zu den eigentlichen Gewerbeaufsehern, die im Sudan vielfach vertreten sind, so u. a. in Katsena, wo ein Minister der Färberei und des Handels waltete.¹⁴⁾ Dafs sie in dem verhältnismäfsig hochkultivierten Bornu fehlen, erklärt sich wohl aus der von den Forschungsreisenden oft gerühmten Handels- und Gewerbefreiheit, die in diesem Reiche herrschte und den Handel sowie die gewerblichen Tätigkeiten, wenigstens solange sie ehrlich gehandhabt wurde, auferordentlich begünstigt hat.¹⁵⁾ Anders in Dar-For. Hier fand sich unter den Hofbeamten der Abū'l Haddād oder Mirong Sajal, der das Oberhaupt der Schmiede war, ihre Abgaben an Lanzen, Wurfeisen, Messern, Äxten u. s. w. einzuziehen hatte und seine eignen Einkünfte aus derselben Quelle schöpfte¹⁶⁾; er gehörte zur höchsten Rangklasse und durfte kein Sklave sein. Zu ihm gesellten sich als weniger angesehene Beamte der oben erwähnte Aufseher der Wollarbeiter, der Chef der Lederarbeiter und endlich der Herr aller Zeltmacher, Leder- und Wapppanzerarbeiter, die im unmittelbaren Dienste des Königs standen.¹⁷⁾ In Baghirni erscheint neben dem Oberhenker, dessen Einkünfte zum Teil aus den Kleidern der Hingerichteten bestehen, der Chef der Musikanten, während ein Eunuch Oberhaupt der Schmiede ist und Abgaben von allen im Lande gefertigten Lanzen, Messern und Ketten bezieht; nur die Wurfeisen sind steuerfrei.¹⁸⁾

In Wadai ist der Schmiedesultan zu einer seltsamen Figur geworden, wohl unter dem Einflufs der allgemeinen Verachtung, in der die Schmiede stehen. Wenn er zugleich als Schattenkönig auftritt, so vereinigt er in sich zwei Eigenschaften, die an sich nichts mit einander zu thun haben; derartige Schattenkönige, die entweder Reste früherer Dynastien sein mögen oder den Zweck haben, Zauberei und bösen Blick vom Herrscher abzuwenden, finden sich auch sonst, ohne deshalb im Zusammenhang mit dem Schmiedegewerbe zu stehen. Über den Schmiedesultan von Wadai sagt Nachtigal: „An sich von geringer Bedeutung und dennoch in vieler Beziehung den Vorrang einnehmend, ja dem Scheine nach als wirklicher Sultan behandelt, ist der Sultā-nel-Haddadū (König der Schmiede), ein mit den Emblemen des Sultans ausgestatteter Schattenkönig ohne wirkliche Macht. Seine Frauen heifsen, gleich

11) S. S. II. S. 535. — 12) S. S. II. S. 537. — 13) S. S. III. S. 426. — 14) Barth II. S. 427. — 15) Rohlf's in P. M. E. 1868. S. 60. S. S. II. S. 690. — 16) S. S. III. S. 427. — 17) S. S. III. S. 432. — 18) S. S. II. S. 615. — 19) S. S. III. S. 234.

denen des Herrschers, Habábát, seine Töchter Meïram (Prinzessin); er hat das Vorrecht, vor dem Sultan unbedeckten Hauptes, mit dem Bernús bekleidet, zu erscheinen und auf einem Teppich zu sitzen. Seiner Verwaltung sind die Schmiede unterstellt, über welche ihm allein die Rechtsprechung zusteht. Er muß im Qorán belesen sein, ist Leibarzt des ganzen königlichen Hauses und darf als solcher den Harem betreten; sein trauriges Amt ist es auch, bei dem Regierungsantritt die Brüder, resp. die Neffen und Vettern des Sultans zu blenden. Es gehört ferner zu seinen Obliegenheiten, wöchentlich den Kopf des Sultans zu rasieren, auch hat er den Leichnam des verstorbenen Sultans zum Begräbnis vorzubereiten. Von seinen Quasi-Unterthanen hat der Sultan der Schmiede die Spaten, Beile, Messer, Lanzen und Ketten einzuziehen, welche dem König als Steuer entrichtet werden. Die Zahl beläuft sich auf einige tausend Stück von jeder Gattung —, und seinerseits empfängt er den vierten Teil der Gegenstände, die er abliefern.“ Die Zwitterstellung dieses Schmiedesultans ist eine Ausnahme, die sich aus historischen Gründen erklären mag. Sein Berufsgenosse, der „Fürst der Eisenarbeiter“ zu Jakoba im Haufsalande, ist einer der angesehensten Hofbeamten, der ein prächtiges Gebäude bewohnt²⁰⁾; übrigens scheint er selbst das Gewerbe des Schmiedes zu treiben, bildet also eine interessante Übergangsform von den Handwerkern im Kronrat zu den Gewerbeaufsehern. Es mag übrigens daran erinnert sein, daß im Haufsalande an den Schmieden kein Makel haftet.

In Jakoba erscheinen auch andere Gewerbeaufseher oder Obermeister unter den Hofbeamten, wenn sie auch dem Schmiedesultan an Einfluß nachstehen; Rohlf's nennt ausdrücklich den Marktsultan, den Schlächter- und den Schneidersultan.²¹⁾ Sie sind ebenfalls, obwohl Hofbeamte, doch zugleich wirkliche Meister ihres Gewerbes, ebenso wie der Schmiedeobermeister zu Saria, der zu den Großen des Reiches gerechnet wird.²²⁾ Auf diese Weise entsteht ein viel engerer Zusammenhang zwischen Aufsehern und Schutzbefohlenen, als das sonst der Fall ist.

Dieser engere Zusammenschluß wird auch in anderer Weise vorbereitet, durch die Neigung zu gemeinsamer Arbeit nämlich, die gerade primitiven Völkern eigen und eines der mächtigsten Hilfsmittel ihrer Tätigkeit ist. Über diese Erscheinung und manches andre, das sich an sie knüpft, giebt Karl Büchers Werk über „Arbeit und Rhythmus“ erschöpfende Auskunft. Hier mag an die Art gesellschaftlicher Arbeit erinnert sein, wie sie in den Männer- oder Gemeindegäusern Melanesiens, Afrikas und Südamerikas üblich ist, in denen sich die Männer zu gemeinsamen Mahlzeiten und Gelagen, aber auch zur Arbeit versammeln. In Afrika finden wir noch ein ganz typisches Beispiel in Wadai. „Sind die Dörfer,“ schreibt Nachtigal²³⁾, „einigermaßen bedeutend, so finden wir darin drei öffentliche Hütten, von denen eine für die „Alten“ (Solo), eine gleiche für die Männer von 25 bis 50 Jahren (Turrik) und eine endlich für Jünglinge bestimmt ist. Sind die Dörfer klein und

20) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 54. — 21) Rohlf's, Land und Volk in Afrika. S. 103. — 22) H. H. S. 594. — 23) S. S. III. S. 244.

ärmlich, so haben sie mindestens eine als Moschee zu betrachtende Hütte, in welcher Schule abgehalten wird, die im Lande umherziehenden angehenden Gelehrten (gewissermaßen Bettelstudenten) wohnen und Reisende Herberge finden; der Lehrer oder Geistliche spricht in ihr die täglichen Gebete. Neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach errichtet, unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spindelnd, webend und nühend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet.“ Wenn wir anderwärts Handwerker truppweise arbeiten sehen, wie die Weber in Jakoba²⁴⁾, die Schmiede in Urna²⁵⁾ oder die in Futa, die gewöhnlich zu dreien eine Werkstatt benutzen²⁶⁾, so ist das möglicherweise ein Nachklang derartiger Verhältnisse, und auch dort, wo die Schmiede als Versammlungsort und Plauderwinkel dient, hat man wohl auf eine letzte Erinnerung an die gemeinsame Männerarbeit zu schliessen.

Ein weiterer Beweggrund zum Zusammenschluss ist, wie schon erwähnt, die allgemein herrschende Gewohnheit, dass auf den Marktplätzen die Verkäufer eine bestimmte Ordnung einhalten, und dass also auch die Handwerker, die ihre Erzeugnisse verkaufen oder auf dem Markt selbst arbeiten, als gemeinsame Gruppe auftreten und so auch ohne weitere Beeinflussung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erhalten, teils den Aufsehern und Steuererhebern gegenüber, die ja fast nirgends ganz fehlen, teils gegenüber dem handelnden und schachernden Publikum. Nach innen hin wird sich dieses Gefühl in einer gewissen Selbstzucht und gegenseitiger Beaufsichtigung äussern.

Diese Marktbeziehungen werden dort, wo grössere städtische Siedelungen entstehen, leicht zu dauernder Gemeinschaft. Auch hier wirkt wieder die Stammesverwandtschaft mit, die an und für sich schon dahin führt, dass die Stammesgenossen, die ja oft zugleich dasselbe Gewerbe ausüben, in besondern Quartieren zusammen wohnen²⁷⁾; die Handwerkerquartiere schliessen sich dort, wo sie bestehen, wie eine selbständige Ergänzung an. Unter den zahllosen Stadtvierteln von Katsena erwähnt Barth auch die der Schuhmacher, der Weber und der Sattler²⁸⁾; in Agades war ein Quartier der Lederarbeiter, in Kano ein Viertel der Grobschmiede.²⁹⁾

Im Sudan ist endlich der Einfluss von aussenher nicht zu vergessen, der den dortigen gewerblichen Gruppen eine grosse Ähnlichkeit mit den im ganzen islamitischen Gebiete verbreiteten Handwerkerverbänden giebt, die ihrerseits freilich auch an die Stammesorganisation anknüpfen. In Marrakesch z. B. hat jedes Handwerk seinen Vorsteher (Amin), und den einzelnen Zünften sind besondere Plätze und Strafsen als Wohnort angewiesen.³⁰⁾ Derartige Vorsteher finden sich in den Hausaländern mehrfach. Staudinger³¹⁾ nennt einen „Obersten der Schlächter“, und in Jakoba hat, wie erwähnt, jedes

24) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 57. — 25) Lemaire, Au Congo. S. 46. — 26) Hecquard, Reise nach Westafrika. S. 241. — 27) Vgl. darüber Ratzel, Politische Geographie. S. 374. — 28) Barth II. S. 89. — 29) Barth I. S. 497. II. S. 141. — 30) Lenz, Timbuktu I. S. 256. — 31) H. II. S. 605.

Handwerk seinen Obermeister.³²⁾ Auch über den Obermeister der Schmiede in Saria und die „Gewerkschaft“ von Grobschmieden, die an ihn Abgaben zahlte, ist schon berichtet worden (S. 72).

Die innere Organisation der sudanischen „Zünfte“ scheint sehr wenig entwickelt zu sein, da das Fehlen aller genaueren Angaben wohl nicht ausschließlich mangelnder Beobachtung zuzuschreiben ist. Es liegt das hauptsächlich daran, daß der Zusammenschluß aus rein fiskalischen Gründen von oben her bewirkt worden ist, ohne daß ein lebendiges Streben von innen heraus diesem äußern Zwang entsprochen und ihn schließlich überflüssig gemacht hätte.

32) Rohlf's, Land und Volk in Afrika. S. 103.

V.

Absatz gewerblicher Erzeugnisse.

1. Das Marktwesen.

Der politischen Zerteilung der Negerrasse in kleine Stämme und Dorfgemeinschaften, die in der Regel nicht alle ihnen notwendigen oder erwünschten Bedürfnisse selbst erzeugen können und vielfach sogar ihre Tätigkeit fast ausschließlich einem bestimmten Zweige der Produktion widmen, entspricht ein reges Verkehrsleben, das im Marktwesen seinen typischsten und verbreitetsten Ausdruck findet.¹⁾ Mag es sich im Marktverkehr auch in erster Linie um den Umsatz von Nahrungsmitteln handeln, wie auf manchen Kongomärkten, wo die Flufs- und Uferbewohner ihre Fische gegen die Bananen der Binnenstämme austauschen²⁾, so bilden doch daneben auch die gewerblichen Produkte wichtige Gegenstände des Handels, ja sie erscheinen vielfach als jene bewegliche Zwischenschicht des Tauschverkehrs, die man als Geld zu bezeichnen pflegt. Die Wichtigkeit des Marktwesens für den Absatz der gewerblichen Produkte erfordert es, das ein Überblick über die Art des Marktverkehrs im allgemeinen gegeben wird. Sie zeigt in Afrika eine große Übereinstimmung.

Zunächst wäre über die Art und Zeit der Märkte Einiges zu sagen. Aus der ganzen Entwicklung des Marktverkehrs, der ja nicht die Mitglieder eines Stammes oder Dorfes unter sich verbindet, sondern zwischen getrennten Gemeinden und Stämmen vermitteln soll, geht schon hervor, daß ursprünglich die Marktplätze nicht in den Ortschaften liegen, sondern im Grenzsäume der Siedlungsgebiete. Heute noch ist das vielfach so, während anderwärts sich um die Marktstellen neue Städte gebildet haben, deren glänzendstes Beispiel Timbuktu ist.³⁾ Bei den Galla werden die Märkte unter freiem Himmel an günstig gelegenen Punkten abgehalten, die von den verschiedenen Teilnehmern leicht zu erreichen sind.⁴⁾ Im Kongogebiet liegen die Markt-

1) Ausnahmen kommen allerdings vor, wie denn u. a. die Yaunde nach Zenkers Angaben keine Märkte besitzen, sondern höchstens bei gewissen Festen einen geringfügigen Tauschhandel treiben (M. D. S. VIII. S. 64). Eine ähnliche Angabe aus dem Kongobecken hat F. Thonner (Im afrikanischen Urwald, S. 33). — 2) Am Lulongo nach v. François, Erforschung des Tschuapa und Lulongo. S. 75. — 3) Lenz, Timbuktu II. S. 148. — 4) Paulitschke I. S. 312.

plätze weit entfernt von den Ortschaften, oft auf Hügeln⁵⁾, oder es sind Grasplätze mit schattigen Bäumen⁶⁾; am Kilimandscharo, wo es überhaupt keine geschlossenen Dörfer giebt, sind natürlich auch die Märkte der einzelnen Landschaften frei gelegen.⁷⁾ Ein Nachklang dieser Verhältnisse, deren Entstehung gleichzeitig auf die Furcht vor kriegerischen Verwicklungen zurückgeht, dürfte es sein, wenn in manchen Ortschaften Dahomehs zwar die kleinen, für die Einwohner selbst bestimmten Märkte innerhalb der Mauern, die großen von Fremden besuchten dagegen außerhalb abgehalten werden.⁸⁾ Wo dagegen geordnete Verhältnisse herrschen, wie im Sudan, liegt der Markt meist innerhalb der Stadt und ist von einer Menge von Hütten oder Schattendächern bedeckt, die von den regelmäßigen Besuchern bezogen werden.⁹⁾ Stellenweise nimmt der Markt hier schon das Wesen einer dauernden Verkaufsstätte, eines Bazars an, wie der zu Dampa, den Bayol schildert; er findet hier in einer engen Straße täglich statt, und die Kaufleute beziehen teils die Häuser der Straße, die zu Magazinen umgewandelt sind, teils besondere Verkaufsbuden.¹⁰⁾

Die Märkte werden überall in regelmäßigen Zwischenräumen abgehalten, kleine Lebensmittelmärkte vielfach täglich, z. B. in Kuka¹¹⁾ oder zu Kobe in Dar For. In beiden Orten fand daneben am Montag, in Kobe auch am Donnerstag großer Markt statt.¹²⁾ Auch im Kongolande werden nach den Angaben Masuis (S. 69) neben den großen Hauptmärkten täglich an den Karawanenstraßen kleine Lebensmittelmärkte abgehalten, lulu genannt. Wo der Islam herrscht oder doch seinen Einfluss geltend macht, da dient meist die siebentägige Woche als Zeitraum, so bei den Galla¹³⁾, in vielen Orten des obern Nigergebietes¹⁴⁾ und in dem islamitisch beeinflussten Hinterland von Togo, wo z. B. in Dadaura jeden Freitag Markt stattfindet.¹⁵⁾ Garua am oberen Binne besitzt einen Marktplatz in der Stadt, wo sich täglich Verkäufer einstellen, und einen außerhalb der Mauern, der jeden Mittwoch bezogen wird.¹⁶⁾ Selbst am Kilimandscharo ist die europäisch-arabische Woche maßgebend, da jede Landschaft an einem bestimmten Wochentage ihren Markt abhält, Maraungu am Mittwoch, Mamba am Dienstag, Kilenu am Donnerstag.¹⁷⁾ Wahrscheinlich gilt die islamitische Woche auch schon im Hinterland von Dahomeh, wenigstens lassen die Angaben Duncans, daß in Kassokano dreimal, in Grejapojee zweimal, in Badagnay und Bamay einmal wöchentlich Markt stattfindet¹⁸⁾, darauf schließen, obwohl

5) Bentley, *Life on the Congo*. S. 53. Westmarck in *Bull. Soc. Géogr. de Lille* 1888. S. 208. — 6) Stanley, *Through the dark continent* II. S. 167. Glave in *Bull. American Geogr. Soc.* XXV. S. 396. — 7) Volckens, *Der Kilimandscharo*. S. 239. — 8) Duncan, *Reisen in Westafrika* II. S. 26. 56. 91. — 9) Passarge, *Adamaua*. S. 54. H. H. S. 614. — 10) Bayol in *Revue Maritime et Coloniale* 1888. S. 532. — 11) Rohlf in *P. M. E.* 1868. S. 58. Rohlf, *Land und Volk in Afrika*. S. 77. — 12) S. S. III. S. 231. — 13) Paulitschke I. S. 313. — 14) Bayol in *Bull. Société de Géographie, Paris* 1881. S. 147. Caillié II. S. 5. Anderson, *Journey to Musardu*. S. 54. 79. 109. — 15) Mischlich in *M. D. S.* IX. S. 83. — 16) Passarge, *Adamaua*. S. 85. — 17) Volckens, *Der Kilimandscharo*. S. 239. — 18) *Reisen in Westafrika* I. S. 143. 177. II. S. 2. 119.

Verwechslungen mit der Negerwoche in diesen wie in andern Fällen nicht ausgeschlossen sind.

Im echten Negergebiet kennt man die siebentägige Woche nicht; an ihre Stelle tritt meist die viertägige, über deren Sinn und Entstehung hier nicht weiter gehandelt werden kann. Vor allem im Kongobecken ist sie gebräuchlich und giebt das Zeitmaß für den Marktverkehr ab. Wir finden sie in dem verhältnismäßig kultivierten Küstengebiete von Loango¹⁹⁾, aber auch am Stanley-Pool, wo alle vier oder acht Tage in den einzelnen Ortschaften Markt gehalten wird.²⁰⁾ Johnston sagt ganz im allgemeinen, daß die Woche am Kongo vier Tage hat, deren einer der Markttag heißt.²¹⁾ Diese Bezeichnung kann natürlich nicht überall demselben Tage gelten, aber auch davon abgesehen erscheint die Angabe etwas zweifelhaft, da vielfach, wie Johnston selbst zugiebt und von andrer Seite bestätigt wird²²⁾, nur alle acht Tage Markt stattfindet. Ward giebt die Namen der vier Tage (NKandu, NKonsu, NKenge und NSona) und fügt hinzu, daß an jedem Tage irgendwo Markt abgehalten wird.²³⁾ Nach Danco lauten die Namen bei den Fiote nkandu, nkonzo, nkenghe und nsona; die Marktplätze nennen sich danach, indem ihrem Namen der ihres Markttagcs vorgesetzt wird, z. B. Nsona-Kibaka, Nkandu-Kimgila, Nkonzo-Kama.²⁴⁾ Die viertägige Woche beeinflusst das Marktleben auch weiter im Nordwesten Afrikas. Am untern Niger ist in den einzelnen Orten gewöhnlich alle vier Tage Markt²⁵⁾, ebenso in Weidah, worüber allerdings widersprechende Berichte vorliegen²⁶⁾, und bei den Ehenegern der Sklavenküste.²⁷⁾

Vereinzelt kommt auch eine fünftägige Periode vor, so stellenweise in Togo²⁸⁾ und in Kong.²⁹⁾ Auch in dem Bakubadorf Jbausehi war eine fünftägige Marktperiode eingeführt.³⁰⁾ Dieser Wocheneinteilung entspricht wohl auch der Markt bei Lobethal an der Kamerunküste, der alle 10 Tage abgehalten wird.³¹⁾ Eine sechstägige Woche scheint daneben auch an der Guineaküste vorzukommen und die Marktzeiten zu bestimmen.³²⁾ Lander endlich erwähnt einen Markt am untern Nigerufer, der alle neun Tage stattfand.³³⁾

Die kurzen Perioden entsprechen der Bildungsstufe und auch der Produktionsweise des Negers; von längeren ist nur ausnahmsweise die Rede,

19) Bastian, Loangoküste I. S. 209. — 20) Bentley, Life on the Congo. S. 53. — 21) Johnston, Der Kongo. S. 103. — 22) Nipperdey i. Revue Coloniale Internationale 1887. S. 206. — 23) Journ. Anthropol. Inst. 24 (1895). S. 291. — 24) Bull. Soc. Roy. Géogr. d'Anvers. 21. S. 35. Masui (S. 68) hat die Namen Kandu, Konzo, Kenge, Sona. Wo nur aller acht Tage Markt ist, heißt die marktlose Woche Ondudo. — 25) Allen and Thomson, Expedition to the River Niger I. S. 398. — 26) Isert, Neue Reise nach Guinea. S. 129, 131. Nach Bosman (S. 132) wurde er alle drei Tage abgehalten. — 27) Zündel in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1877. S. 393. — 28) Plehn in M. D. S. IX. S. 123. Hall in Mitt. d. Geogr. Ges. Jena VIII. S. 121. — 29) Binger in Bull. Soc. de Géogr. commerciale XII. S. 74. Monnier, France Noire. S. 209. — 30) Wolf, Im Innern Afrikas. S. 248. — 31) Dr. Preuss im Kolonialblatt 1898. S. 456. — 32) Hall a. a. O. S. 121. Adams, From Cape Palmas to the River Congo. S. 88. — 33) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers III. S. 73.

so bei den hellfarbigen Somal und Afar, die in der Hauptsache Jahrmärkte haben³⁴⁾; senegambische Jahrmärkte erwähnt bereits Dapper.³⁵⁾

Die Tageszeit, zu der der Marktverkehr stattfindet, ist nicht überall dieselbe. Bei grosser Nachfrage fällt sie — wenigstens für gewisse Waren — mit dem Tagesanbruch zusammen, wie in Kuka, im allgemeinen aber scheint mehr der Mittag, Nachmittag und Abend bevorzugt zu sein. In den Haufsländern beginnt der Markt meist um 1 Uhr oder währt auch von 2—6 Uhr; bei grosser Hitze hält man ihn bei Eintritt der Dunkelheit ab.³⁶⁾ Zu Kpando am Volta währt er von 9—3 Uhr³⁷⁾, in Kong beginnt er um 9 Uhr, ist am belebtesten zwischen 4—6 Uhr Nachmittags und endet mit Sonnenuntergang.³⁸⁾ In Egga fand der Markt Abends statt³⁹⁾, ebenso in Tschambá (Togohinterland) von 5—6 Uhr Abends.⁴⁰⁾ Die Wahl des Abends erklärt sich wohl abgesehen von der Rücksicht auf die Temperatur daraus, daß die Verkäuferinnen erst nach Abschluß ihrer sonstigen Tagesarbeit den Markt beziehen können; grössere Märkte, deren Besucher von weit her eintreffen, sind weniger an diese Rücksicht gebunden, können aber in Anbetracht des Weges, den viele Verkäufer zurückzulegen haben, auch nicht wohl in der Morgendämmerung beginnen. Verhältnismässig früh und von kurzer Dauer sind die Märkte am oberen Ubangi, die meist Morgens von 8—10 Uhr abgehalten werden.⁴¹⁾ Auf den Märkten zwischen Banana und Stanley Pool stellen sich die Händler mit Stoffen und Sklaven gewöhnlich am frühesten, etwa um 7 Uhr, ein, dann kommen die Viehhändler, zuletzt die Frauen mit ihren Körben, in denen sie ausser Nahrungsmitteln gewöhnlich auch Landesstoffe und sonstige Erzeugnisse des Hauswerks herbeibringen. Um 1 Uhr ziehen sich die Frauen wieder zurück, die Männer bleiben noch zum Palmweintrinken.⁴²⁾ Daß kein wilder Wettbewerb stattfindet, und nicht vor der Marktzeit mit dem Verkauf begonnen wird, dafür sorgen die Marktaufseher, die nirgends fehlen; am Kongo wird der Markt vielfach in aller Form durch Trommelschlag eröffnet⁴³⁾, und in einer Mandigostadt, wo 6—7000 Besucher versammelt waren, hielten die Marktaufseher vor Beginn des Geschäftslebens eine Ansprache an die Anwesenden, worin sie alle zu Frieden und Ordnung ermahnten.⁴⁴⁾

Um das Marktwesen auf festen Boden zu stellen, hat der Neger überall einen grossen Schritt in der Selbstzucht vorwärts thun und eine Art Völkerrecht schaffen müssen, dessen erstes Gesetz überall ist, daß die Märkte neutral sind und keinerlei Feindseligkeit auf ihnen verübt werden darf. Ausnahmen kommen natürlich vor; daß am untern Niger die Märkte trotz ihrer

34) Paulitschke I. S. 313. — 35) Dapper I. S. 420. — 36) H. H. S. 614. — 37) Hall a. a. O. S. 115. — 38) Monnier, France Noire. S. 210. — 39) Lander a. a. O. I. S. 117. 123. — 40) Graf v. Zech in M. D. S. XI. S. 137. — 41) Le Marinel in Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1893. S. 26. — 42) Westmarck in Bull. Soc. Géogr. de Lille 1888. S. 208. Nach Masni (S. 70) beginnt am mittleren Kongo der Markt gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr morgens und endet zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags. — 43) Jameson, Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika. S. 149. — 44) Anderson, Journey to Musardu. S. 79.

Neutralität zuweilen der Plünderung verfallen, wird ausdrücklich bezeugt⁴⁵⁾; bei den Nomadenstämmen des östlichen Sudan ist es auch geschehen, daß ein Markt scheinbar eröffnet und dann das zusammengeströmte Volk niedergemetzelt wurde.⁴⁶⁾ Im allgemeinen aber wird von den Negern der Marktfrieden streng und gewissenhaft aufrecht erhalten; beispielsweise gelten bei den Evhe, den Baluba, übrigens auch bei den Somali die Märkte als streng neutral⁴⁷⁾, und in Nyangwe ist nicht nur der Markt selbst neutral, sondern auch der Weg dahin.⁴⁸⁾ In Loango stehen die Märkte unter königlichem Schutz.⁴⁹⁾ Um den Frieden zu sichern, ist es oft verboten, Waffen mitzubringen, wie vielfach am Kongo⁵⁰⁾, oder es müssen die Gewehre durch Entfernung gewisser Teile unbrauchbar gemacht werden, während andererseits die Marktwächter mit geladenen Gewehren bereitstehen.⁵¹⁾ Kein Zwist wird geduldet, kein Messer darf im Streit gezogen, selbst Schuldner dürfen nicht verhaftet werden. „Die Strafe für alle diese Vergehen ist der Tod, und viele Mündungen vergrabener Gewehre ragen am Marktplatz hervor und warnen andre Friedensstörer vor einem gleichen Schicksal,“ berichtet Bentley.⁵²⁾ Nach den Angaben Glaves wird jeder, der im Streite das Messer zieht, gesteinigt und in einer Ecke des Marktes verscharrt, worauf man in den Grabhügel eine alte Muskete so eingräbt, daß der Kolben nach oben steht.⁵³⁾ Ohne Mißhelligkeiten geht es natürlich doch nicht ab; von Lander wird zu Kakunda am untern Niger ein Talisman verlangt, der allen Marktstreit hindern und dadurch den Handel nach dem Orte ziehen sollte.⁵⁴⁾ An den Nebenflüssen des Kongo scheint auch nicht überall der Fortschritt so weit gediehen zu sein, daß vollkommener Marktfriede gesichert ist. Auf den Märkten am obern Ubangi geben die Männer nur ihre Schilde einem ihres Stammes in Verwahrung, behalten dagegen ihre Lanzen, und so kann es nicht fehlen, daß zuweilen blutige Zusammenstöße auf dem Markte vorkommen.⁵⁵⁾ Auf einem Markte der Bakuba, Ibanschi, beobachtete Wolf sogar, daß die Leibwache des Häuptlings Kukango selbst den Markt plünderte.⁵⁶⁾ Viel trägt natürlich der Verkauf geistiger Getränke zum Ausbruch von Zänkereien bei; in manchen Ortschaften der Mandingo hat man deshalb die

45) Allen and Thomson a. a. O. I. S. 398. — 46) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I. S. 108. Eine ähnliche Niederträchtigkeit begingen arabische Sklavenhändler zu Nyangwe (Livingstones letzte Reise II. S. 161). — 47) Wissmann, Zweite Durchquerung Afrikas. S. 99. Hornberger in P. M. 1867. S. 52. Haggenmacher in P. M. E. 1875—76. S. 37. — 48) Cameron, Quer durch Afrika II. S. 4. — 49) Bastian, Loangküste I. S. 209. — 50) Jameson a. a. O. S. 171. Bentley, Life on the Congo. S. 53. Westmarck a. a. O. S. 209. — 51) Lemaire, Au Congo. S. 111. — 52) Bentley a. a. O. S. 53. — 53) Bull. American Geogr. Soc. XXV. S. 396. Todesstrafe für Marktfriedensbruch erwähnt auch M. Tschoffen in Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1896. S. 263. Ebenso M. de Saegher (Les Coutumes des Indigènes. S. 9). Nach letzterem herrscht auch vielfach, sobald der Marktfriede verletzt ist, völlige Anarchie bis zur vollzogenen Sühne, und allen dabei entstehenden Schaden hat der Anstifter der Unruhe und seine Familie zu tragen. Es ist so ein alter, bei Naturvölkern weitverbreiteter Rechtsbrauch auf das Marktwesen übertragen. — 54) Lander a. a. O. III. S. 51. — 55) Le Marinel a. a. O. S. 26. — 56) Im Innern Afrikas. S. 250.

vernünftige Mafsregel ergriffen, den Verkauf von Palmwein auf dem Markte ganz zu verbieten.⁵⁷⁾

Immer finden wir eine oder mehrere Personen mit der Aufgabe betraut, den Frieden des Marktes zu wahren. Am Kongo sind es meist die Häuptlinge, nach denen auch der Markt genannt zu werden pflegt⁵⁸⁾, die auf dem Platze die Ordnung aufrecht erhalten, zuweilen übernimmt auch ein alter Zauberer, der sich vielleicht noch mehr Respekt zu verschaffen weifs, dieses Amt.⁵⁹⁾ Wissmann schildert sehr anschaulich, wie auf einem Balubamarkte der Häuptling Ordnung hielt, unterstützt von einem halben Dutzend von Wächtern, die als Zeichen ihrer Würde eine breite Axt über ihrer Schulter trugen und beim geringsten Streite dazwischen traten.⁶⁰⁾ Wo geordnetere staatliche Zustände herrschen, ist der Marktmeister ein besonderer Beamter, zu dessen polizeilichen Aufgaben auch die Pflicht tritt, die Marktabgaben zu erheben. Diese Abgaben finden sich übrigens selbst in sehr primitiven Gebieten und sind eine Haupteinnahmequelle der Häuptlinge. Im Aruwimi-gebiet beträgt die Marktsteuer $\frac{1}{20}$ des Wertes aller angebrachten Waren⁶¹⁾, in Nyangwe $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{10}$, und zwar zahlen die Verkäufer die Abgaben beim Beginn des Marktverkehrs.⁶²⁾ Wer dagegen den Bakubamarkt Kabao besuchte, mußte dem Häuptling Kukango drei Kauris zahlen, offenbar ohne Rücksicht auf den Wert der Waren.⁶³⁾ Auf dem eben erwähnten Balubamarkte erfolgte die Steuerzahlung in echt afrikanischer Manier. „In Unterbrechungen“, schreibt Wissmann⁶⁴⁾, „führte Kaschama vom Geschrei der Menge begleitet auf dem für ihn gewährten freien Platze seine Tänze auf, bei denen groteske Sprünge und indecentes Rollen in den Hüften sich abwechselten. Es näherte sich nach jedem Tanze, ebenfalls tanzend, ein Weib und stellte vor dem Platze des Häuptlings ihre Marktgabe nieder. Jede Gemeinde, deren Vertreter zum Handel hier erscheinen, muß dem Marktobersten einen Tribut entrichten.“ In Bondei wurden früher von den Häuptlingen Marktabgaben erhoben, die indes jetzt abgeschafft sind; jeder Verkäufer hatte ein Stück der von ihm angebrachten Ware abzugeben, die Getreidehändler ein bestimmtes Mafs Korn, die Fleischer ein Stück Fleisch.⁶⁵⁾ Die einfache Methode, die Verkäufer beim Betreten des Marktes zu besteuern, wird anscheinend auch in den kultivierteren Strichen meist geübt. Auf den Marktplätzen Adamans erhebt ein Beamter von allen angebrachten Waren einen zehnprocentigen Zoll und führt von der Einnahme $\frac{1}{3}$ an den König ab, während der Rest ihm selbst gebührt⁶⁶⁾; dieser Marktzoll ist abgesehen von freiwilligen Geschenken die einzige Besteuerung, der die Fremden unterliegen.⁶⁷⁾ Auch in Weidah gab es einen Marktvogt, der zugleich die Abgaben enttrieb⁶⁸⁾, in

57) Anderson, Journey to Musardu. S. 79. — 58) Lemaire, Au Congo. S. 111. — 59) Johnston, Der Kongo. S. 105. — 60) Wissmann, Zweite Durchquerung. S. 99. — 61) Roget in Bull. Soc. Roy. Belge de Géographie. S. 122. — 62) Wissmann, Unter deutscher Flagge. S. 179. — 63) Wolf, Im Innern Afrikas. S. 250. — 64) Wissmann, Zweite Durchquerung. S. 99. — 65) G. Dale, Journ. Anthropol. Inst. 25. (1896.) S. 231. — 66) Passarge, Adamana. S. 87. — 67) a. a. O. S. 223. — 68) Duncan, Reisen in Westafrika I. S. 119.

Loango gehörte ein Aufseher des Marktes und der Zölle zu den hohen Reichsbeamten.⁶⁹⁾ Der Marktinspektor in Kuka dagegen, wo Handels- und Gewerbefreiheit herrschte, übte nur Polizeidienste aus und bewohnte zu diesem Zweck eine Hütte inmitten des Marktes.⁷⁰⁾ Stellenweise ist auch die Prüfung des umlaufenden Geldes eine wichtige Aufgabe des Marktmeisters, der im nordöstlichen Afrika deshalb „Vater der Münze“ heißt⁷¹⁾; auch an der Goldküste hatten die Marktaufseher die Qualität des Goldes zu prüfen.⁷²⁾ Die Beschaffenheit der Waren selbst wird im allgemeinen wohl nur bei eintretenden Streitigkeiten begutachtet, und nur aus Jakoba wird berichtet, daß dort die auf den Markt gebrachte Milch täglich untersucht wurde.⁷³⁾

Unter den Verkäufern herrschen fast überall die Frauen in einer Weise vor, daß man in ihnen wohl die Begründerinnen des eigentlichen Marktwesens vermuten darf. Es giebt Märkte im Kilimandscharogebiete, die überhaupt nur von Frauen besucht werden, ja deren Betreten den Männern verboten ist.⁷⁴⁾ Bei den Baschilange erscheinen nur Frauen als Verkäuferinnen⁷⁵⁾, an der Goldküste handeln die Männer nur mit Sklaven, die Frauen mit allen übrigen Waren⁷⁶⁾, und ganz entsprechend der Sachlage zahlen zu Itscha am Niger nur die Frauen Marktabgaben, die Männer nicht.⁷⁷⁾ Auch am untern Kongo ist das Marktwesen fast ganz in den Händen der Weiber⁷⁸⁾; Monet⁷⁹⁾ nennt es eine „institution féminine“. Die Männer bringen, wo sie als Händler erscheinen, gewöhnlich nur einige bestimmte Waren auf den Markt, so bei den Bakuba Ziegen und Palmwein⁸⁰⁾, im Mandingolande Kleiderstoffe⁸¹⁾; am häufigsten treten sie als Vieh- und Sklavenhändler auf.

Sklaven als Verkäufer erscheinen nicht selten auf den Märkten. In Bornu sind es halbfreie Leute, die selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen und nur eine Abgabe an ihren Herrn zahlen; ohne irgendwelches Anfangskapital wissen sie sich durch Sammeln von Brennholz, Stroh u. s. w. leidlichen Verdienst zu verschaffen.⁸²⁾ In Bonny dagegen stellten sich fast nur Sklaven als Verkäufer auf dem Markte ein, die im unmittelbaren Auftrag ihrer Herren deren Waren umzusetzen hatten.⁸³⁾

Die Produkte der Gewerbetreibenden erscheinen wie alle andern Waren im Marktverkehr; aber mit ihnen zugleich bezieht meist der Verfertiger selbst seinen Platz und nutzt, wenn es die Art seiner Arbeit erlaubt, die Zeit zur Fortsetzung seiner gewohnten Thätigkeit aus. Mit Vorliebe sucht auch das Volk den Markt auf, um Reparaturen an seinen Gerätschaften ausführen zu lassen, und besonders der Blasebalg und der Hammer des Schmiedes pflegen vollauf Beschäftigung zu finden. In manchen Gebieten scheinen alle

69) Proyart, Geschichte von Loango. S. 111. — 70) S. S. I. S. 679. — 71) Paulitschke II. S. 127. — 72) Klemm, Kulturgeschichte III. S. 319. — 73) Rohlf's in P. M. E. 1872. S. 56. — 74) v. d. Decken, Reisen in Ostafrika I. S. 300. Volkens, Der Kilimandscharo. S. 239. — 75) Wissmann, Unter deutscher Flagge. S. 94. — 76) Isert, Neue Reise nach Guinea. S. 132. — 77) Lander a. a. O. I. S. 97. 148. — 78) Nipperdey a. a. O. S. 205. — 79) Bull. Soc. Roy. Géogr. d'Anvers 1886. S. 285. — 80) Wolf, im Innern Afrikas. S. 249. — 81) Anderson, Journey to Musardu. S. 55. — 82) S. S. I. S. 672. — 83) Köler, Notizen über Bonny. S. 134.

besseren Eisenwaren von aufsen zu kommen und die einheimischen Schmiede sich nur der Aufgabe zu widmen, die nötigen Ausbesserungen vorzunehmen, was natürlich am besten zur Marktzeit geschieht.

2. Handelsbräuche.

Das Hervortreten der Frauen im Marktverkehr ist bemerkenswert und deutet vielleicht daraufhin, daß die Handelsbeziehungen zwischen den Stämmen zuerst durch die Frauen angeknüpft worden sind; den Männern lag, wenn sie ein Bedürfnis nach fremdem Gute empfanden, der Weg der Gewalt unbedingt näher. Theoretisch läßt sich auch wohl annehmen, daß die Frauen, die auf Kriegszügen in die Hand fremder Stämme gerieten, zuerst Verbindungen mit ihren Verwandten hergestellt und damit einen friedlichen Verkehr angebahnt haben. Wenn indessen dergleichen in Afrika stattgefunden hat, so liegt diese Zeit doch zweifellos weit zurück, und wo gegenwärtig Handelsbeziehungen zu beobachten sind, die als Vorstufe des eigentlichen Marktverkehrs gelten dürfen, da haben sie fast immer die Form des sogenannten „stummen Handels“.

Der „stumme Handel“ ist nicht auf Afrika beschränkt; fast aus jedem Gebiete der Erde werden Beispiele berichtet¹⁾, besonders von dorthier, wo höher kultivierte Völker mit Wildstämmen in Verkehr treten, um irgend ein im Handel begehrtes Produkt zu erlangen. Dafs er unmittelbar aus dem Kriege hervorgegangen ist, erscheint sehr fraglich, wie schon Petri hervorgehoben hat²⁾, und die afrikanischen Erfahrungen wenigstens sprechen nicht dafür. Übrigens fand Bastian auch bei seinem Aufenthalt unter den Wildstämmen der Anden, daß die Eingebornen Beziehungen anzuknüpfen wußten, indem sie Bananen in der Nähe des Lagers niederlegten und dann die dafür zurückgelassenen Messer abholten.³⁾ Jedenfalls ist der stumme Handel der erste Schritt über einen Zustand hinaus, der nicht gerade Krieg war, aber doch in kalter und oft feindseliger Abschleifung bestand. Als erste Anknüpfungsform bei den Kongostämmen erwähnt ihn v. François.⁴⁾ Aus Afrika werden schon aus älterer Zeit Beispiele des stummen Handels berichtet⁵⁾, u. a. von Dapper, der den Verkehr zwischen muhammedanischen Kaufleuten und einem senegambischen Stamme folgendermaßen schildert. „Der Handel mit dem oberhalb der Stadt Jage wohnenden Volke,“ schreibt er⁶⁾, „findet auf gewissen Plätzen statt, wo die Araber ihre Waren an verschiedenen Stellen in besondern Haufen niederlegen, dann weggehen und einen ganzen

1) Vgl. darüber u. a. Post, Anfänge des Staats- und Rechtslebens. S. 290, und Letourneau i. Bull. de la société d'anthropologie 1895. S. 267 ff. — 2) Mitteilungen der geogr.-commerc. Gesellschaft in St. Gallen 1889. S. 6. Der von L. V. Frobenius vorgeschlagene Ausdruck „Kriegshandel“ (Deutsche geographische Blätter 1894) ist deshalb nicht sehr glücklich. — 3) Bastian, San Salvador. S. 209. — 4) Tschuapa und Lulongo. S. 136. 145. — 5) Eine Zusammenstellung giebt u. a. die Skizze der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer in Nord- und West-Afrika (1802). S. 152 f. Ein Beispiel stummen Handels in Ostafrika erwähnt v. d. Decken (Reisen in Ostafrika II. S. 303). — 6) Dapper I. S. 420.

Tag wegbleiben. Inzwischen kommen die Leute, mit denen sie handeln und legen zu jedem Haufen ein gewisses Gewicht Gold, so hoch sie eben die Waren schätzen, worauf sie sich entfernen und beides, Gold und Waren, liegen lassen. Wenn nun der Kaufmann zurückkommt und sieht, daß das Gold dem Werte entspricht, so nimmt er es weg und läßt seine Ware liegen, die aber, für die er mehr Gold verlangt, legt er auf eine andre Stelle. Wenn dann die Leute, die nicht gesehen sein wollen, wieder kommen, so nehmen sie nur die Waren an sich, bei denen das Gold fort ist, und legen mehr Gold zu den andern Haufen, wo das Gold liegen geblieben ist, oder nehmen noch von dem Golde weg, das sie erst hingelegt hatten. Dies geschieht dreimal nacheinander, und dann ist der Handel vollzogen und geendigt. Der Grund nun, warum diese Leute nicht gesehen sein wollen, ist die Häßlichkeit ihres Körpers. Denn ihr Unterleib hängt weit nach unten und bleibt immer roh, sodaß er in der Sonnenhitze verfaulen würde, wenn sie ihn nicht mit Salz bestreuten; das ist auch der Grund, warum bei ihnen das Salz so begehrt ist.“ Die Erzählung kann zugleich als ein Beispiel der Legenden dienen, die sich mit Vorliebe an den geheimnisvollen stummen Handel knüpfen. Es giebt auch Übergangsformen zwischen dem stummen Handel und dem geregelten Marktverkehr, deren eine in ihrer Art sehr interessante Lander am untern Niger beobachtet hat.⁷⁾ Ein altes Weib leitete hier den ganzen Vorgang. „Nachdem alle (unsre Leute) am Ufer waren, liefs das alte Weib die Yams in einer Linie vor unsern Leuten ausbreiten, jedes Bund allein und abgesondert; die Verkäufer wurden beordert, sich in einige Entfernung zurückzuziehen und gehorchten ohne Weigerung. Der Käufer besichtigte nun die Bündel und wenn er eines, das ihm gefiel, weil es die wohlschmeckendsten Yams enthielt, ausgesucht hatte, so legte er den ihm billig erscheinenden Preis dafür hin, der aus Tuch, Flintensteinen u. dgl. bestand. Die alte Dame hatte die ganze Zeit den Blick darauf gerichtet; war ihrer Ansicht nach der Preis hinreichend, so nahm sie das Tuch und gab es dem Eigentümer des Bundes, worauf der Käufer seine Yams wegnahm. War im Gegenteile das Tuch oder was der Käufer sonst geboten hatte, der alten Frau nicht hinreichend, so liefs sie es einige Zeit liegen, damit er Gelegenheit hatte, noch etwas zuzulegen, und that er das nicht, so wurde der Verkäufer von ihr angewiesen, die Yams fortzunehmen und aus dem Wege zu schaffen, indem sie das dafür Gebotene ebenfalls aufzuheben gestattete. Dies Alles ging seinen Gang, ohne daß beide Teile ein Wort mit einander sprachen, und der Ankauf einer hinreichenden Menge Yams beschäftigte unsre Leute drei Stunden lang.“

Dieses Beispiel Landers ist, wie gesagt, schon zu den Übergangsformen vom stummen Handel zum wirklichen Marktverkehr zu rechnen. Daß der Verkehr anfangs ohne Worte geschieht, ist sicher zum Teil der Sprachkenntnis zuzuschreiben, und wo diese wegfällt, das Mißtrauen aber bleibt, kann sich das Geschäft noch immer in sehr vorsichtigen Formen abspielen,

7) Lander, Reise zur Erforschung des Nigers III. S. 144.

ohne dafs man es doch als „stummen“ Handel bezeichnen könnte. Im Hinterland von Togo lebt ein abgeschlossener, Fremden feindlicher Stamm, die Kabreleute, in der Nähe der Stadt Tschambá, die der einzige Ort ist, durch den sie mit der Außenwelt in Verbindung stehen; aber sie besuchen nicht den gewöhnlichen Markt der Stadt, sondern es werden in Tschambá besondere Märkte für die scheinbaren Nachbarn abgehalten.⁸⁾ Auch im Kongogebiet giebt es besondere Märkte, wo man mit den Zwergen des Urwaldes Handel treibt.⁹⁾ Besonders vortrefflich hat Passarge die idyllischen Zustände auf einem Markte geschildert, der zwischen schlecht befreundeten Stämmen stattfindet. „Bald darauf,“ schreibt er bei der Erzählung seiner Binuefahrt¹⁰⁾, „erblickten wir am andern Ufer einen Menschenknäuel und zahlreiche Kanus. 'That is a market' erklärte der Pilot. Es war allerdings eine heitere Art 'Market', den wir beim Vorbeifahren hier zu sehen bekamen. Auf der einen Seite standen die wilden Mutschi und brachten Felle und Fleisch zum Verkauf, auf der andern Seite die Djikum mit Fischen und Korn. Es waren aber nur Männer anwesend, und ein jeder stand kampfbereit, Bogen und Pfeil in der linken, das Spannmesser an der rechten Hand, vor seinen Schätzen; in jedem Kaniu safs, zum Rudern fertig, ein Djikum, denn mit Mord und Todschlag pflegten hier die Handelsgeschäfte zu enden. Wenn dann der Kriegslärm ertönt, springt der Mutschi ins Gebüsch, der Djikum retiriert in sein Kaniu, Pfeile und Schimpfreden fliegen hin und her; mit dem Verlust von einigen Toten auf jeder Seite kehrt jede Partei befriedigt nach Hause zurück.“ Man begreift angesichts solcher, auf die Dauer unhaltbarer Verhältnisse, wie sich in so vielen Gebieten Afrikas jener streng aufrecht erhaltene Marktfrieden herausbilden konnte, der im Grunde einer höheren politischen Entwicklungsstufe angehört, als sie sonst das afrikanische Leben in sich verkörpert.

Wenn der Marktverkehr im ganzen aus dem wirklichen Tausche hervorgegangen sein dürfte, der nur allmählich durch das Zwischenschieben eines Wertmessers erleichtert wurde, mufs beim Reishandel, auf den noch zurückzukommen ist, der Gütertausch durch Geschenke eröffnet worden sein. Dort, wo die Angehörigen eines Stammes eigenhändig aus dem Gebiete eines andern Güter entnehmen, werden sie für die Erlaubnis sowie für den Durchzug durch zwischenliegende Landschaften Geschenke gezahlt haben, die erwidert wurden, bis ein regelmüfsiger Verkehr zu stande kam.¹¹⁾ Befanden sich die begehrten Güter im Besitze eines Fürsten oder vermag dieser sie zu beschaffen, so übergeben ihm noch heute vielfach die fremden Kaufleute ihre Waren als Geschenk, leben längere Zeit auf seine Kosten und erhalten schliesslich die Güter, wie Elfenbein oder Sklaven, als eine Art Gegengeschenk zurück; in dieser Weise verfahren noch die arabischen Händler in den Walmustaat¹²⁾ und die portugiesischen gegenüber südafrikanischen Fürsten.¹³⁾ Als

8) Graf v. Zech i. M. D. S. XI. S. 144. — 9) Wissmann, Im Innern Afrikas. S. 256, 260. — 10) Adamaou. S. 360. — 11) Letourneau (in Bull. de la société d'anthropologie 1896) sucht allen Handel aus dem Austausch von Gastgeschenken abzuleiten, was entschieden zu weit geht. — 12) Emin S. 114. — 13) Serpa Pinto, Wanderung quer durch Afrika II. S. 67.

Reste dieser Sitte werden gern Geschenke vor Beginn des Handels und als Zugabe beim Abschluss überreicht¹⁴⁾; andererseits entstehen aus den Geschenken feste Zölle und Abgaben. Wie der Geschenkhandel oft eng mit dem Karawanenverkehr verknüpft ist, beweisen die Angaben Frh. v. Ebersteins über das Hinterland von Kilwa (Wangindo-, Wayao-, Mbisa- und Nindiländer). „Der Karawanenmann,“ schreibt er¹⁵⁾, „besuchte seine dortigen Freunde und verschenkte ihnen seine mitgebrachten Waren. Jedem gab er etwas nach Gutdünken und lebte dafür als Gast bei ihnen. Wenn er dann wieder zur Küste gehen wollte und seinen Fremden sein Vorhaben mitteilte, bekam er Leute von ihnen mit, die ihn zur Küste begleiteten und die ihre Sklaven, Elfenbein, Sesam, Vieh etc. mit herausbrachten. Diese Güter und Sklaven wurden dann von dem betreffenden Karawanenmann an die Küstenleute verkauft. Für jeden der verkauften Sklaven bekam der Karawanenmann Waren im Werte von 6 Rupien, für das verkaufte Elfenbein Waren im Werte von 25 Rupien pro Frasila, für eine Ziege Waren im Werte von $\frac{1}{2}$ Rupie und für verkauften Sesam Waren im Werte von $\frac{1}{2}$ Rupien als Maklerlohn.“

Im Grunde führt diese Sitte auf eine alte Handelsform zurück, die darin besteht, daß bestimmte Personen sich zu Vermittlern zwischen zwei sonst vielleicht nicht sehr befreundeten Stämmen dadurch ausbilden, daß sie auf irgend eine Art auch bei dem Stamm, dem sie ursprünglich nicht angehören, die Eigenschaft als Stammesgenossen erhalten. Vorzügliche Beispiele dieser Anknüpfungsform bietet Australien. In Afrika erreicht man das in der Regel durch die Blutbrüderschaft, daher der Wunsch bei vielen vom europäischen Handel bis dahin nicht berührten Anwohnern des Kongo, vor Eröffnung des Handelsverkehrs mit den Europäern Blutbrüderschaft zu schließen.¹⁶⁾ Auch am untern Kongo werden die weißen Händler, die sich in einem Dorf der Eingebornen niederlassen, vom Häuptling formell unter die Zahl seiner Unterthanen aufgenommen, und zahlen als solche eine entsprechende Steuer.¹⁷⁾ Bei den Somali wieder kann ein Kaufmann nur dann in leidlicher Sicherheit Handel treiben, wenn er sich unter den Schutz eines Mächtigen stellt, also dessen Klient wird.¹⁸⁾ Die Händler wohnen unter solchen Verhältnissen oft monatelang bei den von ihnen besuchten Stämmen, ja im Sudan haben die meisten Kaufleute in jedem größeren Ort, den sie regelmäßig besuchen, ihren Haushalt, der von ihren Frauen besorgt wird. Weitverbreitet ist die Sitte, daß der Verkäufer vom Käufer so lange beköstigt wird, bis die Tauschmittel herbeigeschafft sind und der Handel abgeschlossen ist.

Das Schenken selbst ist ursprünglich nur eine besondere Form des halb kriegerischen, halb friedlichen Erwerbes, wie ihn bewaffnete Züge oder Wunderscharen eines Volkes zu unternehmen pflegen: wo der Ansässige, der dem Marsche im Wege steht, keine Furcht einflößt, wird er vergewaltigt und ge-

14) Reichard, Deutsche geographische Blätter 1889. S. 154, 157, 164. Wilson, Westafrika. S. 102, 186, 203. — 15) M. D. S. IX. S. 176. — 16) d'Hanis in Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1890. S. 42. — 17) Philipps in Journal Anthropol. Inst. 17. S. 226. — 18) Révoil in Bull. Soc. Géogr. Comm. IV. S. 357.

plündert, oder man erkaufte sich, wo der Widerstand zu groß ist, Durchzug und Nahrung durch Geschenke. Den Phöniziern, die bald als Seeräuber, bald als Händler auf ihren Fahrten auftraten, entsprechen noch jetzt Parallelen in Afrika. Die Gebrüder Lander mußten das zu ihrem Unglück erfahren, als sie den untern Niger hinabfuhren und einer buntbewimpelten Handelsflotte aus Ebu begegneten, die sie zunächst freudig begrüßten; ihre Gefühle änderten sich aber rasch, als man sie gefangen nahm, ausplünderte und als gute Beute mit fort führte, worauf es ihnen erst mit vieler Mühe gelang, sich loszukaufen.¹⁹⁾

Kehren wir zum Markthandel zurück! Ein sehr charakteristischer Zug ist die Neigung der Verkäufer zum Kleinhandel im eigentlichen Sinne und der Widerwille gegen den Umsatz im Großen. Zum Teil mag sich das aus der Unfähigkeit erklären, den Wert größerer Warenposten zu berechnen, zum Teil aus der Freude am Handeln und Schachern überhaupt, die offenbar als positives Lustgefühl empfunden und ohne Überstürzung genossen wird, da ja die Zeit keine Rolle spielt. Übrigens weiß man auch sehr gut, daß Vertrieb im Kleinen, falls man nur die nötige Zeit darauf verwenden mag, sich besser bezahlt macht, wie das Boshart neuerdings treffend beschrieben hat.²⁰⁾ Daß sich diese Ansicht, wenn sie einmal in einem Negerschädel festsetzt, nicht so leicht beseitigen läßt, versteht sich von selbst. „Unsre erschöpften Vorräte,“ schreibt Nachtigal aus Ngurra an der Nordgrenze Baghirmis²¹⁾, „zwangen uns hier zum Ankauf von Lebensmitteln, welcher dadurch immer beschwerlicher wurde, daß die Beschaffung größerer Massen noch weniger leicht ist als in Bornu. Die Frauen verkaufen von dem gebrachten Getreide nur einige Hände voll, die sie auf ihren Korbdeckeln ausbieten, und lassen sich durch keine Anerbietungen von diesem Detailverkauf, bei welchem sie am meisten zu gewinnen glauben, abbringen.“ In dieselbe Verlegenheit versetzten den Reisenden die Frauen in Sarra, die ebenfalls ihre Waren in sehr kleinen Mengen veräußerten.²²⁾ Auch im Gebiete des obern Juba beobachtete Bottego, daß die Kaffeeverkäufer den Sack voll Bohnen im Gebüsch versteckten und immer nur wenige Hände voll zum Vorschein brachten.²³⁾ Stellenweise hat man versucht, in diesen Kleinhandel von oben her ein gewisses System zu bringen und auf diese Weise den Verkehr zu erleichtern. „Jede Verkäuferin,“ erzählt Bastian vom untern Kongo²⁴⁾, „hat ihre Ware in kleine Stücke ausgelegt, die meistens jedes den Wert einer Macuta besitzen und dafür verkauft werden. Es geschah mir verschiedene Male, wenn ich aus Mißverständnis einen Artikel zu teuer bezahlt, daß mir der Überschuss des Geldes zurückgegeben und auch nur behalten wurde, wenn ich es durch den Dolmetscher ausdrücklich für ein Geschenk erklären liefs.“ Daß dieser Brauch schon aus älterer Zeit stammt, beweisen die Angaben Proyarts. „Auf diesen Märkten,“ schreibt er²⁵⁾, „ist alle Betrügerei unbekannt, eine Mutter schickt ihr Kind von sechs Jahren

19) Lander a. a. O. III. S. 137. — 20) Zehn Jahre afrikanischen Lebens. S. 210. — 21) S. S. III. S. 35. — 22) S. S. III. S. 46. — 23) Bull. Soc. Africana d'Italia 1894. S. 107. — 24) Bastian, San Salvador. S. 191. — 25) Bei Bastian, Loangoküste II. S. 81.

hin und weiß gewiß, daß man es nicht hintergehen wird. Man braucht die Sprache nicht zu verstehen, um zu kaufen, man dingt auch gar nicht, sondern alle Lebensmittel sind in kleine gleiche Teile von einem vorgeschriebenen Gewicht geteilt, und ein jeder dieser Teile gilt eine Makute. Man ist auch ebensowenig in Gefahr, in Ansehung der Güte als in Ansehung der Menge hintergangen zu werden. Das Salz und der Maniok des Einen sind so gut als die des Andern. Man nimmt also bei dem Ersten dem Besten so viele kleine Bündel, als man Makuten ausgeben will, und macht alsdann Andern Platz.“

Eine derartige stramme Ordnung, die das geliebte Schachern und Feilschen fast unmöglich macht, ist anderwärts nicht üblich; um so gebräuchlicher ist es, daß sich bei allen größeren Verkäufen Freunde und Zuschauer mit ihren Ratschlägen einmischen, bis sich hier und da ein wirklicher Stand von Maklern entwickelt, der bei wichtigen Käufen gar nicht zu umgehen ist.²⁶⁾ Andererseits sucht man das lästige Zwischenreden Fremder durch besondere Mittel zu vermeiden, namentlich durch eine neue Art von „stummem Handel“, der in der Weise abgeschlossen wird, daß die Handelnden unter der Hülle ihrer Gewänder sich durch Händedrücke verständigen.²⁷⁾ Hierher gehört vielleicht auch die in Suakin beobachtete Sitte, daß der Käufer so lange schweigend zum Kaufpreis zulegt, bis der Verkäufer nicht mehr „kak“ (pack dich!) sagt.²⁸⁾ Größere Käufe werden im Sudan meist überhaupt nicht auf dem Markte, sondern in den Häusern abgeschlossen, um alle Zuschauer fern zu halten; am obren Niger z. B. gilt dies vom Salz- und Kolahandel.²⁹⁾ Die besondere Marktsprache, die in Unyoro beobachtet worden ist³⁰⁾, scheint dagegen nicht zur Fernhaltung Fremder bestimmt zu sein, wenn es auch nicht leicht ist, ihre wahre Ursache zu erraten.

Die Sitte, Waren zu versteigern, die sich in Nordafrika und im Sudan mehrfach nachweisen läßt, scheint dem islamitischen Kulturkreise zu entstammen, und den echten Negern fremd zu sein. In Marrakesch ist sie sehr beliebt³¹⁾, ebenso in Rabat³²⁾, und auch in Kuka erscheint ein vereidigter Auktionator unter den Marktbeamten.³³⁾

3. Fernhandel und Handelsvölker.

Wenn der Markthandel in seinen Anfängen von den Weibern begründet sein mag, so ist der Fernhandel Sache der Männer; er hat denn auch zunächst einen andern, gewaltameren Charakter als der friedliche Marktverkehr, er erfordert bewaffneten Schutz und hat auch dann, wenn sein Weg nicht durch das Gebiet feindlicher Stämme führt, wenigstens mit den Anfällen

26) Vgl. Passarge, Adamaou. S. 77. H. H. S. 613. S. S. I. S. 688. 690. Bastian, Loangoküste II. S. 80. Dapper II. S. 159. — 27) So in Abessinien nach Traub (Bull. Soc. Neuchateloise de Géogr. 1888. S. 163). — 28) Burckhardt, Reisen in Nubien. S. 656. — 29) Binger in Bull. soc. de Géogr. commerc. XII. S. 81. — 30) Emin in P. M. 1879. S. 187. 389. — 31) v. Maltzan, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika IV. S. 218. — 32) Lenz, Timbuktu I. S. 204. — 33) S. S. I. S. 690.

der Wegelagerer zu rechnen. Als seine Urform darf man die bewaffneten Züge betrachten, die zur Ausbeutung bestimmter, oft weit entlegener Naturschätze unternommen werden, Unternehmungen, deren Eigenart man noch am besten auf australischem Boden studieren kann, während sie in Afrika schon durch höhere Formen verdrängt sind. So wurde von den Dieris in Südastralien jährlich eine große Expedition nach einer Fundstelle von rotem Oker ausgesandt, wobei das Gebiet feindlicher Stämme oft unter heftigen Kämpfen zu durchziehen war, und eine zweite, die aus einer ebenfalls ziemlich entfernten Landschaft die narkotischen Pitcheri-Zweige holte.¹⁾ Diese Züge wurden natürlich im Auftrage und Interesse des ganzen Stammes unternommen; der Stamm sorgte gemeinschaftlich für die Reisekost, die den Fortziehenden mitgegeben wurde, und an den mitgebrachten Schätzen hatten Alle Anteil.

Ans derartigen Unternehmungen kann sich sehr leicht ein wirklicher Handelsverkehr heraus bilden. Die Fundstellen werden in der Regel nicht herrenlos, sondern im Besitz eines andern Stammes sein, der bekämpft und durch Geschenke gewonnen werden muß; der Geschenkhandel ist also die nächste Entwicklungsform, und damit ist dann die Bahn zu weiterem Fortschritt geöffnet. Immer aber wird der Handel zugleich die Form des Stammeshandels haben, der also eine wichtige Parallele zum Stammesgewerbe bildet oder besser noch, eine notwendige Ergänzung, denn beide sind ohne einander nicht denkbar.

In Afrika ist, wie gesagt, die Urform des Fernhandels nicht mehr rein erhalten, aber es deuten immerhin verschiedene Spuren auf ihr früheres Dasein hin. Am besten ist die Entwicklung noch bei gewissen Fischervölkern zu erkennen, die sich, wie die Wattas und besonders deren Zweigstamm, die Bwajiri auf dem obern Ubangi, zu Handelsvölkern umgebildet haben. Von den Bwajiri schreibt Le Marinel²⁾: „Bei niedrigem Wasserstand verlassen manche Wattas, namentlich die Bwajiri, ihre Dörfer für zwei bis drei Monate und entfernen sich weithin, um an Orten zu fischen, die um diese Zeit günstige Bedingungen bieten. Sie führen so ein nomadisches Leben, denn Weiber und Kinder nehmen an der Arbeit Teil. Gleichzeitig treiben sie Handel. Auf diese Weise entfernen sich die Bwajiri 100—150 Kilometer von ihrer Heimat und kommen zu den Inseln und Stromschnellen von Zongo, um zu fischen und mit den Bakas zu handeln, denen gegenüber sie sogar die Haltung von Eroberern annehmen.“ Die letzte Bemerkung ist sehr bezeichnend, da das Verhalten der Bwajiri noch ganz an das Wesen des bewaffneten, zur Not kriegerischen und gewalthätigen Auszugs erinnert. Die Handelsreise wird, sobald die Teilnehmer sich den Ansässigen überlegen fühlen, leicht wieder zum Plünderungszug.

Beim geregelten Austausch gewerblicher Produkte sind drei Wege möglich: Entweder sucht der Konsument den Produzenten auf, oder es geht

1) Howitt i. Journ. Anthropol. Inst. 20. S. 76 77. — 2) Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1893. S. 18.

umgekehrt der Produzent mit seinen Waren zum Konsumenten, oder endlich es schieben sich Vermittler ein, die den Umsatz der gewerblichen Erzeugnisse in die Hand nehmen. Freilich sind die Begriffe Produzent und Konsument nur relativ, da ja ein Austausch stattfindet, aber doch insofern gerechtfertigt, als immer der Tauschverkehr von der einen oder der andern Seite angeregt werden wird. Der erste Weg, der sich unmittelbar an die oben erwähnten primitiven, dem eigentlichen Handel vorangehenden Wanderzüge anschließt, ist auch der älteste; den Konsumenten treibt ein wirkliches Bedürfnis zur Eröffnung des Verkehrs, während der Produzent, der ja zunächst nur soviel hervorbringt, als er selber braucht, erst durch das Angebot von Gegengaben zu stärkerer Produktion veranlaßt werden muß. Erst wenn dieser Überschuss von Thätigkeit zur Gewohnheit, die Gegengabe zum Bedürfnis geworden ist, sucht der Produzent mit Bewußtsein neue Absatzgebiete auf oder ist bestrebt sich die bisherigen zu erhalten.

Natürlich kann in ganz derselben Weise ein Handel mit Lebensmitteln und Rohstoffen entstehen, in den meisten Fällen wird sogar das Bedürfnis nach Rohstoffen den ersten Anstofs zum Verkehr geben, während die gewerblichen Produkte zunächst als Tauschmittel angeboten werden. Ein Stamm, der kein Salz hat, wird irgend einen Zweig des Hauswerks besonders pflegen, um die Überschüsse den salzreichen Nachbarn anzubieten, er erscheint also in erster Linie als Konsument, der mit Hilfe eines gewerblichen Produktes einen Geschenkhandel zu eröffnen sucht, und er ist es infolgedessen auch, der die Handelsreise unternimmt. Erst wenn sein Produkt andern Stämmen zum Bedürfnis geworden ist, wird auch er wohl von Handelszügen dieser andern aufgesucht.³⁾

Wo die Verhältnisse günstig liegen, können sich diese Handelsfahrten der Konsumenten oft mächtig entwickeln und zu einer regelmäßigen Thätigkeit werden. Es ist oben (S. 48) schon mit Lenz' Worten geschildert worden, wie der kleine Schmiedestamm der Osaka von zum Teil weit entfernten Stämmen aus aufgesucht wird und wie man ihm verschiedene Dinge als Tauschmittel anbietet. Grofsartiger ist die Handelsbewegung, die in Ostafrika den Stamm der Wanyamwesi erfafst hat. „Jahr für Jahr“, schreibt Stuhlmann, „geht seit langer Zeit etwa ein Drittel sämmtlicher Männer als Träger oder Händler an die Küste. Schon bevor die Araber ins Land kamen, unternahmen sie selbständige Handelsreisen. Sobald das Feld bestellt und nach Beendigung der Regenzeit das Getreide aufgeschossen ist, schnürt der Mann sein Bündel und überläßt den Frauen und Kindern die Beaufsichtigung der Felder . . . Die enggeschlossene Kolonne der Wanderlustigen zieht unter einem Führer (Ndewa) in ganz kleinen Tagenärschen zur Küste bis nach Bagamoyo, wo das mitgebrachte Elfenbein nach manchmal monatelangem Verhandeln an Indier verkauft wird, oder wo sie sich alsdann als Träger für die Rückreise verdingen.“ Den ersten Anstofs zu diesen Handelszügen, die vor 70—80 Jahren begonnen zu haben scheinen⁴⁾,

3) Stuhlmann S. 89. — 4) Angabe Baumanns b. Stuhlmann S. 89.

hat der Wunsch nach dem Besitz europäischer Waren gegeben, die an der Küste natürlich billiger zu haben waren als im Binnenlande.

Der umgekehrte Fall, daß gewerbliche Produzenten auf Handelsreisen ihre Erzeugnisse abzusetzen suchen, ist seltener. Das typischste Vorkommnis dieser Art, die Reisen der Ovamboschmiede in das Land der Herero, ist bereits geschildert (vgl. S. 37, 50). Dieser Verkehr scheint nicht ganz einseitig zu sein, da Galton auch Hererofrauen traf, die auf Geschäftsreisen nach dem Ovambolande begriffen waren.⁵⁾

Im ganzen läßt sich freilich behaupten, daß im Innern Afrikas der Verkehr von Stamm zu Stamm in der Form des Markthandels die andern Handelsformen zurückgedrängt hat; wenn sich Güter weithin verbreiten, so sind es in der Regel nicht einzelne Händler, die sie über weite Strecken hinbefördern, sondern sie wandern von Hand zu Hand, von Markt zu Markt, mit andern Worten, es schiebt sich eine ganze Kette von Zwischenhändlern ein. Wie ein engmaschiges Netz überspannen die kurzen, aber überall mit Knotenpunkten des Handels verbundenen Marktstraßen das nigritische Afrika. Die prachtvolle Wasserstraße des obern Kongo wurde früher zu großen Handelsreisen nicht benutzt, nur von Stamm zu Stamm wurde Handel getrieben.⁶⁾ Wenn sich jetzt an den Küsten und auf den großen Strömen Stämme finden, die fast ausschließlich vom Handel leben, so ist dieser neue Aufschwung des Fernverkehrs keine unmittelbare Fortentwicklung des primitiven Fernhandels, sondern dem Einfluß der Europäer oder im Sudan der Araber zuzuschreiben. Die europäischen Waren scheinen dem Neger so begehrenswert, daß sie überall mit Erfolg angeboten werden können und der Wunsch nach ihnen alle Schranken feindseliger Abschließung niederreißt; auf der andern Seite suchen die europäischen Händler an der Küste die Produkte Innerafrikas, Elfenbein, Kautschuk, Palmöl u. s. w. auf jede Weise an sich zu ziehen und rufen damit eine Handelsbewegung hervor, die sich dem Charakter des Negers entsprechend sehr rasch zum Stammeshandel ausbildet. Dieser lebhafte Verkehr und dieses Eindringen stammfremder Händler in das *eigene* Gebiet wird zunächst nicht von allen Innerafrikanern gern gesehen; so wiesen die Bakete und Bakuba früher jede Handelskarawane zurück und gestatteten nur, daß in zwei Grenzdörfern Elfenbeinhandel getrieben wurde⁷⁾; sie suchten also den neuen Verkehrsbewegungen gegenüber die alte Form des ausschließlichen Markthandels festzuhalten.

Daß sich gegenwärtig noch Handelsvölker unter dem mittelbaren Einfluß des Angebots und der Nachfrage europäischer Kaufleute entwickeln können, zeigt das Beispiel der oben erwähnten Wattas auf dem Ubangi, deren Umwandlung aus Fischern zu Händlern offenbar erst in neuerer Zeit vor sich gegangen ist oder deren Handelsfahrten wenigstens neuerdings immer ausgedehnter werden.⁸⁾ Immerhin können sie gleichzeitig noch als gute Typen

5) Bericht eines Forschers im trop. Südafrika. S. 114. — 6) Coquilhat i. Bull. Soc. Roy. Géogr. d'Anvers 1886. S. 240. — 7) Wissmann, Im Innern Afrikas. S. 208. 214. 246 — 8) Le Marinel a. a. O. S. 25.

innerafrikanischer Händler gelten, da die europäischen Waren für sie keineswegs die Hauptsache sind; ihre wichtigste Beschäftigung ist der Handel mit einheimischen Eisenwaren, die sie namentlich von den Yakomas kaufen und für die sie Ziegen, Weiber, europäische Perlen, vorzüglich aber Fische in Tausch geben, denn sie sind ja ursprünglich ein Fischervolk. Die Wattas zerfallen in verschiedene Stämme, die nicht gleichmäßig am Handel beteiligt zu sein scheinen.

Am Kongo haben sich mehrere Stämme zu Handelsvermittlern entwickelt⁹⁾, so vor allem die Bayansi am mittleren Stromlauf¹⁰⁾, die sich mehr und mehr als Händler auf dem Strome verbreitet haben und auch den untern Ubangi, den Tschuapa und andere Nebenflüsse besuchen; einzelne von ihnen haben bedeutenden Reichtum erworben, ihre Sprache ist zur Handelssprache am mittleren Kongo geworden. Verwandt mit ihnen scheinen die Bateke zu sein, die, wie Mense vermutet¹¹⁾, erst nach dem Aufhören der Sklavenausfuhr nach Amerika, als sich an deren Stelle der Elfenbeinhandel entwickelte, an den Stanley-Pool vorgedrungen sind und das Ufer dieses Wasserbeckens besetzt haben; am Kassai haben die Badinga und Wabuma den Handel an sich gerissen. Im Westen des Lundareiches sind die Kioko als Händler und Gewerbetreibende im Vordringen, und es hatte eine Zeit lang den Anschein, als ob sie sich eines Tages als Usurpatoren des Landes entpuppen würden. Die Handelsvölker ähneln in diesem Sinne auffallend den Hirtenstämmen in den Steppengebieten, die auch so vielfach als bescheidne, verächtlich geduldete Viehzüchter in die ackerbaureibenden Länder eingewandert sind, um dann plötzlich, wie die Fulbe oder die Wahuma, die Maske der Unterthänigkeit fallen zu lassen und sich zu Herrschern aufzuwerfen.

Von den Ansässigen wird das Eindringen der Handelsvölker nicht immer gern gesehen; auch wenn der Widerstand überwunden ist, spricht sich die Abneigung oft in Spitznamen aus, die zuweilen ganz allgemein in Gebrauch kommen. So heißen die Bayansi eigentlich Babangi, das Wort Bayansi aber bedeutet „Flöhe“¹²⁾; eine Anspielung auf das Schmarotzertum der Händler ist es ebenfalls, wenn die Baluba die bei ihnen eindringenden Kioko als „Maden“ bezeichnen.¹³⁾

Handelsvölker haben sich auch in andern Teilen Afrikas entwickelt, so die Inenga oder Okenda am Gabun¹⁴⁾, die Dualla in Kamerun und die Kakan-da auf dem Niger, die Sklaven und Elfenbein nach dem untern Teile des Stromes bringen.¹⁵⁾ Bei den meisten Handelsstämmen ist indessen weniger von ausgedehnten Reisen, als von einem zäh festgehaltenen Monopol des Zwischenhandels die Rede, das allen Durchgangsverkehr lahm legt. Das Arovolk im Hinterlande von Bonny zerfällt sogar in zwei Gruppen (ob durch

9) Vgl. darüber L. O. Frobenius i. d. Deutschen Geogr. Blättern 17. S. 216 f. — 10) Baumann i. Revue Coloniale Internationale 1887. S. 229–31. — 11) Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1887. S. 625. — 12) Mense i. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1887. S. 628. Über das Handelsmonopol der Bateke vgl. auch Guiral, Le Congo Français. S. 245. — 13) Wissmann, Im Innern Afrikas. S. 167. — 14) Revue Maritime et Coloniale 1883. S. 533. — 15) Rohlf's i. P. M. E. 1872. S. 85. Flegel, Vom Niger-Benne. S. 49.

Abstammung geschieden, wird nicht gesagt), deren eine den Handel nach dem Meere hin, die andre den nach dem Binnenlande in Händen hat, und die sich beiderseitig mit großer Eifersucht betrachten.¹⁶⁾ Es ist kaum zu bezweifeln, daß das strenge System des Zwischenhandels, durch das Marktwesen begünstigt, erst eine Folge des Erscheinens der Europäer an den Küsten ist. Die Binnenstämme haben immer die Neigung gezeigt, es zu durchbrechen, und manche Völkerwanderung nach der Küste, wie die der Fau, hat nur diesen Zweck.

Im Sudan haben dagegen die äußern Einflüsse lange genug gewirkt, um den Karawanenhandel ins Leben zu rufen, der indes auch hier noch vielfach ein Stammesunternehmen ist. Die großen Entfernungen und die Langwierigkeit des Handels führen hier zur Entstehung von Händlerkolonien, die meist zugleich Stammeskolonien sind; in dieser Weise haben sich namentlich die Hausa als Kaufleute, aber auch als Industrielle im Sudan verbreitet. Im Gebiete des obern Niger sind die Soninke (Serrakolet) der wichtigste handeltreibende Stamm.¹⁷⁾ Möglicherweise führt der Handelsbetrieb, wie anderswo zuweilen das Gewerbe, auch zur Bildung neuer Volksgruppen und Völker. Bei den Mandingo wenigstens sind die Kaufleute, die Wangarbé, eine bestimmte ethnische Gruppe¹⁸⁾, und von den Soninke selbst behauptet Chanoine, daß sie ursprünglich eine Kaufmannsgenossenschaft sind, die sich zu einem Stamm umgebildet und stellenweise, wie in Kong, die Herrschaft an sich gerissen hat.¹⁹⁾ Daß auch die Hausa nur ein Konglomerat von ethnisch ursprünglich sehr verschiedenen Bestandteilen darstellen, ist bekannt.

4. Gewerbliche Produkte als Geld.

Bei der Besprechung der Markt- und Handelsbräuche war es kaum nötig auf den Umsatz der gewerblichen Erzeugnisse genauer einzugehen; sie erscheinen in derselben Weise auf den Märkten und unter den Waren der Handelskarawanen wie die landwirtschaftlichen Produkte, oder sie werden vor den Augen der Marktbesucher selbst hergestellt und zum Verkaufe ausgelegt. Aber wenn es sich darum handelt, den schwerfälligen Tauschverkehr durch die Einschlebung eines allgemein geschätzten und dauerhaften, in seinen einzelnen Stücken möglichst gleichartigen Mediums zu erleichtern, treten die Erzeugnisse des Gewerbes alsbald in den Vordergrund und erlangen eine Wichtigkeit, die ihnen auf anderem Wege kaum zu Teil werden würde.

Es ist weniger der Geschenkhandel als der Tauschverkehr, der zur Erzeugung fester Wertmesser drängt. Nur in ganz kleinen Verhältnissen ist der Tausch leicht und für beide Teile angenehm; wenn ein Fischerstamm, der Getreide braucht, die Ergebnisse seines Fanges mit einem Getreide produzierenden Stamme tauscht, der Fische zur Ergänzung seiner Nahrung benötigt, oder wenn Nomaden die Ergebnisse der Viehzucht gegen die pflanz-

16) Leonard i. Journ. Manchester Geogr. Soc. 1898. S. 207. — 17) Colin i. Revue Maritime et Coloniale 1883. S. 9. — 18) Voulet i. Bull. Soc. Géogr. Comm. 1897. S. 733. — 19) Bull. Soc. Géogr. Comm. 1897. S. 761.

lichen Produkte des Ackerbaus einhandeln, dann misst sich der Wert der einen Ware leicht an dem der andern. Zuweilen wird ein derartiges einfaches Tauschverhältnis auch nach der Entstehung eines Wertmessers festgehalten, so wenn man im Hinterlande von Bonny geflochtene Beutel Stück für Stück gegen leere Flaschen vertauscht¹⁾, oder wie bei den Xosa Töpfe von einer gewissen Gröfse mit einer Rindshaut bezahlt.²⁾ Aber so klar liegen die Verhältnisse in Afrika selten mehr. Stellen wir uns einen Markt selbst entlegener Gegenden, etwa im Innern des Kongobeckens vor, mit seiner Fülle verschiedenartiger Nahrungs- und Genufsmittel, den gewerblichen Erzeugnissen, den Schmucksachen und endlich den von Europa gekommenen Waren einerseits, den gänzlich verschiedenen und wechselnden Wünschen und Bedürfnissen der Käufer und Verkäufer andererseits, so ergibt sich die dringende Notwendigkeit, ein allgemeines Tauschmittel einzuführen, das sich wie eine Ölschicht zwischen die sich gegenseitig reibenden und hindernden Interessen schiebt und zugleich den Maßstab für den Wert aller vorhandenen Waren zu bieten vermag. Wo ein solches Tauschmittel erscheint, da haben wir ein Recht, es als „Geld“ zu bezeichnen, mag es auch dem geprägten Gelde der Kulturvölker noch nicht völlig gleichstehen.

Von einer festen Währung in unserm Sinne ist in Afrika freilich nicht die Rede; man kann auch nicht behaupten, dafs in den kultivierten Gebieten die Geldverhältnisse durchweg geordneter wären als in den weniger entwickelten. Im Nigerbecken und einem Teile des Sudans herrscht eine grenzenlose Verwirrung: Jeder Ort beinahe hat sein bevorzugtes Tauschmittel, obwohl doch die Kauriwährung mit ihren Vorteilen in diesen Gebieten seit langer Zeit bekannt ist.

Eine Einteilung der verschiedenen Geldarten Afrikas ist nach mehreren Gesichtspunkten möglich; in unserm Falle ist die einfachste, die nach dem Stoffe, vielleicht die beste. Ergänzend mag eine andre Teilung in zwei grofse Gruppen hinzutreten, deren eine Dinge umfasst, die im Lande selbst erzeugt werden, während die andre alle Geldarten in sich enthält, die erst durch den Handel eingeführt worden sind. Fassen wir zunächst die zweite Art der Sonderung ins Auge, so ergibt sich, dafs die von außen eingeführten Geldsorten die häufigeren sind, und das ist ja an sich erklärlich genug; die Schätzung eines Tauschmittels wird leichter erschüttert, wenn es Alle oder doch viele selbst zu fertigen verstehen, als wenn es nur durch den Handelsverkehr zu erlangen ist, obwohl auch im letzteren Falle eine plötzliche Überfüllung des Marktes und ein Preissturz des Geldes durchaus möglich bleibt. Das im Lande selbst gefertigte Geld mit seiner eigenartigen Entwicklung kommt auch deshalb für diesmal weniger in Betracht, als es sich hier nicht um eine Untersuchung der rein sozialen Einflüsse und Aufgaben des Geldes handelt, sondern um seine Bedeutung für den Verkehr.

Über die Geldarten Afrikas, die nicht zu den gewerblichen Erzeugnissen gehören, aber als Parallelerscheinungen wichtig sind, mögen wenige Worte

1) Leonard i Journ. Manchester Geogr. Soc. 1898. S. 199. — 2) Kropf i Mitt. d. Geogr. Ges. Jena 10. S. 20.

genügen. Wir finden da zunächst verschiedene Arten von Muschelgeld, unter denen indessen nur das von den Malediven und der ostafrikanischen Küste stammende Kaurigeld größere Bedeutung hat. Es gehört allenthalben entschieden zur Gruppe der von außen eingeführten Wertmesser; sein allerdings lückenhaftes Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom obern Niger bis Bornu und bis nach dem obern Kongo und Uganda, während Kauris als Schmuck auch im größten Teile des übrigen Afrikas bekannt sind. Das einheimische Muschelgeld Afrikas ist dagegen in denselben Gebieten gebräuchlich, aus denen es her stammt. Das noch immer ziemlich rätselhafte Muschelgeld, das in den Staaten an der Kongomündung unliefe, wurde bei einer Insel unweit Loanda gefischt, wo es jetzt allerdings kaum mehr zu finden ist³⁾; wohl aber wird das aus Achatina hergestellte, an Schnüren aufgereichte Muschelgeld, das im portugiesischen Westafrika und bei den Bube auf Fernando Poo als Tauschmittel dient⁴⁾, noch heute im Lande selbst hergerichtet, wenn es auch natürlich mehr und mehr an Bedeutung verliert.

Weiter sind als Geldarten eine Reihe von Nahrungs- und Genussmitteln zu nennen: Datteln, Dhurra, Maniokbrote, Kolanüsse, Tabaksblätter, Pfeffer, Kimba, Zwiebeln, Knoblauch, vor allem aber das Salz. Gewöhnlich umgibt die Orte der Salzproduktion ein weites Gebiet, in dem die Salzbrote oder -ziegel als Tauschmittel umlaufen, wobei ihr Wert mit der Entfernung vom Produktionsorte wächst, bis dann endlich die Höhe der Transportkosten die weitere Verbreitung hindert.

Von Schmuckgegenständen, die als Geld dienen, sind die Perlen anzuführen, die fast durchweg durch den Aufsenhandel ins Land gebracht werden. Von historischer Wichtigkeit sind die alten Perlen, die vielfach noch heute umlaufen, hoch geschätzt werden und offenbar auf frühe Handelsverbindungen mit der europäisch-asiatischen Kulturwelt deuten. Sie finden sich vorwiegend in den goldreichen Distrikten Afrikas, an der Guineaküste und im Maschonalande, aber auch am obern Kongo und sonst vereinzelt.

Das eigentliche Industriegeld, um einen Ausdruck Terrien de Lacouperies anzunehmen, erscheint in Afrika vorwiegend in der Gestalt von Kleiderstoffen und von Eisengeräten. Die Kleiderstoffe werden teils im Lande selbst gewebt, teils — allerdings erst in neuerer Zeit in größeren Massen — von außen her eingeführt; in Betracht kommen Rindenzeuge, Palmfaserstoffe und Baumwollgewebe, während Felle in Afrika nicht als Geld erscheinen.

Über die Verwendung des Rindenstoffes, der noch ein ziemlich weites Verbreitungsgebiet in Afrika besitzt, als Tauschmittel im engeren Sinne des Wortes liegt nur eine Nachricht vor, die leider sehr kurz und unbefriedigend ist. Stuhlmann⁵⁾ fügt seiner Angabe über die Einführung des Kaurigeldes in Uganda die Bemerkung hinzu: „Vorher soll man mit kleinen Stücken Rindenstoff bezahlt haben.“ Die Sache ist an sich nicht unwahrscheinlich, da

3) Vgl. darüber Dapper II. S. 187. 201—203. Bastian, San Salvador. S. 191. —

4) Bastian, San Salvador. S. 348. D. Valero y Belenques i. Bol. Soc. Geogr. de Madrid 1891. S. 195. Janikowski i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1886. S. 588. Baumann, Fernando Poo. S. 83. Monteiro, Angola II. S. 169. — 5) Stuhlmann S. 194.

die Wahnmaataaten das klassische Gebiet der Rindenstoffe in Afrika sind, die sogar eine lebhaft ausgeführte nach den benachbarten Ländern unterhielten; es würde sich in diesem Falle um ein im Lande selbst gefertigtes Geld handeln.

Dasselbe gilt in der Hauptsache auch von den Palmfaserstoffen des Kongobeckens, die einst das beliebteste Geld eines großen Distriktes waren und noch heute am Oberlauf des Stromes in dieser Eigenschaft gebraucht werden. Auf dem Markte zu Nyangwe kursieren Palmzeugstücke von $\frac{1}{2}$ qu. Größe als Geld, die nach Wissmanns Angabe Mariba⁶⁾, nach der Stanleys Lamba heißen.⁷⁾ Im ehemaligen Königreiche Kongo werden die Palmstoffe gegenwärtig nur noch zu symbolischen Zahlungen bei der Ordnung von Rechtsstreitigkeiten oder bei Begräbnissen verwendet⁸⁾, waren aber früher ein wirkliches Geld, das sogar von der portugiesischen Regierung anerkannt und durch einfache oder doppelte Abstempelung beglaubigt wurde; diese Stücke hießen Libonges oder Panos Sambos, wurden in Loango gewebt, aber in Loanda in den Verkehr gebracht und gehörten also schon zur Gruppe des eingeführten Geldes.⁹⁾

Das große Reich des Baumwollgeldes ist der Sudan, und zwar handelt es sich hier ursprünglich um einheimische Stoffe, zu denen dann solche europäischer Herkunft hinzugezogen sind. So ist in der gewerblühenden Gegend zwischen Medine und Bakel am oberen Senegal das Stück einheimischen Baumwollstoffs von 4 Ellen, *tama* genannt, die Werteinheit, die jetzt einem Franken französischen Geldes entspricht.¹⁰⁾ Anderwärts im Nigergebiete bestimmt der Landeschef die Preise und zugleich die Länge der als Geld dienenden Baumwollstreifen.¹¹⁾ In einigen Staaten ist das Kleidergeld überhaupt beseitigt, so in den Haufsaländern, wo die schmalen Streifen einheimischen Baumwollstoffs nirgends mehr als Geld dienen.¹²⁾ Auch in Bornu ist das Kleidergeld zurückgedrängt. „Ehemals“ sagt darüber Nachtigal¹³⁾, „bestand in Bornu, wie in den meisten Nachbarländern, das gangbarste Kaufmittel in Baumwollstreifen von fünf bis sechs Zentimeter Breite und drei bis vier Meter Länge — Gabag —, welche ihrerseits das früher vorwaltend gebrauchte Wertmaß, nämlich bestimmte Gewichtsmengen Kupfer, kurzweg Rotl genannt, verdrängt hatten. Die unentbehrliche Scheidemünze stellte Hadsch Beschir durch die Kaurimuschel her . . . Die Baumwollstreifen, welche neben den Muscheln gangbar blieben und fern von der Hauptstadt bis heute vorwaltende Geltung haben, schwanken erheblich in ihrer Qualität und demzufolge in ihrem Werte. Dieselben hatten zur Zeit meiner Anwesenheit in Kuka einen Durchschnittswert von vier Rotl, etwa zwölf Pfennigen, sodass man sich genötigt sah, sie im kleinsten Einzelhandel, da sie nicht mehr verkleinert werden können, durch einzelne Bogen Papier, einige Glasperlen u. dgl. zu ersetzen“. In Fessan, wo ehemals rotgefärbte Baumwollstreifen umliefen¹⁴⁾, ist dies primitive Geld

6) Unter deutscher Flagge. S. 179. — 7) Through the dark continent II. S. 121. — 8) Bastian, Loangküste I. S. 159. — 9) Dapper II. S. 233. Auch ein senegambisches Mattengeld erwähnt Dapper (I. S. 420.) — 10) Colin i. Revue Maritime et Coloniale 1888. S. 14. — 11) F. de Béhagle i. Bull. Soc. Géogr. de Lille 1863. S. 348. — 12) H. H. S. 209. — 13) S. S. I. S. 690. 692. — 14) Stüve, Die Handelszüge der Araber. S. 113.

jetzt verschwunden, und selbst in dem einsamen Wüstenlande Tibesti beginnt es andern Wertmessern zu weichen.¹⁵⁾ Um so zäher hat sich das Kleidergeld in Dar-For behauptet, wie Nachtigal bei einem Besuche des Marktes in Koba beobachten konnte, und zwar finden wir hier die interessante Erscheinung, daß ein bestimmter europäischer Stoff das große Geld, ein wenig brauchbares, fast als Zeichengeld zu betrachtendes einheimisches Zeug die kleine Münze vertritt. „Die Hauptmünze“, schreibt der Reisende¹⁶⁾, „bildete die Maqta'Tromba (europäischer Stoff von bestimmter Beschaffenheit und Größe), während der Maria-Theresia-Thaler nur mit Verlust verwendet werden konnte. Das kleine Geld bestand in sogenannten Terek, deren damals 17 auf die Maqta'Tromba und 11 oder 12, je nach dem Kurse, auf einen Maria-Theresia-Thaler gingen. Die Terek waren kleine, etwa 1½ m. lange und 1 m. breite, dunkelblau oder hellblau gefärbte Tücher, so lose und dünn gewebt, daß sie völlig durchsichtig und ohne allen praktischen Wert waren. Sie konnten ihrer mangelhaften Haltbarkeit wegen nur im Notfall als Kleidungsstück verwendet werden und erschöpften sich im Handel der großen Marktplätze und der nächstgelegenen Ortschaften. Man erhielt beim Wechseln der Maqta'Tromba oder des Maria-Theresia-Thalers die Hälfte der Terek in dunkelblau, welche einen etwas größeren Wert hatten, und die andre Hälfte in hellblau.“ Gessi berichtet, daß im 1880 in Dar-For die Werteinheit Tuchstücke von 8 m. Länge (taga) gebildet hätten, deren zwei einem Thaler gleich geschätzt wurden, während kleinere Tuchstücke als Kleingeld umliefen¹⁷⁾; der Thaler war also schon in ein festes Wertverhältnis zum Tuchgeld getreten. Ein europäisches, über Kairo eingeführtes Baumwollgewebe, Maqta'Chanu genannt, bildete auch in Wadai das gewöhnlichste Geld; es war 14 m. lang, 1—1½ m. breit, und die Stücke entsprachen ungefähr dem Werte von drei Thalern; als Kleingeld dienten daneben ebenfalls Streifen groben einheimischen Baumwollstoffs, Toqqija, deren 10—16 einem der europäischen Kattunstücke an Wert gleich kamen.¹⁸⁾ Baumwollstreifen als Geld kursieren auch in Baghirmi.¹⁹⁾ Im afrikanischen Osthorn ist die einheimische baumwollene Leibbinde (fûta) zum Gelde geworden. „Eine solche Binde“, sagt darüber Paulitschke²⁰⁾, „bildet unter dem simplen Namen Wolajti das Geschenk der Braut an den Bräutigam, womit das Mädchen seine Fertigkeit im Weben und in der Kleidermacherei nachweist. Nach Länge und Breite und Qualität verschieden, hat die fûta die Bedeutung einer Tauschwerteinheit angenommen und gilt in den Oromógebieten unbestritten als solche.“ Auch ganze Kleider, vor allem die hemdartige sudanische Tobe, kommen als Geld vor. Aller Kauf in Kanem wird nach Barth²¹⁾ vermittelt der gewöhnlichen weißen Bornuhenden, welche die allgemeine Landstracht bilden, abgeschlossen. Der Sultan von Harrar zahlte den umwohnenden Gallastämmen jährlich 6—700 Toben als Tribut²²⁾, was wenigstens als der Anfang einer Kleiderwährung betrachtet werden darf, wie

15) Globus 18. S. 7. S. S. I. S. 459. — 16) S. S. III. S. 332. — 17) L'Explorateur 1880. S. 45. — 18) S. S. III. S. 265. — 19) Gentil i. Compt. rend. Soc. Géogr. Paris 1898. S. 446. — 20) Paulitschke I. S. 88. — 21) Barth III. S. 69. — 22) Burton i. Journ. Roy. Géogr. Soc. London 1855. S. 144.

denn überhaupt Steuererhebung und Tribut die Entstehung des Kleidergeldes entschieden begünstigen.

Wie sich im heidnischen Afrika aus den massenhaft eingeführten europäischen Kleiderstoffen immer einzelne zur Währungseinheit herausbilden, ist zwar interessant genug zu beobachten, gehört aber eigentlich nicht in den Rahmen unsrer Betrachtung. Weit wichtiger ist ein Blick auf das afrikanische Eisengeld, das so recht ein Erzeugnis der verbreitetsten aller gewerblichen Künste und von europäischen Einflüssen im Ganzen weniger umgebildet oder verdrängt ist als das Kleidergeld. Man kann die Formen des Eisengeldes in drei Gruppen einteilen, je nachdem es in rohen Stücken oder Barren, in konventionellen, für praktische Zwecke nicht unmittelbar brauchbaren Formen oder endlich in Gestalt eisener Geräte und Waffen auftritt.

Eisenbarren, die namentlich gern zur Zahlung des Brautpreises verwendet werden, kommen am Gabun vor²³⁾, Eisenblätter im Mongallagebiet des Kongobeckens.²⁴⁾ Rohe Eisenstücke liefern früher in Kordofan um²⁵⁾, eiserne Stäbe an der Kruküste und in Senegambien.²⁶⁾ Auf die Barren, die früher auf einem Teile der Guineaküste die Werteinheit gebildet haben, wird am Schlus noch zurückzukommen sein.

Eine phantastischere Form, die schon etwas an die Prägung des europäischen Metallgeldes erinnert, haben die von den Yaunde im Hinterlande Kameruns gebrauchten kleinen Eisenstäbe, die an beiden Enden flach geklopft sind; sie werden im Lande selbst gefertigt und dienen in erster Linie zur Bezahlung des Brautpreises.²⁷⁾ Im nahen Gabungebiete erscheint eisernes „geprägtes“ Geld, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, in den mannigfachsten Formen.²⁸⁾ Es sind meist kleine Stücke, die in Bündelchen vereinigt werden, so die glockenförmigen *biki*, die man zu vieren zusammenbindet, die schneckenförmigen *miaha*, die klingenförmigen, zu 8—10 vereinigten Stücke, die bei den *Mpong* umlaufen, die in Bündelchen zu 10 Stück kursierenden *ikia* der *Fan*, von denen jedes Bündel etwa dem Werte von 6 Pence entspricht²⁹⁾, u. s. w. In Kordofan gab es ein von der Regierung ausgegebenes Eisengeld, dessen Gestalt etwas an die eines kleinen Ankers erinnerte.³⁰⁾ Ein Geld ferner, das anscheinend eine praktische Form hat, aber im Grunde doch zu der eben besprochenen Gruppe gehört, sind eiserne Spaten der *Bongo* am obern Nil, von denen manche für den Zweck der Bodenbestellung unbedingt nicht zu brauchen sind.³¹⁾ Dasselbe dürfte von den eisernen Hacken gelten, die früher in Sierra Leone als Geld umliefen, aber zu klein zum wirklichen Gebrauch waren³²⁾, wohl auch von den winzig kleinen Lanzen- spitzen, die in *Yalulima* am *Aruwimi* zu kursieren scheinen³³⁾; als Gegen-

23) Cuny i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1896. S. 239. — 24) Thonner i. Globus 72. S. 121. — 25) Mungo Parks Reise. S. 32. Dapper I. S. 59. — 26) Mungo Parks Reise. S. 32. — 27) M. D. S. VIII. S. 63. — 28) Wilson, Westafrika. S. 224. Cuny a. a. O. S. 340. — 29) Burton, Two trips to Gorillaland I. S. 226. — 30) Rüppell, Reisen in Nubien. S. 139. — 31) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I. S. 306. — 32) Babelon, Les origines de la monnaie. S. 47. — 33) d'Hanis i. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1890. S. 33. Roget a. a. O. 1891. S. 124.

stück zu letzteren erscheint in der Gegend der Stanley-Fälle ein 1,50 m. hohes Eisenstück in Form einer Pfeilspitze, das gleichwertig mit einem Sklaven ist, als Werteinheit.³⁴⁾ Das eiserne Geld, das zu Denhams Zeit in Logone umlief, verdient eine besondere Erwähnung. „In Logone“, schreibt der Reisende³⁵⁾, „haben sie auch eine metallene Kurantmünze; es sind dünne, gekrümmte eiserne Platten, zehn bis zwölf werden nach dem Gewicht zusammengenommen, und dreißig solcher Plättchen haben den Wert von zehn Rotul oder einem Thaler. Auf dem Geldmarkte zu Logone findet aber stets ein Schwanken statt; der Wert dieses Geldes wird beim Anfange jedes Wochenmarktes, am Mittwoch, öffentlich ausgerufen, und die Handelsleute machen ihre Spekulationen, je nachdem sie auf Fallen oder Steigen der Münze rechnen. Ehe der Sultan seinen Tribut an Ochsen oder Indigo erhält, macht der Delatoo gewöhnlich bekannt, das die Münze unter Pari stehe. Wenn er im Gegenteile für seine Haushaltung Einkäufe zu machen hat, etwa ein Fest vorbereitet, so steigt der Wert des Metalls jedesmal. Die Bekanntmachung des Metallwertes erregt immer eine auffallende Verwirrung, als ob Einige bei diesem Wechsel gewinnen, Andre verlören.“

Eiserne Waffen und Geräte sind als Geld massenhaft im Umlauf. Im nordöstlichen Afrika bilden stellenweise Lanzenspitzen die Werteinheit³⁶⁾, und die Kaffernstämme bedienen sich früher der Assegaen als Wertmesser.³⁷⁾ Das Wurfeisen war bei den Heidenstämmen Baghirmis das bevorzugte Tauschmittel.³⁸⁾ Noch verbreiteter ist die eiserne Hacke, das wichtigste Gerät der nigritischen Feldwirtschaft, als Geld, besonders am oberen Kongo, wo daneben (an den Stanleyfällen) auch Lanzenspitzen und Messingdrähte in Gebrauch sind; die Hacken (Schokas) sind in neuerer Zeit massenhaft im Auftrage der Araber, die sie zum Sklavenhandel verwendeten, von einheimischen Schmieden gefertigt worden.³⁹⁾ Am Aruwini kursieren Lanzenspitzen, die zu N'Dobo gefertigt werden, in der Gegend von Upoto und N'Dobo bis zum mittleren Itimbiri; Hackengeld findet sich wieder am mittleren und oberen Mongalla.⁴⁰⁾ Am oberen Ubangi ist ebenfalls die Hacke das Landesgeld, bei den Sakaras und den A-Sandehs die Lanzen spitze.⁴¹⁾ Eiserne Messer werden in M'Bumba und Ikinga gefertigt, hauptsächlich für die Binnenstämme, bei denen sie als Geld kursieren.⁴²⁾ Ein Ausstrahlungspunkt des Hackengeldes ist ferner die eisenreiche Landschaft Unyanyembe (Land der Hacken) südlich vom Victoriasee, wo jede durchziehende Karawane sich mit den willkommenen Tauschgegenständen zu versehen pflegt, und von wo jährlich 150 000 Stück auf den Markt zu Tabora gebracht werden.⁴³⁾

34) a. a. O. S. 41. — 35) Denham und Clapperton, Reisen und Entdeckungen. S. 346. — 36) Paulitschke I. S. 111. — 37) Joest, Um Afrika. S. 221. — 38) Nachtigal i. Mitt. d. geogr. Ges. in Hamburg 1876/77. S. 326. — 39) Baumann i. Revue Coloniale Internationale 1887. S. 233. Coquilhat, Sur le Haut-Congo. S. 423. — 40) Le Marinel i. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 1893. S. 24. — 41) d'Hanis a. a. O. S. 33. Nach Julien (Bull. Soc. Géogr. Paris 1899, S. 505) kann man am oberen Ubangi für Eisenhacken Alles kaufen, sie sind also ein wirkliches Geld; Sklaven sind vielfach überhaupt nur gegen Hackengeld käuflich. — 42) d'Hanis a. a. O. S. 33. — 43) Sigl, Deutsches Kolonialblatt 1892. S. 165.

Hackengeld besitzen auch die Bari.⁴⁴⁾ Seltner erscheinen Schaufeln und Spaten als Tauschmittel, früher z. B. in Abessinien⁴⁵⁾, ferner, wie schon erwähnt, bei den Bongo, endlich auch in Kalabar⁴⁶⁾ und im Hinterlande der Delagoabai.⁴⁷⁾ Teilweise dürfte es sich hier auch um Hacken handeln, die oft, da sie in der Regel ohne Stiel in den Handel kommen, den Eindruck von Schaufeln oder Spaten machen.

Über das Hackengeld der Baronga hat Junod⁴⁸⁾ wichtige Angaben gemacht. Bei den Baronga wurde früher der Brautpreis in Vieh bezahlt, später, nach der Plünderung des Volkes durch die Sulu, in roten Perlen, bis dann die Hacken aufkamen, die man vom nördlichen Transvaal bezieht. Der Preis einer Frau beträgt 40—50 Hacken; der Brautvater bewahrt die Hacken auf, um dann seinen Söhnen Weiber damit zu kaufen. Infolge der europäischen Einfuhr ist der Brautpreis gestiegen, auch fertigen jetzt einheimische Schmiede Hacken aus dem Eisen gestrandeter Schiffe; ganz neuerdings sind englische Goldstücke als Brautpreis üblich geworden, aber auch diese werden vom Brautvater nicht zu gewöhnlichen Handelsgeschäften verwendet, sondern immer nur zum Brautkauf.

Wo das einheimische Kupfer in Afrika als Geld erscheint, läuft es meist in Gestalt besonders geformter Barren und in Ringform um, während Kupfergeräte, die eine stärkere gewerbliche Verarbeitung erlitten haben, kaum als Wertmesser dienen. Die vorhandenen Nachrichten genügen leider nicht, um ein klares Bild darüber zu gewinnen, welchen Einfluss das Dasein, des Industriegeldes auf das Gewerbe hat; nur das er im allgemeinen der gewerblichen Thätigkeit förderlich ist, läßt sich mit Bestimmtheit behaupten. Stellenweise wird dadurch, daß die Steuern in Industriegeld und besonders in gewebten Stoffen erhoben werden, das Hauswerk befördert und zu einer Produktion über den eignen Bedarf genötigt, die nicht ohne Folgen für seine weitere Entwicklung sein kann. Anderwärts sind es bestimmte Orte und Stämme, die das Geld für gröfsere Gebiete liefern, sodafs in diesem Falle das Stammesgewerbe lebhaft angeregt wird. Zu dieser Förderung trägt vor allem bei, das für ein gewerbliches Erzeugnis, das zum Geld wird, sogleich ein gröfseres Bedürfnis vorhanden ist als vorher, da nunmehr zu Tribut- und Strafzahlungen, Brautgeldern u. s. w. beträchtliche Geldmengen nötig sind, während von Wohlhabenden grofse Massen des Stoffes zurückgehalten und aufgespeichert werden, und endlich der praktische Gebrauch des Produktes nach wie vor stattfindet.⁴⁹⁾ In dem Gebrauche des Eisengeldes und überhaupt alles aus gewerblichen Erzeugnissen bestehenden Geldes liegt also zugleich eine besonders gesteigerte Absatzweise des Produktes vor. Der Produzent, im Falle des Eisengeldes der Schmied, kann für sein Erzeugnis unmittelbar Alles kaufen, statt erst durch umständlichen Tausch kaufkräftige Geldstoffe an sich bringen zu müssen.

44) v. Harnier i. P. M. E. X. S. 132. — 45) Alvarez, Embassy to Abyssinia, (Hawkluyt-Soc.) S. 117. — 46) Dapper II. S. 135. — 47) Joest, Um Afrika. S. 221. — 48) Junod S. 35. 87—91. — 49) Genaueres über Geld der Naturvölker findet sich in meinem „Grundrifs einer Entstehungsgeschichte des Geldes“ (Weimar 1898).

Rückblick.

Aus der Masse der Thatsachen haben sich Folgerungen ergeben, die zum Schlusse noch einmal in kurzen Worten zusammengefaßt sein mögen.

Die ursprüngliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib ist in Afrika noch sehr kenntlich erhalten, wenn auch die hierbei sich ergebende Überlastung des Weibes bereits an vielen Stellen zu Verschiebungen der Arbeitsgebiete geführt hat. Die Frau hält im ganzen noch den Thätigkeitskreis, der sich auf die vegetarische Ernährung bezieht oder durch sie veranlaßt wird, mit Entschiedenheit fest, darunter als gewerbliche Arbeiten das Sieden von Salz aus Pflanzenasche und die Töpferei. Wo die letztere zum Männerberufe wird, sind es teils äußere Einflüsse, in unserm Falle das Beispiel der kultivierteren Völker Nordafrikas, teils die Pfeifentöpferei, die den Umschwung herbeiführen. Flecht- und Webkunst scheinen von Anfang an nicht ausschließlich von einem Geschlecht ausgeübt worden zu sein, und infolgedessen ist auch die weitere Entwicklung schwankend. Die Metallarbeit ist, abgesehen von der Erzwäscherei, stets ein Gewerbe der Männer.

Wo sich höhere Formen des Hauswerkes entwickeln, steigert sich sofort die Teilnahme der Männer auch an solchen Berufen, die ursprünglich dem weiblichen Arbeitsfelde zugehören. Die Thätigkeit der Frauen geht in der Regel nur wenig über die Hausarbeit hinaus, was darüber geleistet wird, kommt nicht in den Fernhandel, sondern wird im Marktverkehr umgesetzt. Das Marktwesen selbst scheint eine Erfindung der Frauen zu sein, indes ist zu bedenken, daß die Auknüpffungsform des „stummen Handels“ anscheinend mehr den Männern zuzuschreiben ist; zur Lösung des Problems sind weitere Vorarbeiten, die auch außerafrikanische Verhältnisse berücksichtigen mußten, unentbehrlich. Zwischen Marktverkehr und Geschenverkehr ist dabei zu unterscheiden.

Überschreitet der Gewerbebetrieb die engen Grenzen der Arbeit für den eignen Bedarf und den der allernächsten Nachbarn, dann erscheint er regelmäßig zunächst in der Form der Stammesindustrie; damit ist auch eine natürliche Organisation der Berufsgenossen ohne weiteres gegeben, die Entstehung eines eigentlichen Zunftwesens unnötig. Aber die Stammesbetriebe und die Gewerbtätigkeit überhaupt sind nicht bei allen Volkselementen Afrikas gleichmäßig entwickelt und geschätzt, und hieraus ergeben sich eine Anzahl besonderer Verhältnisse, die indes alle noch einigermaßen unter den Begriff des Stammesgewerbes fallen.

Die unsteten Völker ergreifen gewisse Gewerbe, die keine Sefshaftigkeit voraussetzen, als ein willkommenes Mittel, ihre umherschweifende Lebensweise auch in kultivierten Gebieten fortzusetzen und ihre wirtschaftliche Selbständigkeit zu wahren. Die Arbeit ist ihnen ein abgedrungenes Kompromiß, aber keine Anregung zu weiterem Fortschritt. Leichte und zweifelhafte Künste, wie Wahrsagen, Tanzen, Musizieren oder Taschenspielerlei ziehen sie den schweren Erwerbsarten unbedingt vor.

Unter den Hirtenvölkern Afrikas ist der Gewerbetrieb nicht stark entwickelt, offenbar aus dem Grunde, weil der Nomade seiner ganzen Lebenshaltung nach am wenigsten geneigt ist, schwere Arbeit zu üben oder sie an andern zu schätzen. Dies gilt in erster Linie von den hellfarbigen Stämmen des Nordens. Bei ihnen liegt denn auch das eigentliche Gebiet der Pariahandwerker, die sich entweder aus unsteten Stämmen oder aus ehemaligen Sklaven und herabgekommenen Volksgenossen rekrutieren und jetzt vielfach in kastenartiger Abgeschlossenheit leben. Die nigrischen Viehzüchter des obren Nilthales sind von dieser Anschauung stark beeinflusst, weniger die südafrikanischen Hirtenvölker, wie die Kaffern und Herero, bei denen das Negerblut zu mächtig und fremder Einfluß zu fern ist.

Der typische Neger Afrikas, dessen Dasein in der Hauptsache auf dem Anbau von Nutzpflanzen beruht, kennt die Verachtung des Handwerks nicht, ist vielmehr immer gern bereit, durch gewerbliche Arbeit seine Einnahmen zu vermehren oder zu ihren Gunsten gelegentlich auch ganz dem Ackerbau zu entsagen. Durch natürliche Bedingungen und dem daraus entstehenden Handelsverkehr wird die Arbeitsteilung begünstigt und es entsteht auf diese Weise eine große Anzahl gewerblich beschäftigter Ortschaften und Stämme, die sich im Austausch mit den ackerbauenden oder den Jagd, Fischfang und Viehzucht treibenden Volksgruppen befinden. Oft wird eine Thätigkeit als Hauswerk allgemein geübt, die Stammesindustrie aber liefert als Feingewerbe eine bessere Qualität der Ware. Im Kongogebiet bilden sich auf diese Weise förmliche Produktions- und Konsumtionsgruppen heraus, die oft eine ganze Anzahl einzelner Siedelungen umfassen.

Neben dem eigentlichen Stammesgewerbe erscheint das Familiengewerbe, das in gewissem Sinne nur eine Unterabteilung des Stammesgewerbes ist, andererseits aber auch schon einen Übergang zum Handwerk im engeren Sinne bildet. Stammes- und Familiengewerbe gehen wechselseitig in einander über, indem gewerbfleißige Familien sich zu Stämmen auswachsen, und andererseits einzelne Familien gewerbthätiger Völker sich unter anderen Stämmen niederlassen. Durch mystische Bräuche und Kenntnisse wird der Wettbewerb Fremder verhindert. In der Nähe der von Nomaden bewohnten Striche scheint die Verachtung der körperlichen Arbeit dahin geführt zu haben, daß gewerbtreibende Familien zu Kasten oder Stämmen zusammengeschweisft worden sind.

Der Beginn einer Organisation der vereinzelt Handwerker, die auch im heidnischen Afrika nicht fehlen und unter denen die Schmiede weitaus an erster Stelle stehen, knüpft entweder an die Häuptlingsmacht oder an

das Priestertum und Fetischwesen, zuweilen auch an beide zugleich an. Handwerker erscheinen als Beisitzer in der Ratsversammlung, die den Häuptling umgiebt, oder sie verbinden sich mit Herrschern und Priestern zur Ausübung von Arbeitsmonopolen. Aber aus Handwerkern werden allmählich Finanzbeamte, denen die Eintreibung der Gewerbesteuern obliegt. Im Sudan ist diese Entwicklung, die wieder an die Stammesberufe und -organisationen anknüpft, offenbar durch den Einfluß der islamitischen Völker beschleunigt oder überhaupt erst hervorgerufen worden; wie die Stämme und die fremden Kaufleute haben hier auch die gewerblichen Gruppen ihre Vertreter und zugleich Steuerheber am Hofe, die entweder selbst aus den Handwerkern hervorgehen oder vom Fürsten willkürlich ernannt werden.

Die Sklaverei hat mit der Entwicklung des Gewerbes wenig zu thun. Im nigritischen Afrika sind es immer die freien Leute, die ein Gewerbe als Hauptberuf betreiben, kaum als Gehülfen kommen die Sklaven in Betracht. Im Sudan finden sich Sklaven, die selbständig gewerblich thätig sind und nur eine Abgabe an ihre Herren bezahlen, von intensiver Beschäftigung größerer Sklavenmengen zur Herstellung gewerblicher Produkte zeigen sich dagegen kaum schwache Spuren. Auch die Pariahandwerker sind zwar verachtet, aber keine Sklaven und vor Vergewaltigung durch die Volkssitte geschützt.

Im ganzen beweist die schwarze Rasse, daß sie arbeitskräftig ist und für gewerbliche Thätigkeit, die sich über die einfachsten Formen des Hauswerks erhebt, mehr Verständnis hat als die meisten andern primitiven Rassen. Sie verkörpert in sich die Erbschaft einer verhältnismäßig arbeitsreichen Vergangenheit, und aus dieser Quelle fließt wohl jene Kraft, die ihr Aussterben trotz des wachsenden Kultureinflusses Europas nicht befürchten läßt. Wenn in Zukunft Afrika immer entschiedener zu einem Teile des die ganze Erde umspannenden Wirtschaftsgebietes der Neuzeit wird, dann dürften sich aus diesen Thatsachen wichtige Folgen ergeben; Afrika wird dann nicht, wie das jetzt den kolonisierenden Mächten Europas vorzuschweben scheint, ein Gebiet reiner Rohstoffproduktion sein, sondern es werden sich daneben industrielle Thätigkeiten entwickeln, über deren Art sich schon jetzt einigermaßen urteilen läßt. Billige Arbeitskräfte, billiges Eisen und billige Baumwolle werden die Grundlagen der afrikanischen Großindustrie sein, die allerdings voraussichtlich durch den Mangel an Kohle solange an übermächtiger Entfaltung verhindert sein wird, bis es gelingt, andre Kraftquellen, wie die Wasserfälle der Ströme oder die tropische Sonnenglut, in den Dienst der Menschheit zu stellen. Feinere Formen des Gewerbes werden in Afrika schwerlich erblühen, da nach dieser Seite hin der Neger mangelhaft begabt ist, aber daß es dereinst einen Teil der Erde mit billigen Eisen- und Baumwollwaren versehen wird, läßt sich schon heute voraussagen.

Register.

- Abdeckerei 40, 43.
 Abeokuta 84.
 Abessinien 22, 35, 77, 79, 103, 139.
 Abo 55.
 Achatinageld 134.
 Adamaua 19, 22, 23, 36, 51, 54, 85, 99, 103, 109, 110, 120.
 Adrah 9.
 Afar 100, 118.
 Atipa 56.
 Agades 102, 113.
 Akelle 49.
 Akem 27.
 Akoa 39.
 Amaxosa s. Xosa.
 Amazonen 97.
 Amin 113.
 Anassarawa 102.
 Apinachi 49.
 Araber 35.
 Armenier 35.
 Aro 131.
 Asben 33.
 Aschanti 17, 82, 83, 94, 97, 102, 106.
 Atawa 56.
 Auktionen 127.
 Australier 20, 128.
 Automatischer Verkauf 9.
 Awanschi 49.
 Awayō 33.

 Babangi 131.
 Babemba 56.
 Babonga 41.
 Badagry 81, 93.
 Badinga 31.
 Baele 77.
 Bafyote 90, 97.
 Bagamoyo 129.

 Baggara 10.
 Bagirmi 35, 111, 126, 136, 138.
 Baiu 109.
 Bakalai 39.
 Bakas 128.
 Bakete 130.
 Bakongo 34.
 Bakuba 23, 117, 119, 121, 130.
 Bnli 17.
 Balolo 60.
 Balougo 46.
 Baluba 8, 15, 16, 20, 56, 74, 82, 85, 119, 120, 131.
 Bamako 64.
 Bambara 80, 83.
 Bambuk 22, 26, 83, 93.
 Bundija 56.
 Banianen 35.
 Banyeti 49.
 Banza 51.
 Barbiero 94.
 Bari 11, 16, 48, 69, 75, 139.
 Barombi 64.
 Baronga 12, 16, 18, 20, 22, 49, 67, 73, 139.
 Barotse 11, 16; vgl. Marutse.
 Basari 10.
 Baschilange 121.
 Basiba 15, 18.
 Bassombe 94.
 Bastards 11.
 Basuto 16, 20, 21, 72.
 Bateke 12, 55, 131.
 Batta 51.
 Batwa 41.
 Baummeister 36, 91.
 Baumwollgeld 135.
 Bavili 33.
 Baya 15, 21.
 Bayaka 52.
 Bayansi 131.

 Beledugu 84.
 Benin 89, 90, 101, 104.
 Berbera 43.
 Bergdamara 50.
 Besteuerung 110.
 Betachuanen 16, 17, 49, 58, 89.
 Bidda 53, 64.
 Bierbrauerei 10, 94, 106.
 Bihé 16.
 Bilma 32.
 Bliinde 103.
 Bogos 31.
 Bokalu 16.
 Bondei 12, 14, 89, 120.
 Bongo 16, 51, 137.
 Bonny 33, 54, 121, 131, 133.
 Bootbauer 55, 90.
 Borku 77.
 Bornu 19, 35, 77, 95, 100, 106, 109, 111, 121, 135.
 Britisch-Gaubaia 37.
 Bube 134.
 Budduma 32.
 Bukoba 89.
 Bussa 98, 102.
 Bwajiri 128.

 Clown 103.

 Dachflechter 91.
 Dahomeh 9, 10, 15, 54, 68, 74, 80, 97, 102, 105, 106, 110, 116.
 Dama 51.
 Damaraland 50; vgl. Herero.
 Dampa 116.
 Dana 51.
 Dar For 109, 110, 111, 116, 136.
 Delagoabai 11, 22, 54, 89, 139.
 Derr 43.
 Djikun 31, 124.

- Dinka 11, 48, 66, 75, 102.
 Diulas 64.
 Djur 16, 48.
 Dongola 39.
 Dualla 131.
 Duru 51.

 Ebu 126.
 Egga 64, 118.
 Eisengeld 47, 137.
 Elefantenjäger 39, 105.
 Elfenbeinschnitzer 90.
 Elkmono 41.
 Evheer 68, 73, 87, 90, 117,
119.

 Fadugu 93.
 Fährbetrieb 33.
 Falescha 77.
 Fan 14, 49, 81, 83, 132, 137.
 Fanti 31, 84.
 Färber 36, 87.
 Fessau 19, 135.
 Fiote 117; vgl. Bafyote.
 Fischer 11, 39, 66, 97, 110.
 Fleischer 10, 93.
 Flötenkönig 103.
 Fluspferdjäger 39, 105.
 For 109.
 Fulbe 30, 36, 77, 98.
 Futa 15, 19, 25, 27, 77, 87,
98, 107, 113.
 Futatoro 80.

 Gabun 22, 48, 56, 81, 90, 137.
 Galadima 109.
 Galla 18, 21—23, 67, 77, 80,
84, 87, 89, 91, 92, 100,
116, 136.
 Galloa 49.
 Ganguella 21, 49, 82.
 Garküchen 9, 93.
 Garo-n-Bautschi 22, 23, 33,
87; vgl. Jakoba.
 Gärtner 89.
 Garua 19, 87, 88, 89, 116.
 Gemeindebau 112.
 Gerber 40, 43, 77, 80, 92.
 Geschenkhandel 124.
 Glasmacherei 53.
 Gonnesen 35, 99.
 Goldarbeiter 35, 37, 46, 60, 84.
 Goldküste 17, 25, 26, 31,
101, 104, 121.

 Griots 31, 40, 77, 98, 104, 107.
 Guber 87.
 Guyana 29.

 Haarkünstler 104.
 Hackengeld 138.
 Haddad 51, 75.
 Handelsvölker 130.
 Handwerk 3.
 Handwerkerkolonien 34.
 Handwerkerquartiere 113.
 Handwerkersklaven 98.
 Harrar 18, 54, 136.
 Haschasch 103.
 Hassanieh 11.
 Hausbau 16.
 Hausierer 47, 69.
 Hausfa 2, 19, 21—23, 33, 36,
57, 70, 72, 80, 84, 88—94,
98, 100, 113, 118, 132, 135.
 Hauswerk 3.
 Henker 99, 106, 109, 110, 111.
 Herero 17, 37, 81, 130.
 Hindu 35.
 Hofmusiker 101.
 Hofnarr 103.
 Holzarbeit 12, 44, 55, 81, 89.
 Hottentotten 21, 30.

 Jagd 11, 39, 105.
 Jahrmärkte 118.
 Jakoba 80, 87, 88, 93, 106,
112, 113, 121.
 Jalundi 56.
 Jankau 56.
 Iddah 25, 55, 87, 93.
 Jebir (Jiber) 43.
 Ikassa 56.
 Inder 35.
 Ininga 15, 49, 131.
 Jola 109.
 Jolof 37, 77, 89.
 Itscha 121.
 Juden 35.

 Kabartü 99.
 Kaffern 6, 16, 22, 31, 108,
132.
 Kahnbauer 55, 90.
 Kakanda 131.
 Kakongo 62.
 Kalabar 15, 33, 139.
 Kalebassenmacher 89.
 Kalunda 56.

 Kamerun 6, 11, 17, 55, 88,
90, 117, 131, 137.
 Kanem 136.
 Kanembu 53.
 Kano 55, 87, 98, 101, 103,
113.
 Kanuri 35.
 Kanzamba 21.
 Kapellmeister 103.
 Karagwe 85.
 Katanga 46, 82, 102.
 Katsena 111, 113.
 Kazembe 106.
 Kauar 32.
 Kauri 134.
 Kete 36, 94, 107.
 Kibiro 33.
 Kilimandscharogebiet 116,
121.
 Kilwa 98.
 Kioko 50, 131.
 Kisungi 16.
 Kochkunst 8, 196.
 Kohlenbrenner 62.
 Kokombo 97.
 Kong 51, 88, 93, 117, 118.
 Korana 39.
 Korbflechter 19, 86.
 Kordofan 137.
 Korduan 91.
 Kotoko 88.
 Kpando 118.
 Kronrat 106.
 Kru 137.
 Kuka 10, 22, 23, 53, 85,
88—90, 92—94, 116, 118,
121, 127.
 Kupferbergbau 46.
 Kupfergeld 139.

 Laobés 43.
 L akka 51.
 Latuka 12, 16, 18, 21, 86.
 Lederarbeiter 35, 36, 40, 56,
92, 113.
 Lehrlinge 72.
 Liberia 15, 24, 88.
 Loanda 102, 135.
 Loango 6, 25, 33, 52, 72, 82,
110, 117, 119, 135.
 Logone 97, 110, 138.
 Lohnwerk 3, 4, 59, 88, 99.
 Lome 36.
 LuKoma 15.

- Lunda 8. 50.
 Lur 15. 16. 17. 21. 72.
- Madagaskar** 22. 25.
 Madi 68.
 Makalaka 1. 22. 83.
 Makari 36.
 Makdiachu 55. 98.
 Makler 127.
 Makololo 49.
 Makraka 81.
 Makua 15. 26. 48.
 Malepa 16. 54.
 Mandingo 23. 25. 37. 57. 68.
 84. 87. 91. 92. 118. 119.
 121. 132.
 Manga 53.
 Manganja 81.
 Männerhaus 112.
 Mantetje 52.
 Manyema 11. 26.
 Marktaufseher 93.
 Marktsprache 127.
 Marktsultan 112.
 Marktwerk 69.
 Marokko 35. 91.
 Marrakesch 113. 127.
 Marutse 22. 30. 52. 101. 106.
 110.
 Maschona 49. 81.
 Massai 19. 41.
 Matabele 22. 27.
 Mattenmacher 85. 96.
 Mauren 24. 77. 87.
 Maurer 35.
 Mbochi 21. 72.
 Mbum 109.
 Medina 35.
 Melken 11.
 Metzger 93. 107.
 Midgan 43.
 Minungo 54.
 Mkomi 62.
 Mobali 33.
 Monbuttu 9. 12. 15. 21. 55.
 81. 97. 101. 104.
 Monomotapa 13. 26.
 Mossi 57.
 Mpong 137.
 Mpongwe 22.
 Mukischi 74.
 Mungo 55.
 Munongiri 56.
 Murdia 64.
- Mursuk 22.
 Muschelgeld 134.
 Musiker 40. 74. 99—104. 106.
 Mutschi 124.
 Mystik 5. 73. 108.
- Nama 11.
 Ngaundere 109.
 Niam-Niam 103; vgl. Sandeh.
 N'Komis 4. 22.
 Nupe 58. 80. 106.
 Nyangwe 120. 135.
- Obo 48. 83.
 Okande 49.
 Okenda 131.
 Okoa 41.
 Okota 49.
 Onitscha 61.
 Orungus 55. 83.
 Osaka 48.
 Oschebo-Aduma 49.
 Ovambo 37. 50. 130.
- Palmfaserstoffe** 135.
 Pare 27.
 Persien 105.
 Pirateninseln 31.
 Primäre Arbeitsteilung 7.
 Prostituierte 101. 103.
 Popo 102.
 Possenreißer 40. 43. 102.
- Rabat** 127.
 Rani 43.
 Räuber 103.
 Rindenstoff 105. 134.
 Ruanda 42.
- Sahara** 26.
 Sakaras 50. 107. 138.
 Salzmacher 26. 97.
 Sandeh 72. 106. 138.
 Sänger 99.
 Sansibar 11. 22. 35. 99.
 Saria 72. 86. 90. 107. 114.
 Sattler 36. 43. 89. 113.
 Schankwirtschaft 10.
 Schattenkönig 111.
 Schir 22.
 Schlichtersultan 112.
 Schmiedesultan 111.
 Schneider 88.
 Schneidersultan 112.
- Schoa 18.
 Schuhmacher 35. 92. 107. 113.
 Schuli 16.
 Seg-Seg 24.
 Seiler 91.
 Sekundäre Arbeitsteilung 7.
 Senegambien 15. 22. 24. 26.
 37. 40. 77. 92. 103. 118.
 137.
 Sennaar 24. 69. 93.
 Serrakolet 87. 92. 132.
 Shendy 19.
 Siam 71.
 Sienaré 86.
 Sierra Leone 23. 25. 137.
 Sinder 96.
 Sklavenarbeit 96—99.
 Sklavenküste 104. 117.
 Sokoto 91.
 Somali 22. 24. 35. 42. 55.
 77. 94. 98. 100. 118. 119.
 125.
 Songo 23.
 Soninke 132; vgl. Serrakolet.
 Stammesgewerbe 3. 29 ff.
 Stephaniewie 61.
 Steuern 110 ff.
 Stör 3. 68.
 Stummer Handel 122. 127.
 Suaheli 88.
 Suakin 127.
 Sulu 16.
- Tabakspfeifen** 17.
 Tabora 138.
 Tanga 90.
 Tänzer 74.
 Tedä 76.
 Tete 16. 18. 59.
 Tibesti 76. 136.
 Togo 9. 15. 22. 23. 25. 36.
 51. 55. 68. 82. 85. 91. 94.
 107. 116. 117.
 Tomal (Tumalod) 42. 77.
 Töpferei 13 ff. 35. 41. 54. 97.
 Träger 38.
 Trommelkönig 103.
 Tuareg 32.
 Tupende 56.
- Uatto** 40.
 Udschidschi 100.
 Uganda 10. 18. 21. 22. 37.
 81. 90. 105. 106. 134.

REGISTRE.

27.
 amwesi 18. 22. 26. 104.
 anyanyembe 138.
 Anyoro 18. 37. 86. 127.
 Upoto 56.
 Urproduktion 3.
 Urua 50. 81. 113.
 Urundi 41.
 Usanga 28.
 Usiba 58.
 Usindya 46.
 Ussukuma 21. 47.

 Viehzucht 7. 10.

 Wabari 55.
 Waboni 39.
 Wabuma 131.
 Wadai 24. 35. 77. 99. 109.
 111. 136.
 Wadoš 14. 46.
 Wadschagga 47.
 Wafipa 23.

 Wagenya 31.
 Wahuma 58.
 Wahumastaaten 10. 11. 18.
 37. 100. 102. 124. 135.
 Wa-Itumba 27. 47.
 Wakamba 11.
 Wakavirondo 47.
 Wakikuyu 11.
 Wakondjo 37.
 Wakua 48.
 Walangulo 39.
 Wamanga 55.
 Wambugwe 19.
 Wambuudu 55.
 Wandorobbo 39. 41.
 Wanganya 32.
 Wangarbé 57. 132.
 Wangindo 125.
 Wanyamwesi 14. 33. 129.
 Wapokomo 11. 58. 90.
 Warabuse 43.
 Wasiba 21. 37. 89. 102. 103.
 Wasoga 37.

 Wasserkönig 110.
 Wataturu 39. 41.
 Watta 128. 130.
 Watwa 41.
 Wayao 32. 48. 55. 125.
 Weberei 36. 55. 60. 80. 86.
 113.
 Weidah 9. 117. 120.
 Wenya 31.
 Witschwesi 40.
 Wollweberei 24. 109.

 Xosa 16. 20. 59. 63. 133.

 Yakoma 45. 50. 131.
 Yambinga 56.
 Yaunde 15. 17. 85. 116. 137.
 Yemen 35. 69.
 Yoruba 15. 24. 25. 69. 82.
 87. 88. 90. 102.
 Yünnan 69.

 Zigeuner 38.

Ver. L. Leipzig 3/00

PREISSCHRIFTEN

GEKRÖNT UND HERAUSGEGEBEN

VON DER

VEREINIGTE JABLONOWSKI'SCHEN GESELLSCHAFT

ZU LEIPZIG.



Nr. XXII DER HISTORISCH-NATIONALÖKONOMISCHEN ZEITSCHRIFT

XXXV. HEINRICH SCHURTZ: DAS AFRIKANISCHE

Preis

MIT EINER TAFEL.

Handwritten notes and scribbles on the right side of the page.

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG  VON B. G. TEUBNER

1900.

ABHANDLUNGEN

DER KÖNIGL. SÄCHS. GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU LEIPZIG

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

ERSTER BAND. Mit einer Karte. Hoch 4. 1850. brosch. (Stk.)

A. WESTERMANN, Untersuchung über die in die attischen Redner eingelegten Urkunden. 2 Abhandl. 1850			
F. A. UKERT, Über Dämonen, Heroen und Götzen. 1850			
TH. MOMMSEN, Über das römische Münzwesen. 1850			
E. v. WIETERSHEIM, Der Feldzug des Germanicus an der Weser. 1850			
G. HARTENSTEIN, Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius. 1850			
TH. MOMMSEN, Über die Chronographen v. J. 354. Mit 6 Anh. ab d. Quellen d. Chronik d. Hieron.			
WEINMANN, Mit 3 Tafeln. Hoch 4. 1857. brosch.			
ROSCHE, Z. Geschichte d. englischen Volkswirtschaftslehre i. 16. u. 17. Jrh. Nachträge. 1852			
ROSEN, Eberhard Windeck. 1853			
ROSEN, Polemi Silvii laterculus. 1853			80
ROSEN, Toluzi Maeciani distributio partium. 1853			-30
ROSEN, 2 Verzeichnisse, Kaiser Karls V. Lande, s. u. s. Grossen F. 1853			1.—
ROSEN, Die Stadtrechte d. lateinischen Gemeinden Salpensa u. Malaca. Nachträge. 1855			1.—
ROSEN, Die arkundlichen Quellen zur Geschichte der T. des Joses Bostehens. 1857			1.—
ROSEN, Mit 8 Tafeln. Hoch 4. 1861.			12.—
ROSEN, Die Melanesischen Sprachen nach ihrer Stellung unter sich und mit den Malaisch-Polynesischen. 1861			4.—
ROSEN, Die Haefitischen Rechtsgelehrten. 1861			1.20
ROSEN, Das Stralendorfsche Gutachten. 1861			1.20
ROSEN, Über das Passivum. Eine sprachliche Untersuchung. 1861			2.—
ROSEN, Chronik des Cassiodora Senator v. Rom. 1861			3.—
ROSEN, Die Darstellungen griechischer Dichter. 2 Tafeln. Hoch 4. 1861			9.—
ROSEN, Zur Erkenntnis und Kr. der griechischen Sprache. 1861			1.40
ROSEN, Die deutsche Nation. 1861			2.—
ROSEN, Schlacht von V. 1861			1.—
ROSEN, Unterscheidung d. des Kyp. 1861			2.20
ROSEN, feln. 1861			1.20
ROSEN, alr. 1861			1.20
ROSEN, 2. Auflage. 1873			1.—
ROSEN, Antiken Wandgemälden. 1868			2.—
ROSEN, Sang über Comosian's carmen. 1865			1.20
ROSEN, des von Giano. 1870			1.40
ROSEN, Georgios Chortatzes aus Kreta. Ein			1.20
ROSEN, Litteratur. 1870			10.—
ROSEN, Zurechnung und den öconomischen Erfolg. 1872			2.—
ROSEN, Karls V. gegen Tunis. 1872			1.—
ROSEN, ihre Stellung in d. Kunstgesch. Mit 3 Taf. 1872			1.80
ROSEN, sel. I. Einleitung und si mit dem Optativ. 1872			2.—
ROSEN, ar (an) mit d. Optativ u. si ohne Verbum finitum. 1873			1.—
ROSEN, Schmalkaldischen Krieg. 1874			3.—
ROSEN, (Statt M. 18.—) M. 9.—			
ROSEN, (Statt M. 2.80) M. 1.40			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 2.—) M. 1.—			
ROSEN, (Statt M. 4.40) M. 2.20			
ROSEN, (Statt M. 2.40) M. 1.20			
ROSEN, (Statt M. 2.80) M. 1.40			
ROSEN, (Statt M. 18.—) M. 9.—			
ROSEN, (Statt M. 2.40) M. 1.20			
ROSEN, (Statt M. 2.40) M. 1.20			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 2.40) M. 1.20			
ROSEN, (Statt M. 2.80) M. 1.40			
ROSEN, (Statt M. 2.40) M. 1.20			
ROSEN, (Statt M. 21.—) M. 10.—			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 3.00) M. 1.80			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 2.—) M. 1.—			
ROSEN, (Statt M. 6.—) M. 3.—			
ROSEN, (Statt M. 43.—) M. 20.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 2.—) M. 1.—			
ROSEN, (Statt M. 1.60) M. 80			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 35.—) M. 16.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 3.20) M. 1.60			
ROSEN, (Statt M. 6.—) M. 3.—			
ROSEN, (Statt M. 6.—) M. 3.—			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 32.—) M. 15.—			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 6.—) M. 3.—			
ROSEN, (Statt M. 7.—) M. 3.50			
ROSEN, (Statt M. 8.—) M. 4.—			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 3.—) M. 1.50			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 5.—) M. 2.50			
ROSEN, (Statt M. 2.—) M. 1.—			
ROSEN, (Statt M. 5.—) M. 2.50			
ROSEN, (Statt M. 3.—) M. 1.50			
ROSEN, (Statt M. 3.—) M. 1.50			
ROSEN, (Statt M. 4.—) M. 2.—			
ROSEN, (Statt M. 5.—) M. 2.50			

Band 1—10 zu (stamm (stamm M. 264.—) für Mk. 110.—

ELFTER BAND. Mit 15 Tafeln. Hoch 4. 1890.	(Statt \mathcal{M} 35.—) \mathcal{M} 16.—
FRIEDRICH ZARNCKE, Kurzgef. Verzeichniss d. Originalaufnahmen v. Goethe's Bildniss. M. 15 Taf. 1888	(Statt \mathcal{M} 7.—) \mathcal{M} 3.50
GEORG EBERS, Papyrus Ebers. Die Masse und das Kapitel über die Augenkrankheiten. Erster Theil. Die Gewichte und Hohlmassse des Papyrus Ebers. 1889	(" " 3.—) " 1.50
Papyrus Ebers Die Masse und das Kapitel über die Augenkrankheiten. Zweiter Theil. Das Kapitel über die Augenkrankheiten. T. LV, 2—LX IV, 18 1889.	(" " 7.—) " 3.50
ANTON SPINGER, Der Bilderschmuck in den Sacramentarien des frühen Mittelalters. 1889	(" " 2.—) " 1.50
BERTHOLD DELBRÜCK, Die indogerm. Verwandtschaftsnamen. E. Beitr. z. vergleich. Alterthumsk. 1890	(" " 8.—) " 4.—
MORITZ VOIGT, Die technische Produktion und die bürgerlichen römisch-rechtlichen Erwerbmittel. 1890	(" " 2.—) " 1.—
WILHELM RÖSCHER, Umriss zur Naturlehre der Demokratie. 1890.	(" " 6.—) " 3.—
ZWÖLFTER BAND. Mit 6 Tafeln. Hoch 4. 1891.	(Statt \mathcal{M} 28.—) \mathcal{M} 12.—
FRIEDRICH ZARNCKE, Causa Nicolai Winter. Ein Hagallprocess bei der Universität Leipzig. 1890	(Statt \mathcal{M} 4.—) \mathcal{M} 2.—
F. H. WEISSBACH, Aramäische Inschriften und Vorarbeiten zu ihrer Entzifferung. Mit 6 Tafeln. 1891	(" " 3.—) " 1.50
AUGUST LESSKIN, Die Bildung der Nomina im Litauischen. 1891	(" " 16.—) " 8.—
DREIZEHNTER BAND. Mit 5 Tafeln und 1 Facsimile. Hoch 4. 1893.	(Statt \mathcal{M} 32.—) \mathcal{M} 15.—
FRIEDRICH HULTSCH, D. erzähl. Zeitformen b. Polybios. E. Beitr. z. Synt. d. gemeinrösch. Sprache. I. 1891	(Statt \mathcal{M} 7.—) \mathcal{M} 3.50
GEORG GOETZ, Der Libos-Glossar. Mit einer Facsimile. 1891	(" " 3.—) " 1.50
FRIEDRICH RATZEL, Die afrikan. Bögen, ihre Verbreit. u. Verwandtch. Nebst e. Anhang über d. Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropogeographische Studie. Mit 5 Tafeln 1891	(" " 3.—) " 1.50
FRIEDRICH HULTSCH, D. erzähl. Zeitformen b. Polybios. E. Beitr. z. Synt. d. gemeinrösch. Sprache. II. 1892	(" " 4.—) " 2.—
MORITZ VOIGT, Ueber die leges Iulias iudiciorum privatorum et publicorum.	(" " 2.60) " 1.50
AUGUST LESSKIN, Uebers. über Quantität u. Betonung i. d. slavischen Sprachen. I. Die Quantität im Serbischen. E. Das Verhältnis von Betonung u. Quantität in den zweiältest. primären Nomina. C. Das Verhältnis von Betonung und Quantität in den stammbildenden Suffixen mehrsilbiger Nomina. 1892	(" " 3.—) " 1.50
RICHARD MEISTER, Die Mimiamben des Herodas. Herausgegeben und erklärt mit einem Anhang über den Dichter, die Überlieferung und den Dialekt. 1895	(" " 10.—) " 5.—
VIERTZEHNTER BAND. Mit 10 Tafeln. Hoch 4. 1894.	(Statt \mathcal{M} 33.—) \mathcal{M} 16.—
FRIEDRICH HULTSCH, D. erzähl. Zeitform b. Polybios. E. Beitr. z. Synt. d. gemeinrösch. Sprache. III. 1893	(Statt \mathcal{M} 3.60) \mathcal{M} 1.90
JOHANNES ILBERG, Das Hippokrates-Glossar des Erotianus und seine ursprüngliche Gestalt. 1893	(" " 2.—) " 1.—
ALBERT SOCIN, Zum arabischen Dialekt von Marokko. 1893	(" " 3.—) " 1.50
FRIEDRICH DELITZSCH, Beiträge z. Entzifferung u. Erklärung d. kappadokischen Keilschrifttafeln 1893	(" " 3.—) " 1.50
THEODOR SCHREIBER, Die alexandrische Toreutik. Untersuchungen über die griech. Goldschmiedekunst im Ptolemäerreich. I. Theil. Mit 5 Tafeln und 156 Abbildungen. 1894	(" " 10.—) " 5.—
MAX HEINZE, Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern. 1894.	(" " 3.—) " 1.50
F. H. WEISSBACH, Neue Beiträge zur Kunde der Suseischen Inschriften. Mit 5 Tafeln. 1894.	(" " 3.60) " 1.80
FÜNFZEHNTER BAND. Mit 3 Tafeln. Hoch 4. 1895.	(Statt \mathcal{M} 33.—) \mathcal{M} 16.—
ALBERT SOCIN u. Dr. HANS STUMME, Der arab. Dialekt der Høywära des Wād Sūs in Marokko. 1894	(Statt \mathcal{M} 8.—) \mathcal{M} 4.—
HEINRICH SCHREYB, Das Augenornament und verwandte Probleme. Mit 3 Tafeln. 1895	(" " 5.—) " 2.50
HOLGER PEDERSEN, Albanesische Texte mit Glossar. 1895	(" " 12.—) " 6.—
ERNST WINDISCH, Mara und Buddha. 1895.	(" " 12.—) " 6.—

Band 11—15 zusammen (statt Mk. 156.—) für Mk. 70.—

Band 1—15 zusammen (statt Mk. 420.—) für Mk. 175.—

SECHZEHNTER BAND. Hoch 4. 1897.	Preis 30 \mathcal{M}
RICHARD FOERSTER, Johann Jacob Reiske's Briefe. 1897.	20 \mathcal{M}
SIEBZEHNTER BAND. Mit 3 Textfiguren u. 5 Kartenskizzen im Text. Hoch 4. 1897.	Preis 40 \mathcal{M}
FRIEDRICH HULTSCH, Die Elemente der ägyptischen Theilungsrechnung. Erste Abhandlung. 1895	8 \mathcal{M}
FRIEDRICH DELITZSCH, Das Halyonische Welterschöpfungspos. 1896.	8 \mathcal{M}
W. H. RÖSCHER, Das von der „Kynanthropie“ handelnde Fragment des Marcellus von Side. Mit 3 Textfiguren. 1896.	4 \mathcal{M}
FRIEDRICH RATZEL, Der Staat und sein Boden geographisch betrachtet. Mit 5 Kartenskizzen im Text. 1896.	6 \mathcal{M}
KARL BÜCHER, Arbeit und Rhythmus. 1896.	6 \mathcal{M}
THEODOR SCHREIBER, Die Wandbilder des Polygnotos in der Halle der Knidier zu Delph. 1897	8 \mathcal{M}
ACHTZEHNTER BAND. Mit 1 Karte u. 18 Abbildungen. Hoch 4. 1900.	Preis 26 \mathcal{M} 40 \mathcal{M}
CURT WACHSMUTH, Neue Beiträge zur Topographie von Athen. 1897	3 \mathcal{M}
FRIEDRICH HULTSCH, Die Gewichte des Alterthums, nach ihrem Zusammenhang dargestellt. 1898	10 \mathcal{M}
VIKTOR HANTZSCH, Sebastian Münster: Leben, Werk, wissenschaftliche Bedeutung. 1898.	6 \mathcal{M}
AUGUST SCHMARSOV, Ghibertini Kompositionsgesetze an der Norðrdr des Florentiner Baptisteriums. Mit 18 Abbild. 1899	3 \mathcal{M}
H. GELZER, Die Genesis der byzantinischen Themenverfassung. Mit 1 Karte. 1899	4 \mathcal{M} 40 \mathcal{M}
NEUNZEHNTER BAND.	
ALBERT SOCIN, Divan aus Centralarabien. (Unter der Presse.)	
ZWANZIGSTER BAND.	
RUDOLF HIRZEL, <i>Ἀγῶνος Νίκες</i> . 1900	3 \mathcal{M}
ZUR FÜNFZIGJÄHRIGEN JUBELFEIER DER KÖNIGL. SÄCHS. GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN	Preis 4 \mathcal{M}
ZU LEIPZIG AM 1. JULI 1896. Hoch 4.	Preis 4 \mathcal{M}
SACHREGISTRE DER ABHANDLUNGEN UND BERICHTS DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN CLASSE, 1846—1895. Hoch 4. 1898.	Preis 8 \mathcal{M}

Leipzig, Juni 1900.

B. G. Teubner.

BERICHTE DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

BERICHTE beider Classen. 1846—47 (12) 1848 (6).

— Mathematisch-physische Classe. 1844 (3) 1850 (3) 1851 (2) 1852 (2) 1853 (3) 1854 (3) 1855 (2) 1856 (2) 1857 (2) 1858 (2) 1859 (4) 1860 (2) 1861 (2) 1862 (1) 1863 (2) 1864 (1) 1865 (1) 1866 (5) 1867 (4) 1868 (3) 1869 (4) 1870 (5) 1871 (4) 1872 (4) mit Beiblättern 1873 (7) 1874 (5) 1875 (4) 1876 (2) 1877 (2) 1878 (1) 1879 (1) 1880 (1) 1881 (1) 1882 (1) 1883 (1) 1884 (2) 1885 (1) 1886 (4) mit Supplement 1887 (2) 1888 (2) 1889 (4) 1890 (4) 1891 (5) 1892 (6) 1893 (2) 1894 (3) 1895 (6) 1896 (6) 1897 (3).

Mathematische Reihe. 1829 (5) 1839 (6).

Naturwissenschaftliche Reihe. 1828 (1) 1829 (1).

— Philologisch-historische Classe. 1819 (5) 1820 (4) 1821 (5) 1822 (4) 1823 (5) 1824 (6) 1825 (4) 1826 (4) 1827 (2) 1828 (2) 1829 (1) 1830 (4) 1831 (4) 1832 (1) 1833 (3) 1834 (3) 1835 (1) 1836 (1) 1837 (2) 1838 (1) 1839 (3) 1840 (3) 1841 (2) 1842 (2) 1843 (2) 1844 (1) 1845 (2) 1846 (1) 1847 (1) 1848 (1) 1849 (1) 1850 (1) 1851 (1) 1852 (1) 1853 (1) 1854 (1) 1855 (1) 1856 (1) 1857 (1) 1858 (1) 1859 (1) 1860 (1) 1861 (1) 1862 (1) 1863 (1) 1864 (1) 1865 (1) 1866 (1) 1867 (1) 1868 (1) 1869 (1) 1870 (1) 1871 (1) 1872 (1) 1873 (1) 1874 (1) 1875 (1) 1876 (1) 1877 (1) 1878 (1) 1879 (1) 1880 (1) 1881 (1) 1882 (1) 1883 (1) 1884 (1) 1885 (1) 1886 (1) 1887 (1) 1888 (1) 1889 (1) 1890 (1) 1891 (1) 1892 (1) 1893 (1) 1894 (1) 1895 (1) 1896 (1) 1897 (1) 1898 (1) 1899 (1).

Berichte: Bei Bezug vollständiger Bände zur Hälfte des Preises.

Die ganze Serie (statt Mk. 137.—) nur Mk. 60.—

SCHRIFTEN

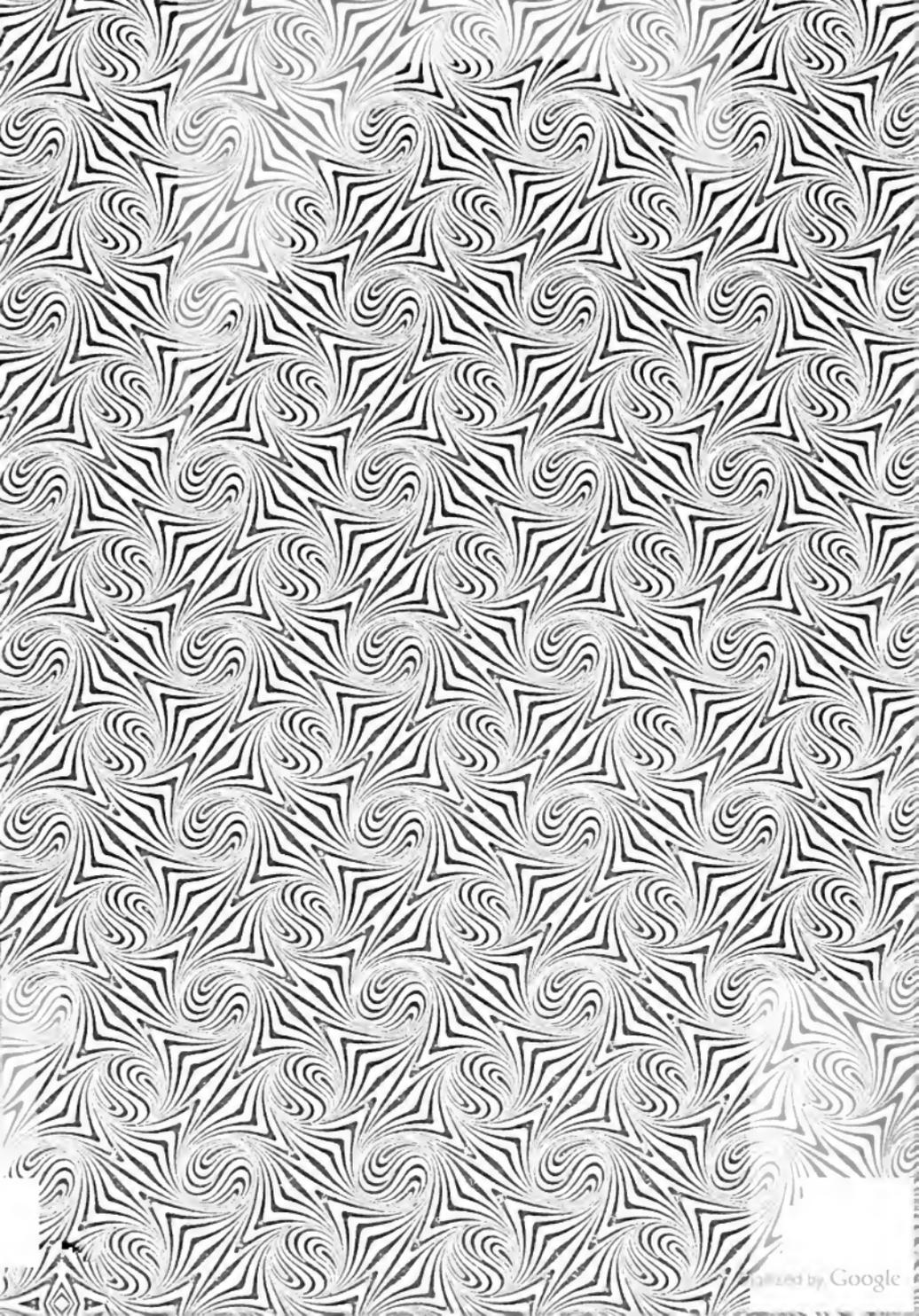
DER FÜRSTLICH-JABLONOWSKI'SCHEN GESELLSCHAFT ZU LEIPZIG

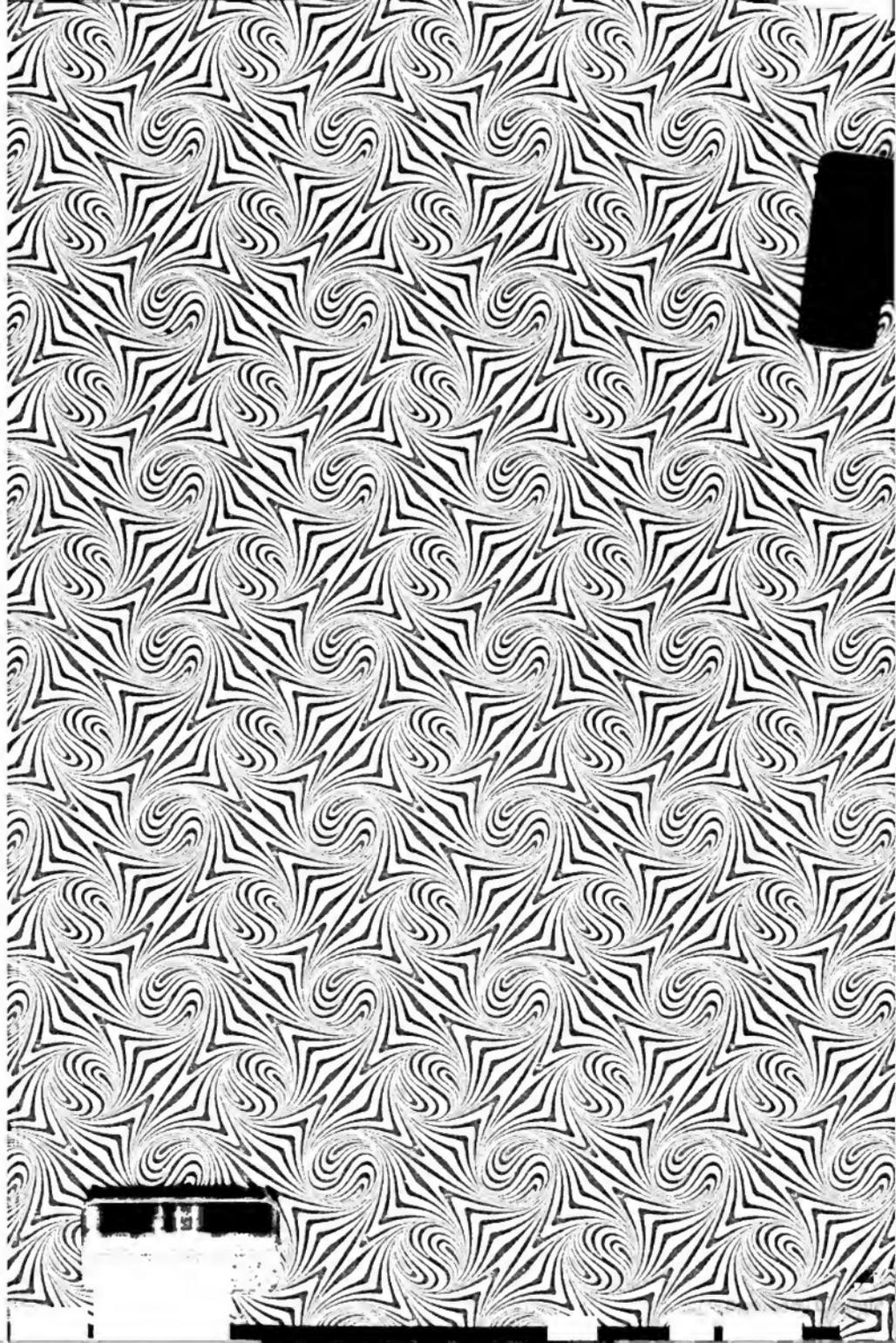
(HISTORISCH-NATIONALÖKONOMISCHE SECTION)

ABHANDLUNGEN bei Begründung der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am Tage der 200jährigen Geburtsfeier Leibnizens herausgegeben von der Fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft. Mit dem Bildnisse von Leibniz in Medaillon u. zahlreichen Holzschn. und Kupfertafeln. hoch 4. 1846. broch. Preis 15 *ℳ*

PREISSCHRIFTEN gekrönt und herausgegeben von der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

1. TH. HIRSCH, Danzigs Handels- und Gewerbesgeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. (Nr. I der hist.-nat.-ökonom. Sect.) hoch 4. 1858. 8 *ℳ*
2. H. WISKEMANN, Die antike Landwirthschaft und das von Thünensche Gesetz, aus den alten Schriftstellern dargelegt. (Nr. II d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1859. 2 *ℳ* 40 *ℳ*.
3. K. WERNER, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft. (Nr. III d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1861. 3 *ℳ*
4. V. BÖHMERT, Beiträge zur Gesch. d. Zunftwesens. (Nr. IV d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1862. 4 *ℳ*
5. H. WISKEMANN, Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten. (Nr. V d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1861. 4 *ℳ*
6. E. L. ETIENNE LASPEYRES, Geschichte der volkswirtschaftl. Anschauungen der Niederländer u. ihrer Litteratur zur Zeit der Republik. (Nr. VI d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1863. 8 *ℳ*
7. JOH. FALKE, Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung. (Nr. VII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1868. 8 *ℳ*
8. B. BÜCHSENSCHÜTZ, Die Hauptstätten des Gewerbflusses im classischen Alterthume. (Nr. VIII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1869. 2 *ℳ* 80 *ℳ*.
9. H. BLÜMNER, Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des classischen Alterthums. (Nr. IX d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1869. 4 *ℳ*
10. H. ZEISSBERG, Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters. (Nr. X der hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1873. 12 *ℳ*
11. A. LESKIEN, Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. (Nr. XI d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1876. 5 *ℳ*
12. R. HASSENCAMP, Über den Zusammenhang des lettoslavischen und germanischen Sprachstammes. (Nr. XII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1876. 3 *ℳ*
13. R. PÖHLMANN, Die Wirthschaftspolitik der Florentiner Renaissance und das Princip der Verkehrsfreiheit. (Nr. XIII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1878. 4 *ℳ* 20 *ℳ*.
14. A. BRÜCKNER, Die slavischen Ansidelungen in der Altmark und im Magdeburgischen. (Nr. XIV d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1879. 4 *ℳ* 20 *ℳ*.
15. F. O. WEISE, Die Griech. Wörter im Latein. (Nr. XV d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1882. 18 *ℳ*
16. R. PÖHLMANN, Die Übervölkerung der antiken Grossstädte im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung städtischer Civilisation dargestellt. (Nr. XVI d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1884. 4 *ℳ* 20 *ℳ*.
17. E. HASSE, Geschichte der Leipziger Messen. (Nr. XVII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1885. 15 *ℳ*
18. K. E. MUCKE, Historische und vergleichende Laut- und Formenlehre der Niedersorbischen (Niederlausitzisch-wendischen) Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Grenzdialecte und des Obersorbischen. (Nr. XVIII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1891. 20 *ℳ*
19. M. VANCSA, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden. (Nr. XIX d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1895. 5 *ℳ*
20. E. O. SCHULZE, Die Koloniasierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. (Nr. XX d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1896. 20 *ℳ*
21. E. ZIEBARTH, Das griechische Vereinswesen. (Nr. XXI d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1896. 10 *ℳ*
22. H. SCHURTZ, Das afrikanische Gewerbe. (Nr. XXII d. hist.-nat.-ök. Sect.) hoch 4. 1900. 7 *ℳ*





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 042984549